

Schwäbische Heimat

April-Juni DM 12.00



1997/2

Ein Dorf in
Alamannien

Das Freilichtmuseum
Beuren am Albrand

Sorgfältige Einschnitte
bei der Schnellbahntrasse

Die Biographin ihres Mannes:
Emilie oder Emma Uhland

2a 692

Schwäbische Heimat

48. Jahrgang
Heft 2
April–Juni 1997

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto:
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes:

Weberstraße 2, 70182 Stuttgart
Telefon (0711) 2 39 42-0, Telefax (0711) 2 39 42 44
Durchwahlen:
Geschäftsführer: Dieter Dziellak (0711) 2 39 42 22
Studienreisen: Gabriele Finckh (0711) 2 39 42 11
Verwaltung: Beate Fries (0711) 2 39 42 12
Geschäftszeiten:
Montag bis Freitag: 9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr

Beilagenhinweis: Dieser Ausgabe liegen Prospekte der Alamannen-Ausstellung in Stuttgart, des Archiv-Verlages in Braunschweig und – in einer Teilaufgabe – des Silberburg-Verlages in Tübingen bei.

Inhalt

DIETER KAPFF Zur Sache: Denkmalpflege, Sparen wider alle Vernunft?	113
REINHARD WOLF Steinerne Bogenbrücken und Stege – Kleine Kulturdenkmale am Wegesrand	114
ERNST STEGMAIER Wandern mit dem «Seehas» der Bodensee-Hegau-Bahn	116
DIETER KAPFF Aufstieg und Fall eines Grenzorts in Ostalamannien	124
HANS LUZ Schnellbahntrasse Stuttgart–Ulm: Hohe gestalterische Qualität bei Einschnitten in die Landschaft	138
WALTER K. KAST Flurbereinigte Weinberge – Stiefkinder der Ökologen	144
HEINRICH FINK «Das Jahr der Torfarbeit» – Das Wurzacher Ried als Wirtschaftsfaktor	150
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Freilichtmuseum Beuren bei Nürtingen	153
WALTER SCHEFFLER «Die Blütenpracht mahnte mich recht wie er sich sonst darüber gefreut hatte» – Um Ludwig Uhlands Andenken	164
IRMTRAUD DIETRICH Hans Multscher und die «Wurzacher Tafeln» von 1437	175
MANFRED KRETSCHMER Albert Speck – Der Maler Ebingen 1895–1938 Heilanstalt Zwiefalten	186
Buchbesprechungen	190
sh intern	203
Reiseprogramm	214
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	216
sh aktuell	217
Personalien	228

Dieter Kapff Zur Sache: Denkmalpflege, Sparen wider alle Vernunft?

Unter dem Eindruck der leeren Kassen hat die Landesregierung fast überall den Rotstift angesetzt. Alenthalben ist darob großes Wehklagen zu hören. Im Konzert der Klagelieder sind am deutlichsten die Stimmen von organisierten lautstarken Gruppen zu vernehmen. Das Stimmchen des Denkmalschutzes droht dagegen unterzugehen. Denn Denkmalschutz – wie auch Naturschutz – hat keine stimmstarke Lobby. Denkmale leiden stumm. Es wäre traurig, wenn die Politik populistisch nach dem Motto verführe, daß am besten wegkommt, wer am lautesten schreit.

Bei der Denkmalpflege sind die Streichungen massiv. Einige Zahlen verdeutlichen dies. Der Etatansatz lag 1996 bei 102,5 Millionen Mark. Der Haushalt 1997 geht von 75 Millionen Mark aus. Zu befürchtende Kürzungen werden ihn weiter schmälern. Enthalten sind in der Zahl jene Mittel, die das Land den Denkmaleigentümern als Zuschüsse zur Erhaltung und Pflege der Kulturdenkmale gewährt. 1994 waren das 60,5 Millionen Mark gewesen. 1997 stehen der Bau- und Kunstdenkmalpflege voraussichtlich nur noch 30 Millionen Mark zur Verfügung. Bei der Archäologischen Denkmalpflege sieht es noch schlechter aus. Von 15 Millionen Mark im Jahr 1996 sind 7,5 Millionen übriggeblieben, von denen für Ausgrabungen 1997 effektiv eine knappe Million Mark zur Verfügung steht.

Die praktischen Auswirkungen dieser Sparpolitik liegen auf der Hand. Die Archäologen können nur noch bereits angefangene Projekte zeitlich gestreckt zu Ende bringen. Neue Rettungsgrabungen können kaum mehr angepackt werden. Wichtige Zeugnisse der Vor- und Frühgeschichte des Landes müssen aufgegeben und unbesehen der Zerstörung überlassen werden. Die Baudenkmalpfleger können nur noch, streng selektiert, substanzerhaltende Maßnahmen fördern und müssen dringend erforderliche Restaurierungen und Erneuerungen zurückstellen. Dabei weiß jeder Häuslebesitzer, daß Reparaturen, die er heute «einspart», morgen umso teurer werden. Konkret heißt dies, daß das Denkmalamt 1997 von gut 1500 Zuschußanträgen gerade 400 berücksichtigen kann. Die 400 «glücklichen» Denkmalbesitzer

müssen freilich damit zufrieden sein, ihr Geld irgendwann in den nächsten vier Jahren zu erhalten. Denn die 30 Millionen Mark sind nicht Bargeld, sondern «Verpflichtungsermächtigungen», also Wechsel auf die Zukunft, die heute ausgestellt, aber erst später eingelöst werden können.

Alle klagen über die Einsparungen, aber keiner tut was. Es ist, als hätten die Damen und Herren Politiker auf dem Weg zu den Sparbeschlüssen ihre Vernunft an der Garderobe abgegeben. Denn Sparen ist, wenn man an die leeren Kassen denkt, nicht immer vernünftig.

Eine Mark öffentlicher Mittel in Denkmalschutz und (Alt-)Stadtsanierung investiert, sagt Wirtschaftsminister Walter Döring, löse acht Mark an privaten Investitionsmitteln aus. Das Achtfache an Konjunkturförderung und Wertschöpfung. Was würde das der darniederliegenden Bauwirtschaft und den Handwerkern bringen! Und wie viel würde an Steuern zurückfließen!

Oder: Die Archäologische Denkmalpflege ist sehr lohnintensiv. Fast alles Geld wird in die Bezahlung der Grabungshelfer gesteckt. 1996 sind 700 ABM-Kräfte beschäftigt gewesen, deren Löhne zu 70 Prozent nicht vom Land, sondern von der Bundesanstalt für Arbeit gezahlt wurden. Statt Arbeitslosen- und Sozialhilfe erhielten die Menschen Lohn, von dem Steuern und Sozialabgaben abgezogen werden. 700, überwiegend schwervermittelbare (Langzeit-)Arbeitslose weniger. 1997 werden die Verträge jedoch nicht erneuert, weil das Land die Komplementärmittel streicht. Ist das am rechten Fleck gespart?

Sparen tut meist weh, bringt gewiß bittere Einbußen an Lebensqualität für den Einzelnen mit sich. In den meisten Fällen ist dieser Verzicht aber in den Folgejahren wieder auszugleichen. Beim Denkmalschutz leider nicht: Was heute kaputtgeht, ist für immer und unwiederbringlich zerstört. Und da ist die Landesregierung an ihre Verantwortung gegenüber den Kulturdenkmälern zu erinnern. Denkmalpflege steht immerhin in der Landesverfassung, Artikel 86.

Viel wäre schon erreicht, wenn die Regierung sich für den allgemeinen Staatshaushalt nicht mehr, wie 1997 zum ersten Mal und stillschweigend geschehen, bei den Toto-Lotto-Mitteln bedienen würde. Die Wetteinnahmen waren einst mit Bedacht als relativ konjunkturunabhängige Finanzquelle für Kunst, Sport und eben die Denkmalpflege gewählt worden. Und so sollte es, allen Begehrlichkeiten zum Trotz, auch künftig sein.

Zum Titelbild: Immer paarig getragen hat eine reiche alte Langobardin ihre Gewandschließen. Oben zwei fast 12 Zentimeter lange Bügelfibeln, die sie jahrzehntelang benützte, darunter zwei mit Almandineinlagen versehene goldene S-Fibeln und ein farbenfrohes Collier aus Glasperlen. Näheres auf den Seiten 124ff.

Reinhard Wolf Steinerne Bogenbrücken und Stege – Kleine Kulturdenkmale am Wegesrand

Übers Wasser führt ein Steg, und darüber geht der Weg. So steht es in Wilhelm Buschs «Max und Moritz» zu lesen, in der Geschichte vom Schneider Böck, der auf einem Steg verunglückt ist. Die Stege und Brücken, die hier abgebildet und beschrieben sind, können zwar nicht mit einer Säge demoliert werden, aber tonnenschweren Traktoren sind die meisten denn doch nicht gewachsen. Und da heute der Bauer nicht mehr mit der Sense, sondern mit dem Traktor die Wiese am Bach mäht, – und der Nachfahre von Schneider Böck nicht läuft, sondern Auto fährt, hat es schon hin und wieder Probleme mit den uralten Gewölbebrücken gegeben, von denen man in unseren Bachtälern aber Gottseidank noch eine größere Anzahl findet.

Über das Alter der Bogenbrücken und steinernen Stege weiß man im allgemeinen kaum etwas, von einigen gibt es Hinweise, daß sie ins 17. Jahrhundert zurückreichen. Auch über das Eigentum an den Brücken ist schon Streit entbrannt – vor allem, wenn es an das Bezahlen von Reparaturen ging: Die Gemeinde, welcher in der Regel der Bach gehört, ist laut Grundbuch nicht Eigentümer der Brücke, ebensowenig aber sind es die Anlieger. Unsere Vorfahren haben da nicht lange gefragt: Wo man einen Übergang brauchte, wurde eben einer gebaut.

Es bedurfte schon großer handwerklicher Fertigkeiten, ohne Beton und Mörtel ein Gewölbe von mehreren Metern Spannweite zu bauen, das auch einem Hochwasser widerstehen konnte. Zunächst mußten rechts und links des Baches aus großen Steinblöcken feste Widerlager gefügt und dann aus Holz ein bogenförmiges Leegerüst gebaut werden, auf das die akkurat behauenen Gewölbesteine gestellt werden konnten. In Längsrichtung des Baches mußten die Steine ineinander verzahnt werden, da-



Steinerner Steg an einem früheren Kirchweg bei Eschentäl im Hohenlohekreis.



Am Buchenbach bei Affalterbach gibt es noch sieben solcher Gewölbebrücken.

mit das Gewölbe Stabilität bekam, in Querrichtung mußten sie alle konisch behauen oder am Außenbogen mit kleineren Steinen aufgefüttert werden. Wenn dann das Gerüst entfernt wurde, konnten sich die Steine durch die eigene Last verkeilen, und das Gewölbe trug sich selbst. Einen Statiker brauchten unsere Vorfahren zum Bau nicht. Erfahrung ersetzte den Rechenstift!

Robust und gediegen sind die kleinen Steinbrücken; aufpassen mußte man nur, daß der Bach



Nach der Sanierung ist diese alte Brücke im Buchenbachtal, Landkreis Ludwigsburg, auch mit Traktoren befahrbar.

nicht die Widerlager unterspülen konnte. Schwarzerlen und Weiden können ein Bachufer so durchwurzeln, daß das Hochwasser keine Chance hat, – in direkter Nähe zu Brücken leisten sie besonders gute Dienste. Ufergehölze tragen wesentlich zur Schönheit von Bachtälern bei, bedürfen aber auch einer Mindestpflege, um den Uferschutz gewährleisten zu können.

In unsere motorisierte Zeit passen die kleinen Steinbrücken natürlich nicht, sie wurden für Fußgänger, Handwagen und Reiter geschaffen. Aus diesem Grund wurden auch zahlreiche durch moderne Brücken ersetzt, aber es gibt Beispiele, wo unter der Straßen-Betonbrücke noch das alte steinerne Gewölbe zu sehen ist. Die Bachbrücken in den Wiesentälern jedoch blieben von der modernen Entwicklung verschont, wo sie nicht beim Feldwegbau ersetzt wurden. Man findet sie heute noch in größerer Zahl, vornehmlich in den Muschelkalktälern. Und es lohnt sich, zu einer Zeit, wo man, ohne Schaden anzurichten, durch die Wiesen gehen kann, an einem solchen Bach entlangzugehen.

In Sandsteingegenden sind eher steinerne Stege typisch. Dies hängt mit dem Gesteinsaufbau zusammen: Aus Muschelkalk oder Weißjura kann man

keine meterlangen Steinblöcke hauen, aus Sandstein dagegen läßt sich an einem Bach kein dauerhaftes Gewölbe bauen. Steinerne Stege mit bis zu vier Metern Länge findet man also nur dort, wo es gute Werksandsteinbrüche gibt. Stege aus Buntsandstein oder Keupersandstein entdeckt man ausschließlich an alten Fuß- oder Reitwegen, oft an Wegen vom Dorf zur Mühle, an früheren Toten-, Kirch- oder Schulwegen.

Steinerne Gewölbebrücken und Stege sind nicht nur idyllische Fleckchen in einem Tal, sondern können auch Tieren Unterschlupf bieten. Der Feuersalamander beispielsweise liebt die schattig-kühlen Ritzen einer steinernen Brücke, und nicht selten brütet die Wasseramsel, dieser knapp amselgroße, muntere braunschwarze Vogel mit dem weißen Brustfleck, unter Brücken und Stegen. Die Wasseramsel lebt von Kleingetier in sauberen Bächen und richtet ihr Nest bevorzugt in Höhlungen unter Brücken ein, wenn ihr nicht sogar mit einem Holzkasten die Wohnungssuche erleichtert wird.

Was aber tun, wenn eine alte Steinbrücke doch einmal ihren Dienst versagt? Am Buchenbach bei Affalterbach an der Grenze zwischen Landkreis Ludwigsburg und Rems-Murr-Kreis gibt es so ein Beispiel: Das Gewölbe verlor seine Symmetrie und drohte schließlich zusammenzubrechen. Die Gemeinde mit einem heimatverbundenen Bürgermeister an der Spitze wollte die Brücke unbedingt erhalten, und so entschloß man sich zur Sanierung: Nach Freilegung und Reinigung des Steinbogens wurden in den Ritzen Baustahlhaken verankert, dann ein dünner Betonsturz drübergegossen, der den Haken Halt gibt. Jetzt fahren schwerste Traktoren über diese Betonbrücke mit ihrer neuen Statik, und äußerlich sieht man nahezu keinen Unterschied zu seither. Selbst die Wasseramsel hat nichts bemerkt: Sie brütet wie zuvor in einem Kasten an der Unterseite des Bogens, wo sie vor allen Feinden ihre Ruhe hat.



Wasseramsel

Ernst Stegmaier Wandern mit dem «Seehas» der Bodensee-Hegau-Bahn

Im Mai 1994 wurde für die Mittel-Thurgau-Bahn, eine von vielen Privatbahnen in der Schweiz, die bis dahin eine Nebenstrecke fuhr, ein neues Zeitalter eingeläutet. Ein Vertrag mit dem Landkreis Konstanz bedeutete die wirtschaftliche Weichenstellung in die Zukunft. Mit der Einweihung der «Hegau-Bodensee-Bahn» wurde ein modernes Nahverkehrskonzept verwirklicht, das Orte und Menschen verbindet.

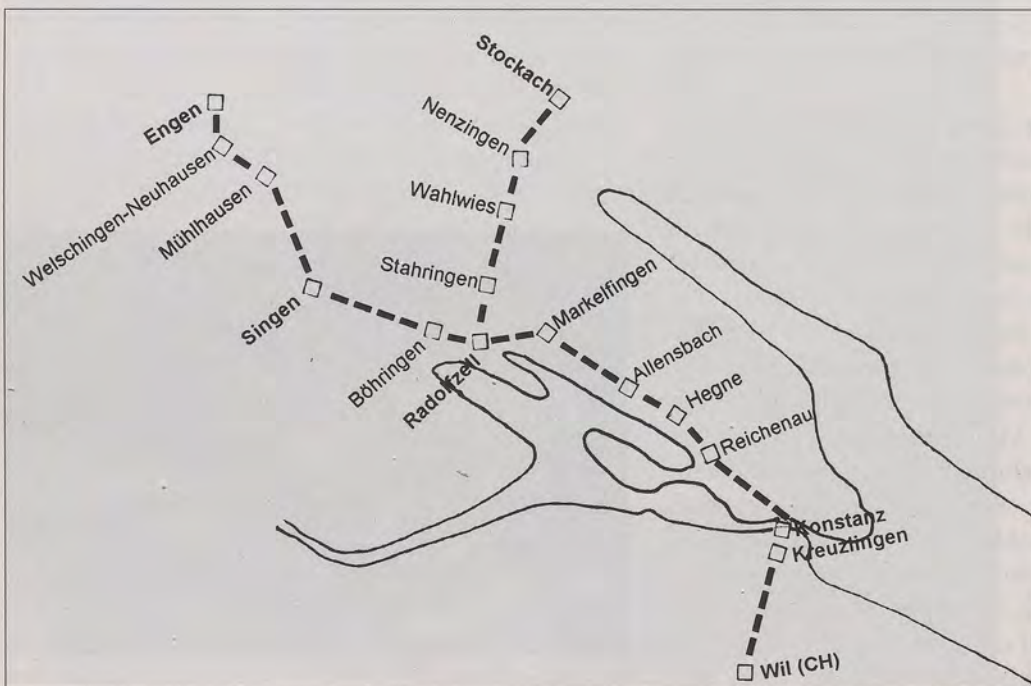
Die von Weinfelden im Thurgau kommenden Züge überfahren in Kreuzlingen die deutsch-schweizerische Grenze und verbinden im Halbstundentakt die Bodensee-Metropole Konstanz über Radolfzell und Singen mit Engen im Hegau. Der «Seehas», wie die S-Bahn genannt wird, verbindet damit auch den Landkreis Konstanz mit dem Kanton Thurgau.

Ab Konstanz verkehrt der «Seehas» auf den DB-eigenen Gleisen und Anlagen. Die Zusammenarbeit zwischen Landkreis Konstanz, Deutscher Bahn AG und der schweizerischen Mittel-Thurgau-Bahn stellt eine Betriebskooperation dar, die in Deutschland und in der Schweiz wohl einmalig ist. Die Mittel-Thurgau-Bahn ist die erste Schweizer Bahn, die im Ausland aktiv ist und zudem den größten Teil ihres Umsatzes dort erwirtschaftet. Sie hat seit Übernahme der Strecke nach Engen die Verkehrsleistung von 670 000 km auf 1,05 Mio. km fast ver-

doppelt, indem sie zwischen 5 Uhr morgens und 20 Uhr abends einen Halbstundentakt einführt. Entsprechend stieg das Fahrgastaufkommen um rund 65 %. Der «Seehas» fährt damit auf der Erfolgsspur.

Um den Halbstundentakt der Bahn garantieren zu können, werden zehn komplette Fahrzeuggarnituren eingesetzt. Neben vier nagelneuen Pendelzügen – NPZ-Steuerwagen der Schweizer Firma Schindler – sind auch noch sechs ältere Züge im Einsatz. Die Pendelzüge sind übrigens mit Fahrradabteilen ausgestattet. Als unverkennbares Markenzeichen besitzt der «Seehas» ein modernes äußeres Erscheinungsbild mit auffallenden pinkfarbenen Rauten und Farbflächen auf hellem Grund. Das frische Aussehen der Wagen verbindet sich dabei mit einem zeitgemäßen Sitz- und Fahrkomfort.

Auch in die weitere Zukunft können die Gesellschafter der Mittel-Thurgau-Bahn recht optimistisch blicken. So hat im Juni 1995 der Landkreis Konstanz die Wiederinbetriebnahme der Bahnlinie Radolfzell – Stockach beschlossen und die Mittel-Thurgau-Bahn mit der Umsetzung beauftragt. Mit zahlreichen «Seehas-Festen» in Radolfzell und Stockach sowie an den Haltepunkten entlang der «Nordlinie» wurde am 8. September 1996 die 17 km lange Zweiglinie, auf der seit vierzehn Jahren keine



Das Streckennetz
der «Seehas»-Bahn.



Personenzüge mehr rollten, erneut eingeweiht. Auch hier werden die Bundesbahneinrichtungen benutzt.

Mit diesem Streckenangebot trat auch der «Verkehrsverbund Hegau-Bodensee» in Kraft. Mit neuen Tarifzonen wurde eine übersichtliche Preisstruktur geschaffen, die die Nachbarkreise und die Schweiz teilweise in den Verbund einbezieht. Preis und Angebot ergänzen sich also, – unabdingbare Voraussetzung für einen funktionierenden Personen-Nahverkehr.

Auch auf Schweizer Seite des Bodensees kann die Mittel-Thurgau-Bahn einen Erfolg verbuchen. Sie wurde von der Regierung in Bern beauftragt, die 80 km lange sogenannte «Seelinie» zwischen Schaffhausen und Rorschach mit einem Nahverkehrstakt zu bedienen.

Wenn dieser Netzschluß vollends erreicht wird, ist der Aufbau eines Schienen-Personen-Nahverkehrs rund um den Bodensee, die «Bodensee-S-Bahn», nahezu abgeschlossen. Die kühnsten Hoffnungen der Deutschen Umwelthilfe und des Naturschutzbundes Deutschland, die die Forderung nach einem Schienen-Nahverkehrskonzept bereits vor Jahren aufstellten, sind dann erfüllt.

*Vom Bodensee in den Hegau –
Aus dem Becken des Rheingletschers auf die Hegau-Alb*

Eine Fahrt mit dem «Seehas» von Konstanz nach Engen führt den Bahnreisenden aus dem eiszeitlich angelegten Hauptbecken des Rheingletschers auf

die Hegau-Alb. Geographie- und Naturkundeunterricht ist hier inbegriffen.

Die Landschaft um Konstanz und den westlichen Bodensee zog bereits früh, seit rund 50 000 Jahren, also noch während der Eiszeiten, erste nomadisierende Jäger an. Vermehrte Zeichen menschlichen Lebens stammen aus der Altsteinzeit (12 000 v. Chr.) unter anderem aus Jurahöhlen des Hegaus, aber auch aus der Jungsteinzeit (3000–1800 v. Chr.), wo rund um den Bodensee Pfahlbauten an seinen flachen Ufern entstanden.

Später legten dann die Römer zu Beginn des ersten Jahrhunderts nach Christus an der strategisch wichtigen Verbindungsstelle zwischen Ober- und Untersee den Grundstein für ein Kastell auf dem heutigen Konstanzer Münsterberg. Aus diesem Römerlager entwickelte sich die Stadt, die als «Constantia» im Jahre 525 erstmals urkundlich erwähnt wird. Das bekannte Konzilgebäude wurde 1388 errichtet. Hier tagte zwischen 1414 und 1418 das «Konstanzer Konzil», dem zahlreiche Vertreter der geistigen und weltlichen Sphäre des gesamten Abendlandes beiwohnten. Ziel war es, die in neuen Ideen erwachenden Menschen wieder unter den Mantel der Kirche zu bringen. In dieses Bestreben paßte der böhmische Reformator Jan Hus nicht. Er wurde zum Tode verurteilt und 1415 auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Bürger des heutigen Konstanz leben in einem modernen Verwaltungszentrum, das Kreisstadt ist (76 000 Einwohner) und auch eine Universität beherbergt. Als wichtiger Gewerbe- und Industriestandort besitzt die Stadt ein großes Arbeitsplatzangebot.



Darstellung auf der Grundlage der Topographischen Karte 1:50 000, Ausschnitt aus dem Blatt L8118 und L8318. Mit Erlaubnis des Landesvermessungsamts Baden-Württemberg vom 10. 4. 1997, Az.: 5.11/1158.

Kurz nach dem Konstanzer Bahnhof überquert der «Seehas» die Rheinbrücke und damit den See-Rhein, das rund vier Kilometer lange Verbindungsstück zwischen Ober- und Untersee. Der Bodensee stellt mit 540 km² den größten Binnensee Deutschlands dar, seine größte Tiefe mit 252 m findet sich im Obersee. In Sipplingen am Nordwestufer des Obersees pumpt die Bodenseewasserversorgung aus 60 m Tiefe täglich rund 650 Mio. Liter Wasser in die Leitungsrohre, die 4,5 Mio. Menschen im Verdichtungsraum Stuttgart und in Nord-Württemberg mit Trinkwasser versorgen.

Zwischen Konstanz und Radolfzell durchquert der «Seehas» die reizvolle Uferlandschaft des Gnadensees, eines Teilbeckens des Untersees. Immer wieder fallen die Blicke auf schmucke Dörfer wie Hegne mit seinem Kloster, Allensbach oder Markelfingen, oder – draußen im See – auf die Insel Reichenau. Im Jahre 724 gründete der Wanderbischof Pirmin, ein irischer Geistlicher, auf der Insel ein Benediktinerkloster. Ihre Hochblüte erlebte die Reichenau vom 8.–11. Jahrhundert als eines der kulturellen Zentren Europas. Heute leben die Reichenauer vom Tourismus und Gemüseanbau. Auf 250 Hektar werden bis zu 15 Mio. kg Gemüse im Jahr geerntet, wozu günstiges Klima, Beregnung und Gewächshäuser beitragen.

Links und rechts des Damms zur Reichenau erstreckt sich mit 757 Hektar das ausgedehnte Naturschutzgebiet «Wollmatinger Ried». Mit seiner überaus artenreichen Pflanzen- und Tierwelt stellt es das bedeutendste Naturschutzgebiet am deutschen Bodenseeufer dar. Als Naturreservat von internationaler Bedeutung besitzt das Wollmatinger Ried seit 1968 das «Europadiplom des Europarates». Geprägt von den stark schwankenden Wasserständen des Bodensees weist das Gebiet großflächige Streuwiesen und Röhrlichtbestände sowie ausgedehnte Flachwasserzonen auf. Von den etwa 600 höheren Pflanzenarten des Riedes stehen rund 100 Arten in der Roten Liste von Baden-Württemberg. Die Bedeutung des Reservates für die Vogelwelt beruht insbesondere auch auf den jährlichen Ansammlungen von 20 000–40 000 Wasservögeln, die hier im Winter auf den vorgelagerten Wasserflächen ein Nahrungs- und Überwinterungsgebiet finden.

Im Bahnhof Reichenau (Festland) – Station des «Seehases» – hat der Naturschutzbund Deutschland (NABU) ein sehenswertes Informationszentrum eingerichtet; es ist geöffnet: Mo–Fr 9–12 und 14–17 Uhr, im Sommer zusätzlich Sa, So 13–17 Uhr. Von hier aus werden auch Führungen ins Wollmatinger Ried angeboten.

Das Konstanzer Bodensee-Hinterland wird durch den Bodanrück geprägt, eine Jungmoränenlandschaft, die der Rheingletscher erst zur ausgehenden Eiszeit (bis 10 000 v. Chr.) schuf. Zahlreiche Drumlins, das sind walrückenähnlich geformte Moränenbuckel und dazwischenliegende, oft abflußlose Senken, wechseln sich ab. Darin haben sich regelmäßig Niedermoore gebildet, die größtenteils unter Naturschutz stehen – insgesamt ein Naturraum, in dem der Naturfreund auf seine Kosten kommt. Das größte und bekannteste Schutzgebiet ist hier mit 411 Hektar der Mindelsee, der bereits 1938 unter Naturschutz gestellt wurde. Im Naturschutzzentrum des Bunds für Umwelt- und Naturschutz (BUND) in Radolfzell-Möggingen wartet eine Ausstellung sowie ein Exkursionsangebot auf den Besucher (Öffnungszeiten: Mo–Fr 9–12, 14–17 Uhr).

Am westlichen Ende des Gnadensees erreicht der «Seehas» die Stadt Radolfzell, deren Siedlungsanfänge in Fischerhütten am Ufer des «Zeller Sees» um das Jahr 900 v. Chr. zu suchen sind. Bereits im Jahre 1100 bekam Radolfzell das Marktrecht verliehen und auch alsbald die Stadtrechte. Unter langer Habsburger Herrschaft erlangte die Stadt politische Bedeutung, besaß zeitweise sogar die Reichsunmittelbarkeit. Heute hat Radolfzell mit seinen 18 000 Einwohnern eine wichtige Funktion als Industrie- und Gewerbestandort, hat sich aber auch mit seiner malerischen Altstadt viel von ihrem spätmittelalterlichen Aussehen bewahrt.

Bekanntester Bürger Radolfzells ist sicher der Dichter Joseph Viktor von Scheffel (1826–1886), der durch den *Trompeter von Säckingen* und den Roman *Ekkehard* berühmt wurde. Die Scheffelstraße führt heute aus der Altstadt hinaus auf die Halbinsel Mettnau, einerseits ein Kurviertel, andererseits seawärts ein großes Naturschutzgebiet, das mit seinen Ried- und Wasserflächen der Vogelwelt einen idealen Lebensraum bietet. Das Naturschutzhaus Mettnau des Naturschutzbundes Deutschland (NABU) bietet umfangreiche Informationen und auch Führungen an (Öffnungszeiten: 1. 3. bis 31. 10. täglich von 14–18 Uhr).

Auf der weiteren Fahrt durchquert der «Seehas» über Singen bis hinauf nach Engen die Große Hegauaniederung in ihrer ganzen Ausdehnung. Von 400 m am Untersee steigt dabei die Landoberfläche auf rund 500 m bei Engen an. Entlang der Hegauer oder auch Radolfzeller Aach bilden Anmoore und Niedermoore weite Flächen. Die heute noch naturnahen Bereiche sind als Naturschutzgebiete ausgewiesen wie z. B. das «Weitenried» oder das «Hauseaner Aachried». Aus der Niederung ragen einzelne Geländeerhebungen heraus, die teils tertiären Ur-

sprungs (Molasseberge), teils glazialer Herkunft (Schotterterrassen, Moränenablagerungen) sind.

Als größte Stadt des Hegaus (44 000 Einwohner) und als wirtschaftliches und kulturelles Zentrum liegt Singen mitten in der Hegauniederung an der Aach. Vor gut 1200 Jahren wird das Dorf Singen zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Seine weitere Geschichte unter zunächst klösterlichen, dann weltlichen Herren ist oftmals eng verknüpft mit dem Schicksal von Burg und Festung Hohentwiel, an dessen Fuß Singen liegt. Die Entwicklung zur modernen Stadt setzte sehr spät ein. Im Gefolge der Industrialisierung und dem Eisenbahnbau – Singen ist Eisenbahnknoten seit 1863 – erfuhr die Siedlung eine rasche Entwicklung und erhielt 1899 die Stadtrechte. Menschen leben allerdings schon sehr viel länger an der fischreichen Aach; bereits aus der Altsteinzeit (seit 25 000 v. Chr.) liegen Fundstücke wie Geräte und Waffen aus Feuerstein und Knochen vor. Über alle weiteren Epochen, also die Mittlere und Jungsteinzeit, die Bronzezeit und die Zeit der Alemannen, kann die Siedlungsentwicklung verfolgt werden. Das Hegaumuseum in Singen, eine der größten süddeutschen Sammlungen, zeigt die Fundstücke in beeindruckender Weise.

Als markanter Übergang zum Hegauer Kegelbergland ragen aus der Ebene zwischen Singen und Engen die pfeilerförmigen Vulkanberge Hohentwiel, Hohenkrähen und Mägdeberg mit Gipfelhöhen zwischen 600–700 m steil empor – gerade von der Bahnlinie aus eindrucksvoll zu sehen. Sie bestehen in ihrem Kern aus Phonolith oder Klingstein, einem erstarrten Lavagestein. Der Name Phonolith rührt von der Eigenschaft her, daß das Gestein beim Anschlagen einen metallischen Klang gibt. In zweiter Reihe, weiter im Westen, erheben sich die höchsten Kegelberge des Hegaus, der Hohenstoffeln (844 m, zweigipfelig), der Hohenhewen (846 m) und der Neuhewen (867 m), die aus Basalt und Basalttuff bestehen.

Die Entstehung der Hegauvulkane ist eng mit der Emporfaltung der Alpenketten verknüpft und liegt rd. 15 Millionen Jahre zurück im Tertiär. Während der Alpenfaltung entstanden im Alpenvorland tektonische Störzonen in der dünnen Erdkruste, durch die flüssiges Magma aus dem Erdinnern an die Oberfläche gelangen konnte. Der Hegauvulkanismus dauerte wohl sieben Millionen Jahre, wobei keine klassischen Vulkane, wie z. B. der Vesuv oder Ätna entstanden. Vielmehr stellen die heute wie echte Vulkankegel wirkenden Hegauberge nur die widerstandsfähigen Reste ehemaliger Schlotfüllungen dar, die umgebenden vulkanischen Schichten sind durch die Erosion schon lange abgetragen.

Unweit des Hohenhewen liegt als Endstation der Bodensee-Hegau-Bahn das Städtchen Engen (9800 Einwohner). Vermutlich im 5. Jahrhundert n. Chr., also zu Beginn der alamannischen Landnahme, wurde Engen an strategisch wichtiger Stelle gegründet. Die Berge der Alb öffnen sich hier zur weiten Landschaft der Hegauniederung. Seit dem 11. Jahrhundert traten die Herren von Engen auf, die auf den umliegenden Bergen, also auch auf dem Hohenhewen, ihre Burgen erbauten. Der langgestreckte Bergsporn, der sich aus dem Tal erhebt, wurde von ihnen nach 1240 befestigt, mit einer Stadtmauer umgeben und zur mittelalterlichen Stadt entwickelt; Stadtrecht ab 1291. Bekannt ist Engen heute für seine historische Stadtansicht, die ursprünglich spätromanische Säulenbasilika Mariä Himmelfahrt und das Krenkinger Schloß im Süden der Stadtmauer.

*Vom Hohenhewen zum Hohentwiel –
Zu Fuß durch «des Herrgotts Kegelspiel»*

Dem Hegau-Wanderer liefert eine Informationstafel gegenüber dem Bahnhof verschiedene Wandervorschläge rund um Engen. Die Tour über die Hegaugipfel hinweg nach Singen beginnt unmittelbar am Bahnhof. Der Wanderweg Nr. 2 des Verkehrsvereins Engen nimmt uns hierzu auf und führt uns südlich des Bahnhofgebäudes durch die Unterführung der Bahngleise. Dann kommt auch bereits der Vulkankegel des Hewen in Sicht. Die in grün gehaltene Beschreibung weist zunächst zum städtischen Krankenhaus. Dabei bewegen wir uns auf dem Schwarzwaldvereinsweg Freiburg-Bodensee sowie auf dem Ludwig-Finckh-Weg (zwei stilisierte rote Hegaukegelspitzen). Von dem Schriftsteller Ludwig Finckh, der sich in den 30er Jahren gegen den Basaltabbau an einigen Hegaubergen wandte, stammt die Landschaftsbeschreibung «des Herrgotts Kegelspiel». Nach Verlassen der letzten Häuser Engens bietet sich uns ein herrlicher Blick auf die Berge und die weitere Wanderstrecke: vor uns der Hewen, nach Südosten das breite Massiv des Hohenstoffeln (nicht auf unserer Route), weiter nach Osten der langgezogene Höhenrücken des Mägdebergs, dann der steile Kegel des Hohenkrähen.

Ein Blick zurück läßt uns nochmals das mittelalterliche Bild der Altstadt Engens genießen. Bald ist der Weiler Anselfingen erreicht, wo wir den Wandermarkierungen folgen und oberhalb des Ortes den Wanderparkplatz mit Grillstelle erreichen. Nach dem Rastplatz gabelt sich der Weg. Der bequemere Ludwig-Finckh-Weg führt gemächlich nach Welschingen hinunter, wir wählen den steilen, aber



Blick vom Hohenkrähen auf die Aachniederung und den Hohentwiel.

aussichtsreichen Weg über den Gipfel des Hohenhewen.

Hier betreten wir das gleichnamige Naturschutzgebiet, das dem Schutz der geologischen Besonderheiten des Berges sowie der artenreichen Waldbestände dient. Auf dem Gipfel war bereits in vorgeschichtlicher Zeit eine Schutz- und Ringwallanlage vorhanden, vermutlich auch ein Bergheiligtum der Kelten. Im 12. Jahrhundert erfolgte der Burgbau durch die Herren von Engen. Rund 500 Jahre später, im Dreißigjährigen Krieg, wurde die Burg durch bayerische Truppen zerstört. In den 30er Jahren unseres Jahrhunderts legte dann der Schwarzwaldverein Engen die Ruine wieder frei, die später vom Land Baden-Württemberg gekauft und teilweise restauriert wurde. Der Blick vom Bergfried reicht bei klarer Sicht von den Schweizer Alpen über den Bodensee zur Schwäbischen Alb, zu den Hegaubergen und den Ortschaften der nahen Umgebung.

Nach Verlassen der Ruine und des Gipfels führt uns der weitere Weg die Südwesthänge hinunter nach Welschingen. Im Ort wählen wir die Straße nach Hilzingen und befinden uns wieder auf dem ausgeschilderten Ludwig-Finckh-Weg, der uns auf die Anhöhe zwischen Welschingen und Weiterdingen bringt. Bei einem Wegekrenz und zwei mächtigen

Linden trifft der Weg auf die Kreisstraße, wo wir den ausgeschilderten Weg verlassen und auf einem Wiesenweg links hinauf zu der Anhöhe des Philippsbergs gehen. Auf dem romantischen Wiesenweg – wo findet man solche unbefestigte Wege noch – geht's hinab in eine Talsenke, wo uns gegenüber das steinerne Hegaukreuz den Weg weist (rechts an dem am Hang liegenden Feuchtgebiet vorbei hinauf). Vom Kreuz sind es nur noch wenige Meter und Minuten hinüber zur Burgruine des Mägdebergs.

Auch dieser Hegauberg, der im Zentrum von einem gut 200 m durchmessenden Phonolithpfeiler gebildet wird, ist als Naturschutzgebiet ausgewiesen. Als Schutzziel ist die Erhaltung der artenreichen Laubmischwälder an seinen Hängen und die Bewahrung seltener Pflanzengesellschaften auf den Felspartien zu nennen, wo diese nach der Eiszeit auf waldfreiem Standort überleben konnten. Wohl schon in keltischer Zeit existierte auf dem Mägdeberg eine Kultstätte, später dann auch bei den Germanen. Nach wechselndem Herrscherschiedal zerfiel die 1235 errichtete Burg im ausgehenden 18. Jahrhundert immer mehr. Trotzdem sind die heute noch erhaltenen Ruinen recht eindrucksvoll. Unterhalb der Burgruine führt uns die Markierung



Die historische Altstadt von Engen im Hegau.

des Schwarzwaldvereins am kreuzbestandenen Gönnersbohl vorbei zum bereits sichtbaren, rund drei Kilometer entfernten Hohenkrähen. Die im 12. Jahrhundert erbaute Burg entwickelte sich bald zu einer der gefürchtesten Raubritterburgen im hochmittelalterlichen Hegau. Im 15. Jahrhundert zerstört, bald wieder aufgebaut, wurde sie im Dreißigjährigen Krieg endgültig geschleift. Seitdem gilt als Alleinherrscher des Berges der «Poppele von Hohenkrähen», ein Hegauer Eulenspiegel und eine Sagengestalt, die angeblich bis heute noch allerlei Schabernack treibt. Die steilen Felswände und Trümmerhalden des Phonolithgesteins lassen im Naturschutzgebiet Hohenkrähen einen Hochwald nur schwer aufkommen. Felsspalten- und Felschuttgesellschaften herrschen vor. Wo sich in flacheren Lagen Wald bilden konnte, blieb dieser größtenteils vom Menschen unbeeinflusst.

Vom Hohenkrähen zieht sich nun unser Weg oberhalb des Aachtales sehr gemächlich am Hang entlang zur Duchtlinger Landstraße. Wenige hundert Meter gehen wir entlang der Landstraße, bis wir unterhalb des Gasthauses nach rechts zum Hohentwiel abzweigen. Markant und mächtig, gleichwohl schicksalsträchtig, liegt der Hausberg Singens vor uns. An einem Reiterhof vorbei muß unterhalb des Staufens noch ein Gegenanstieg bewältigt werden, dann erreichen wir auf der Bergschulter das Gasthaus und das Informationszentrum des Hohentwiels.

Eine Ausstellung vermittelt hier die Geschichte der Festung. Im Jahre 912 erstmals urkundlich erwähnt, gelangte die Festungsanlage im 11. Jahrhundert an die Habsburger und dann an die Zähringer. 1538 wurde sie an Herzog Ulrich von Württemberg verkauft, der sie zur Landesfestung ausbauen ließ. Im Dreißigjährigen Krieg überstand die Burg unter der Führung des Kommandanten Wiederholt fünf Belagerungen schadlos, wurde aber dann im Französisch-Österreichischen Krieg in den Jahren 1800–1801 nach kampfloser Übergabe auf Befehl Napoleons gesprengt und geschleift.

Trotzdem handelt es sich auch heute noch um die größte südwestdeutsche Festungsanlage. Auch wenn mehr als 100 000 Besucher im Jahr den «Twiel» erstürmen, sind die bewaldeten Hänge und die Magerwiesen und Magerweiden Lebensraum zahlreicher gefährdeter Tiere und Pflanzen. Bereits seit 1941 ist daher der Hohentwiel als Naturschutzgebiet ausgewiesen.

Auf den nun müden Wanderer wartet nur noch der Abstieg nach Singen und der Marsch durch die Innenstadt zum Bahnhof und zum «Seehas». Gut fünf Stunden Gehzeit sind für diese Wanderung anzusetzen; sie kann natürlich auch am Hohentwiel begonnen werden. Einkehrmöglichkeiten bestehen in den Orten unterwegs, im Gasthaus an der Duchtlingerstraße und – wer's badisch gehoben mag – in der Hohentwiel-Gaststätte.

Im Hegau und entlang der «Seehas»-Strecke beste-



hen natürlich noch viele andere Möglichkeiten, Touren zusammenzustellen. Hier sei auf die einschlägigen Wanderkarten verwiesen. Nur zwei besonders lohnende Wandertips seien noch gegeben:

- Von der Bahnstation Markelfingen zum Mindelsee, Seeumrundung und über Möggingen – Güttingen zur neuen Seehas-Station Stahringen an der Linie Stockach – Radolfzell (Gehzeit ca. drei Stunden).
- Von Radolfzell auf die Halbinsel Mettnau und zum Aussichtsturm im Naturschutzgebiet; herrlicher Blick über Gnaden- und Zellersee sowie zum Bodanrück (Gehzeit ca. anderthalb Stunden).

QUELLEN:

- Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Freiburg (1982–1983): Würdigungen zu den Naturschutzgebieten Hohenhewen, Mägdeberg und Hohenkrähen
Bundesanstalt für Landeskunde und Raumplanung (1964): Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 186 Konstanz (mit Karte); Bad Godesberg, 44 S.
Geologisches Landesamt Baden-Württemberg (1974): Geologische Karte des Landkreises Konstanz mit Umgebung 1:50 000 (Karte mit Erläuterungen); Freiburg, 286 S.
Geyer O. u. Gwinner M. P. (1986): Geologie von Baden-Württemberg; Stuttgart, 472 S.
Gruschke, A. (1991): Der Hegau; Freiburg, 127 S.
Finke, H. (1993): Sonnige Höhen, leuchtende Ufer, Hegau, Höri, Bodanrück – ein literarischer Reiseführer; Konstanz, 128 S.
Landesvermessungsamt mit Schwarzwaldverein: Wanderkarte 1:50 000 Blatt 10 Hegau – Bodensee.

Dieter Kapff Aufstieg und Fall eines Grenzorts in Ostalamannien



Das Areal des alamannischen Gräberfelds und des merowingerzeitlichen Dorfes bei Lauchheim, aus Südwesten. Das Luftbild aus dem Jahr 1993 zeigt vorne das Grabungsgelände des Friedhofs im Gewann Wasserfurche. Der größte Teil des Gräberfelds ist bereits mit Hallen und Parkplätzen des neuen Gewerbegebiets überbaut. Nach oben aus dem Bild führt, an der neuen Kläranlage (Mitte oben) vorbei, die Umgehungsstraße Lauchheim im Zuge der B 29 durch die Flur Mittelhofen. Die alamannische Grenzsiedlung liegt zwischen der alten B 29, die schräg durchs Bild führt, und der Jagst, deren Lauf die Baumreihe im oberen Bild Drittel erkennen läßt.

Lauchheim im Ostalbkreis ist seit mehr als zehn Jahren ein Forschungsschwerpunkt der Landesarchäologie. Hier finden in alljährlichen Grabungskampagnen die umfangreichsten Untersuchungen über das Frühmittelalter statt, die das Land bisher gesehen hat. Und jedes Jahr überraschen Grabungsleiter Dr. Ingo Stork und sein Team die Öffentlichkeit mit neuen, großartigen Funden, vor allem aber mit hochkarätigen Befunden, die das Bild der Merowingerzeit, jene eigentlich dunklen Jahrhunderte, mit Leben und auch mit Glanz erfüllen. Die Ausgräber könnten mit vielen Superlativen protzen: Lauchheim ist der fundreichste Ort für Goldblattkreuze, vierzehn, etwa ein Viertel aller bisher gefundenen. Lauchheim hat die älteste große goldene Kreuzfibel in Mitteleuropa und zwei der am reichsten ausgestatteten Gräber jener Zeit nördlich der Alpen. Lauchheim ist der wichtigste Lieferant für Dendrodaten der Merowingerzeit, also jener aufs Jahr genauen Daten, die aus dem Baumringkalender abgelesen werden können. Das ist eminent wichtig für eine Zeit, aus der es hierzulande keine schriftlichen Quellen gibt. Und, und, und.

Die glänzenden Erfolge sind zweifellos dem modellhaften, sorgfältigen Vorgehen der Archäologen zu verdanken. Aber auch dem glücklichen Umstand, daß es hier gelang, einen großen Friedhof im Gewann «Wasserfurche» fast vollständig, zu 95 Prozent, auszugraben. Was fehlt, sind die Gräber, die beim Kanalbau für das Gewerbegebiet unbeobachtet zerstört wurden, sowie jene, die heute unter Industriebauten unzugänglich sind. Es ist einer der größten Reihengräberfriedhöfe in ganz Süddeutschland. Besonders wichtig ist aber, daß auch die dazugehörige Siedlung im Gewann Mittelhofen entdeckt und großflächig – bisher 5,5 Hektar – systematisch untersucht werden konnte. Der Bau der Umgehungsstraße für Lauchheim im Zuge der B 29 sowie einer neuen Kläranlage hatten die Ausgrabungen nötig gemacht. Frühmittelalterliche Siedlungen sind weit seltener zu erforschen als Gräberfelder. Denn meist liegen die Ursiedlungen unter den Stadt- und Dorfkernen und sind damit unzugänglich, häufig wohl auch durch Baumaßnahmen im Mittelalter und Neuzeit schon zerstört. Daß es hier nicht so ist, hat seinen Grund. Schließlich kam unverhofft noch dazu, daß einige Gräber im Grundwasserbereich liegen, also unter Feuchtbodenbedingungen konserviert wurden. Das bedeutet, daß hier sogar organische Substanzen erhalten sind.

In Heft 1 des Jahrgangs 1992 hatte die Schwäbische Heimat die aufsehenerregenden Ausgrabungen in Lauchheim vorgestellt. Nun, da weitere fünf Jahre ins Land gegangen sind und der 1,5 Hektar große alamannische Reihengräberfriedhof vollständig ausgegraben ist, wird es Zeit, wieder einmal darüber zu berichten. Wegen seiner überragenden Bedeutung bildet Lauchheim auch einen Schwerpunkt in der großen Landesausstellung «Die Alamannen», die vom 14. Juni bis 14. September im Forum der SüdwestLB gleich neben dem Stuttgarter Hauptbahnhof gezeigt wird. Dort sind die spannenden Befunde zu begutachten und die Spitzenfunde zu bewundern. Bis die Auswertung der Grabungsergebnisse – es sind allein 15000 Funde zu berücksichtigen – abgeschlossen sein wird, werden noch viele Jahre vergehen. Solange bleiben auch die Rätsel und Fragen um die schon wegen ihrer Größe bedeutende Siedlung ohne sichere Antwort. Bis dahin kann nur, gestützt auf Fakten, erschlossen werden, wie es wahrscheinlich oder möglicherweise gewesen ist.

Große, aber namenlose frühmittelalterliche Siedlung

Am Südufer der Jagst war in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts eine Siedlung entstanden, deren Namen nicht bekannt ist. Ein aus dem Mittelalter überlieferter Flurname auf der Gemarkung Lauchheim, «Mittelhofen», der eine dort abgegangene Siedlung in Erinnerung hält, stammt, wie die Namenkundler versichern, aus späterer Zeit. Die Ala-

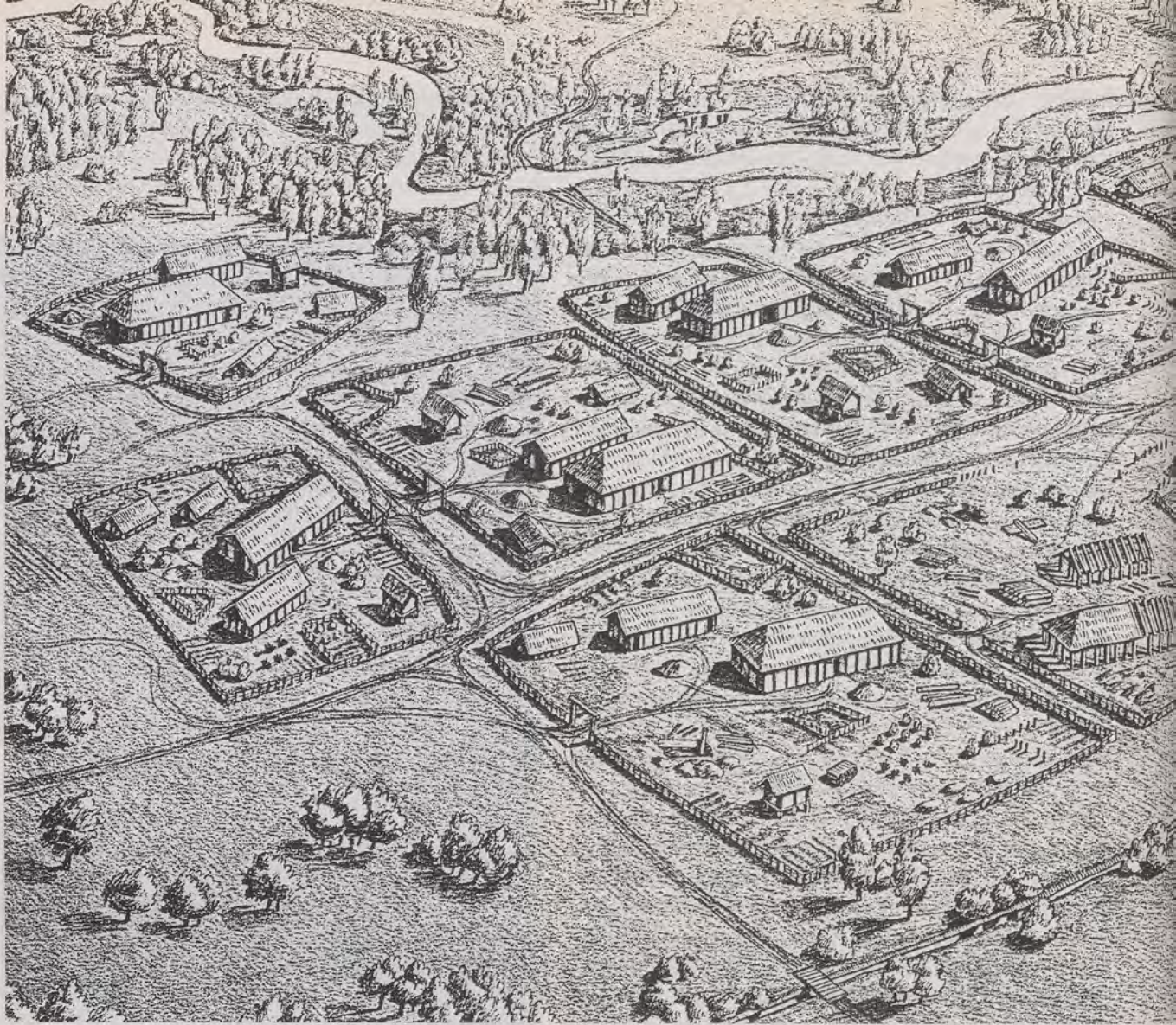
mannensiedlung, deren Kernbereich um den Mittelhofenweg ausgegraben ist, hat bis ins frühe 12. Jahrhundert hinein bestanden. Vom 8. Jahrhundert an allerdings nur noch in bescheidenem Umfang – einige wenige Höfe eben, die zwischen dem wohl bei der Banzenmühle gelegenen Niederhofen und einem möglichen, aber nicht lokalisierten Oberhofen situiert war. Aus den fünf letzten Jahrhunderten stammen nur noch wenig Siedlungsfunde. Die Bevölkerung kann nicht zahlreich gewesen sein. Ein Ortsname auf -hofen wäre deshalb passend.

Zuvor war es ganz anders. Aus der Belegung des großen alamannischen Reihengräberfriedhofs ist für das etwa 250jährige Bestehen des Gräberfelds eine durchschnittliche Bevölkerungszahl von 250 Personen errechnet worden. Die Zahl gibt sicher nur einen groben Anhaltspunkt, sie dürfte im 6. Jahrhundert deutlich kleiner, im 7. Jahrhundert dagegen ebenso deutlich höher gewesen sein. Dennoch ist der Schluß zulässig, daß die Siedlung, deren Areal auf acht Hektar geschätzt wird, ein richtiges Dorf und nicht nur ein kleiner Weiler war. Ja, für die damalige Zeit war es sogar ein sehr großes Dorf. Auf dem Höhepunkt, zu Ende des 7. Jahrhunderts, kamen ihm nur wenige im Land gleich.

Bei den Ausgrabungen sind bisher die Grundrisse von rund 70 Häusern und etwa einem halben Hundert Grubenhäusern freigelegt worden. Aus Pfosten Spuren und Wandgräbchen lassen sich derzeit weitere Gebäude nicht sicher rekonstruieren. Nicht alle dieser Häuser sind zur gleichen Zeit gestanden; es lassen sich bis zu acht Bauphasen ermitteln. Im-



Als feine dunkle Striche auf hellem Grund zeichnen sich die Hausgrundrisse des Alamannendorfes ab. Die dunklen rechteckigen Flächen sind Grubenhäuser.



mer wieder mußten die abgefaulten Pfosten durch neue ersetzt werden. Dabei ist das neue Haus geringfügig seitlich versetzt worden. Große «Wanderbewegungen» waren nicht möglich, denn die Häuser standen auf festumzäunten Hofgrundstücken. So lassen sich derzeit etwa fünfzehn Höfe ausmachen. Im 7. Jahrhundert dürfte das Dorf 20 oder mehr Gehöfte umfaßt haben. Die Hofplätze waren an west-östlich verlaufenden Wegen angeordnet. Das ganze Dorf ist von einem Dorffetter eingefasst gewesen – im Norden, an der Jagst, war dies natürlich nicht erforderlich –, der im Süden des Siedlungsareals in Ost-West-Richtung auf 350 Meter Länge nachgewiesen ist.

Erstmals ein Wohnstallhaus nachgewiesen

Wie hat so ein Bauerngehöft der Merowingerzeit ausgesehen? Darüber gibt Lauchheim nun Auskunft. Je nach gesellschaftlicher Stellung und Wohlstand des Hofherrn gab es größere und kleinere

Höfe. Das Hofgrundstück beherrschte ein einschiffiges Hallenhaus mit einer Grundfläche zwischen 80 und 130 Quadratmetern. Es gab Pfostenbauten und Schwellbalkenbauten, zwei unterschiedliche Konstruktionsprinzipien, bei denen die tragenden Wandpfosten entweder direkt in die Erde gerammt waren oder auf in Gräbchen gelegte waagrechte Balken gestellt wurden. Erstmals in Süddeutschland stießen die Archäologen auf einen Haustyp, bei dem noch zusätzliche schräge Außenstützen angebracht sind. Die Wände zwischen den Pfosten waren entweder aus Bohlen gezimmert oder aus mit Lehmverputz versehenem Flechtwerk hergestellt. Wie das Satteldach gedeckt war, konnte nicht festgestellt werden. Einige Häuser hatten im Norden einen niedrigen Anbau, den sogenannten Schopf, für die Lagerung von Holz oder die Haltung von Hühnern. Durch Phosphatanalysen ist erstmals in Süddeutschland ein Wohnstallhaus nachgewiesen worden, also das bis in die Neuzeit hinein typische alemannische «Einhaus», in dem



An einem Weg aufgereiht liegen die Gehöfte des Alamannendorfes, ein jedes eingezäunt. Der größere Herrenhof befindet sich rechts, etwas abseits. Die Rekonstruktionszeichnung vereint unterschiedliche Zustände in einem Bild, was schon an den verschiedenen Ausrichtungen der Wohnhäuser zu erkennen ist.

Mensch und Tier unter einem Dach lebten. Der Stallteil lag im Westen, der Wohnbereich im Osten, wo auch die Feuerstelle war.

Es scheint auch separate Viehställe, Pferche und Scheuern gegeben zu haben. Die Textilverarbeitung, das Weben, Spinnen, Nähen, erfolgte in Grubenhäusern, die in die Erde eingetieft und mit einem zeltartigen Dach versehen waren. Diese Werkstätten waren mit ihrem feucht-kalten Klima für solche Arbeiten besonders günstig, wenn auch nicht gerade gesund. Aus der ungleichen Verteilung dieser Nebengebäude und auch entsprechender Funde über das ganze Siedlungsareal schließen die Archäologen auf eine Arbeitsteilung und Spezialisierung im Dorf. Nicht jeder Hofbauer besaß gleich viele und gleichartige Lager- und Werkräume.

Neben den Textilhandwerkern hat es nachweislich Zimmerleute und Möbelschreiner gegeben, Drechsler, Küfer, Gürtler und Schuhmacher, Schmiede, Töpfer und einen Heilkundigen, der ja bis in die Neuzeit hinein als Handwerker galt. Ein Rennfeuer-

ofen bezeugt die Eisenverhüttung im Dorf. Einen Müller dürfte das Dorf auch gehabt haben, denn im vergangenen Jahr ist im nördlichen Siedlungsareal parallel zur Jagst ein 50 Meter langes Stück eines Mühlkanals zum Vorschein gekommen. Die Mühle selbst muß weiter westlich, im noch nicht untersuchten Gelände liegen, wenn sie nicht in den 50er Jahren beim Klärwerkbau unbesehen zerstört worden ist. Es wäre die älteste bekannte Mühle im Land. Der spannenden Frage wird in diesem Jahr nicht weiter nachgegangen, weil es an Geld für Ausgrabungen fehlt. Schwertfeger und Tauschierer, Goldschmied und Bronzegießer sowie Knochnschneider dürften dagegen, so vermutet Grabungsleiter Stork, nicht ansässig, sondern Wanderhandwerker gewesen sein. Die Nachfrage nach ihren Produkten war an einem Ort allein zu gering, als daß sie davon hätten leben können.

Die meisten Siedler waren natürlich in der Land- und Viehwirtschaft tätig. Da es noch keine Dreifelderwirtschaft gab, gönnte man dem Boden nach

mehrfähriger Ackernutzung einige Jahre der Erholung als Wiese oder Weide. Da auf dem ganzen Dorfareal kein einziger Brunnen entdeckt wurde, müssen die Siedler ihren Wasserbedarf aus der nahen Jagst gedeckt haben. Der Flußlauf lag übrigens damals weiter nördlich. In späteren Jahrhunderten floß die Jagst weiter im Süden und hat dabei Teile des Alamannendorfes bei Lauchheim weggeschwemmt.

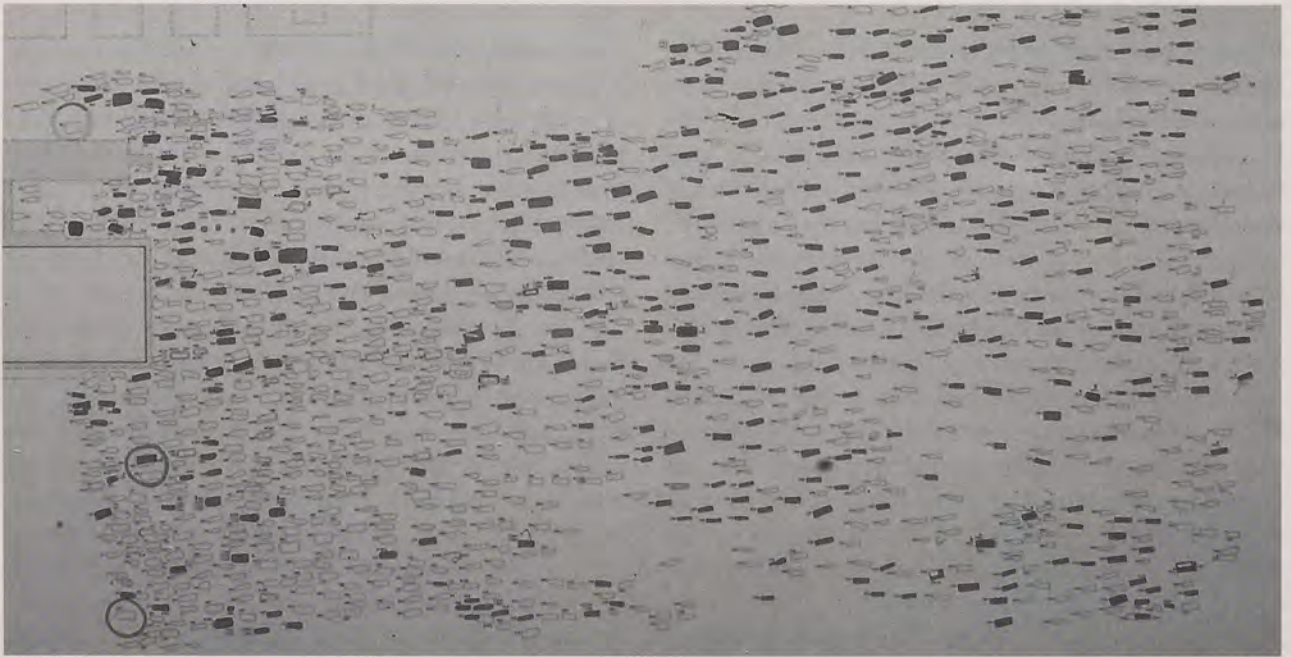
Im 7. Jahrhundert ein Herrenhof

Die mit Abstand größte Hofanlage liegt im Südosten des Dorfes. Es ist der Herrenhof, der erst im 7. Jahrhundert angelegt und zweimal, nach Süden und nach Westen, also dem Dorf zu, erweitert wurde. Das Areal zwischen dem Adelshof und dem Dorfkern war hier nur dünn besiedelt, im Norden dagegen war eine Ausdehnung wegen eines Nachbargehöfts nicht möglich. Auf dem zuletzt 3000 Quadratmeter großen, eingezäunten Areal des Hochadelshofes haben die Archäologen mindestens elf Gebäude nachgewiesen, die verschiedenen Bauphasen angehören. Neben Herrenhaus, Wohn- und Wirtschaftsgebäuden sowie Stallungen fallen fünf Getreidespeicher durch ihre Form und ihre besonders dicken tragenden Pfosten auf. Der adelige Hofbesitzer hat hier das Korn der untergebenen Steuerpflichtigen aus der ganzen Umgebung gehortet. Grubenhäuser gab es auf dem Herrenhof keine; man ließ weben. Die Gebäude des Herrenhofs sind

allesamt Holzbauten. Eine (Eigen-)Kirche des Herrn, der ein Christ war, ist bisher nicht entdeckt worden. Vom Herrenhof sind keine Funde bekannt, die aus jüngerer Zeit als vom Anfang des 8. Jahrhunderts stammen.

Ihr Hofgrundstück haben vier betuchte Familien zu Ende des 7. und Anfang des 8. Jahrhunderts als Separatfriedhof genutzt. In Zweierreihen entlang des Wohnhauses und des Weges wurden die Toten bestattet. Die Grabbeigaben in den insgesamt 30 Gräbern zeigen, daß es nicht die Ärmsten waren – im Gegenteil. Warum diese Hofgrablegen entstanden sind, ist noch nicht geklärt. Waren es Familien, die ihre Toten vor den Grabräubern schützen wollten, die auf dem Reihengräberfriedhof ihr Unwesen trieben? Gab es im Gräberfeld, das in den letzten Jahrzehnten seiner Benützung wesentlich dichter belegt wurde als zuvor, keine größeren freien Areale mehr, wo die Familienmitglieder in enger Nachbarschaft, also als Gruppe, hätten bestattet werden können? Wollten sie die teuren Verstorbenen nicht beigabenlos beisetzen, wie es das Christentum erforderte, das sich um 700 im Dorf durchgesetzt hatte? Oder standen sie in Opposition zur Kirche des fränkischen Reiches und wollten ihr ihre Vorfahren nicht anvertrauen, sie also nicht auf dem Kirchhof beerdigen? Auffallend ist auch, daß in den privaten Hofgrablegen doppelt so viele Männer wie Frauen zu finden sind, während auf dem Dorffriedhof das Geschlechterverhältnis ausgeglichen ist.

Eine Hofgrablege weist auch der Herrenhof auf.



Plan des Gräberfelds «Wasserfurchen». Die dunkel gefärbten sind beraubt, die mit einem Punkt versehenen baren Bestattungen der obersten Gesellschaftsschicht, die mit F markierten sind Gräber mit Feuchtbodenerhaltung, wo auch organische Materialien die Jahrhunderte überdauert haben; die schraffierten sind Pferdegräber.

Am Südrand des Grundstücks sind sechs bis sieben Gräber – eines ist entweder nie gebraucht oder der Tote darin später umgebettet worden – auf eine Länge von 28 Metern in west-östlicher Richtung angelegt worden. Nur eines davon blieb vom Grabraub verschont: Ein junger Mann lag darin mit vollständiger Waffenausstattung. Die Goldbrokatborte seines Mantels und die Sporen weisen ihn als berittenen Adeligen aus. Drei weitere Gräber sind, obwohl beraubt, besonders bemerkenswert. Sie liegen in einem staunassen Boden, in dem sich organisches Material rund 1300 Jahre lang erhalten hat. Das älteste Grab ist im letzten Viertel des 7. Jahrhunderts angelegt worden für den hochadeligen Hofherrn, der eines unnatürlichen Todes gestorben ist. Mehrere Männer hatten ihm zuerst einen stumpfen Gegenstand über den Schädel gehauen und dann Hiebe mit dem Kurzsword (Sax) verpaßt. Beigesetzt wurde der Tote in einem Buchenholzsarg, der in einer hölzernen Grabkammer stand. Trotz antiker Beraubung haben die Archäologen eine der reichsten Grabausstattungen geborgen. Ein kostbares Gürtelgehänge, Reste der silberbeschlagenen Sax-Scheide, Sattel, Pferdegeschirr und silberne Sporen, eine eiserne Lanzenspitze, Beschlagteile einer Holztruhe und eine byzantinische Bronzeschnalle. Über Kopf und Oberkörper hatten die Hinterbliebenen dem Toten ein Tuch gelegt, auf das fünf Goldblattkreuze aufgenäht waren – zum Zeichen, daß er ein Christ war. Von diesem Tuch verdeckt, das die

Grabräuber aus frommer Scheu vor den Kreuzen wohl nicht anzurühren wagten, fanden sich noch eine Kanne und eine Schale, beide aus Bronze und aus dem Mittelmeergebiet stammend, ein rheinischer Glasbecher (Tummler) und ein Daubenbecher aus Tannenholz.

Kreuzfibel und Bett

Im benachbarten Grab lag wohl seine kurz nach 690 verstorbene Frau, auch sie, trotz Beraubung, noch mit reichen Beigaben. Die Plünderer, die sich im Grab vom Fußende her vorarbeiteten, stoppten ihre Aktivitäten, als sie auf der Brust der Toten eine Goldfibel in Kreuzesform sahen. Das prächtige, nördlich der Alpen älteste Stück dieser Art, trägt in der Mitte eine römische Gemme mit einem in Karneol geschnittenen Amor und darum herum viele Almandin-, Glas- und Emailinlagen. Das Stück ist nach langobardischem Vorbild im Frankenreich hergestellt. Goldene Bommelohrringe, ein Collier aus Glas und Amethystperlen und eine als Anhänger gefaßte langobardische Goldmünze vervollständigen den Schmuck der reichen alten Dame oberhalb der Brust.

Einen ganz besonderen Fund machten die Archäologen im jüngsten der Gräber auf dem Adelshof. Ein etwa 35jähriger Mann war Anfang 704 in seinem Bett aus Buchenholz zur letzten Ruhe gebettet worden. Da das Möbel im Grundwasser stand, ist



So könnte der Reihengräberfriedhof im 7. Jahrhundert ausgesehen haben. Die Erdhügel sind über den Gräbern des Hochadels aufgeschüttet worden. Im Laufe der Zeit, das Gräberfeld ist von links nach rechts belegt worden, wurden die Grabhügel größer und höher.

es heute das einzige erhaltene Bett aus der Merowingerzeit. Zwei Meter lang und 60 Zentimeter breit hat es giebelförmige Kopf- und Fußenden und ist reich mit Zirkelornamenten verziert. Es konnten noch Spuren von roter und schwarzer Bemalung nachgewiesen werden. In dem völlig zerwühlten und beraubten Grab fanden sich noch Reste einer mit Silber beschlagenen Sax-Scheide, eine Lanzenspitze und fünf Goldblattkreuze – nur bescheidene Relikte eines einst mit Kostbarkeiten angefüllten Grabes.

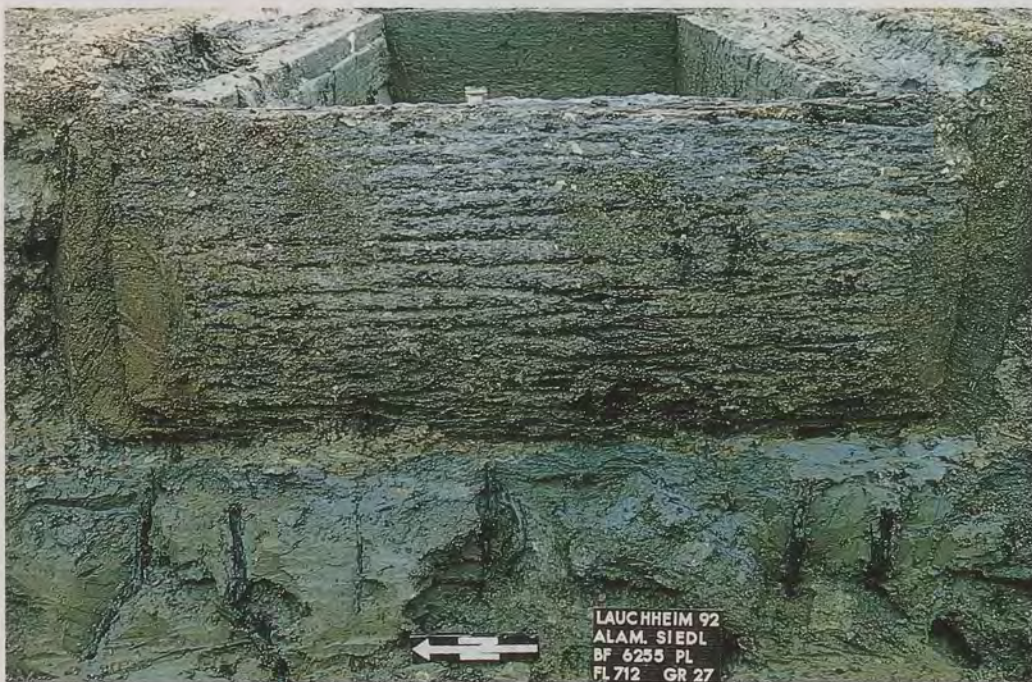
Die Ausgrabung des merowingerzeitlichen Gräberfelds im Gewann Wasserfurche ist 1996 abgeschlossen worden. Insgesamt haben die Archäologen in dem über sechs Generationen hinweg belegten Friedhof 1308 Gräber untersucht. Die Belegung beginnt in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts im Westen und schreitet gen Osten fort, wo sie etwa um 680 endet. Möglicherweise sind danach für kurze Zeit im Nordteil noch einige beigabenlose Gräber angelegt worden. Der Friedhof war auf allen Seiten durch einen geradlinigen Zaun oder eine Hecke abgegrenzt, eine (magische) Rechtsgrenze, die den Bereich der Toten von dem der Lebenden schied. Die Gräber liegen im westlichen Teil aufgelockerter, im östlichen Drittel viel dichter beieinander. Als im 7. Jahrhundert im Osten kein Grabplatz mehr frei war, wurden die Lücken am westlichen und nördlichen Rand des Gräberfelds aufgefüllt, so daß dort jüngere und ältere Gräber nebeneinander liegen. Auch im Südwestteil gab es einige Gräber in Feuchtbodenerhaltung, von denen das

Holz der Grabkammern und Särge zur dendrochronologischen Datierung herangezogen werden kann.

50 «Fürstengräber» auf dem Dorffriedhof

Unter den gut 1300 Gräbern sind etwa 50 «reiche» Gräber. Nicht nur aufgrund ihrer weit überdurchschnittlichen Ausstattung mit Grabbeigaben, sondern auch wegen des großzügigen und aufwendigen Grabbaus werden sie «Fürstengräber» genannt. Ob darin tatsächlich Fürsten, also etwa die in literarischen Quellen genannten alamannischen Kleinkönige, lagen oder «nur» Adelige aus der obersten Gesellschaftsschicht, ist nicht zu beweisen. Sicher aber ist, daß gerade sie von der Beraubung stark betroffen waren. Insgesamt liegt die Beraubungsquote zwar «nur» bei 50 Prozent, doch ist diese Zahl von Bereich zu Bereich im Reihengräberfriedhof verschieden. Auch sind die Gräber des 6. Jahrhunderts stärker beraubt als die des 7. Jahrhunderts.

Unter den ältesten Gräbern im Westen lassen sich einige zusammenhängende Gruppen erkennen, bei denen es sich um Begräbnisareale einzelner alamannischer Familien und ihres Gesindes gehandelt haben könnte. Im ältesten datierbaren Grab lag eine reiche Frau, die kurz nach 486 das Zeitliche gesegnet hatte. Hervorzuheben ist ein Messerpaar mit silberumhüllten Griffen, das private Eßbesteck der kultivierten Dame, die es auch gewohnt gewesen war, ihre Hände beim Speisen artig in einem bronzenen Perlandbecken zu waschen. Man aß ja damals mit Hand und Messer, da die Gabel auch in



Die mächtigen Eichenbohlen von Grab 27, einem Adelsgrab im Herrenhof, sind nur innen sauber geschlichtet; außen ließ man noch die Rinde dran.

Rechte Seite oben: In der Grabkammer des Adelsgrabes 27 haben die Grabräuber ein Chaos hinterlassen. Kreuz und quer liegen die Hölzer der Decke und Möbelteile herum.

feinsten Kreisen noch unbekannt war. Ein Stück Seidengewebe, *Schlüsselfund für die merowingische Textilkunde* (Stork), fand sich ebenfalls in ihrem Grab. Ein Mann aus der gleichen Zeit trug eine goldene Gürtelschnalle aus dem Mittelmeergebiet, ein weiterer eine Gürtelschnalle aus vergoldeter Bronze, die jener aus dem Grab eines Alamannenherzogs in Esslingen-Rüdern oder jener des 482 verstorbenen Frankenkönigs Childerich ähnelt, nur daß der königliche Schmuck natürlich aus purem Gold gefertigt war. Kein Zweifel also, die hier bestatteten alamannischen Adligen gehörten zum Hochadel des Landes.

Nach Osten zu schließen sich die Gräber des 6. Jahrhunderts an. Auch hier lassen sich lockere Grüppchen von hervorgehobenen Gräbern, die man als Adelsgräber bezeichnen kann, feststellen. Nun machen sich auch fränkische Einflüsse bemerkbar, die besonders in Frauengräbern deutlich werden. Nach 531 sind auch Thüringerinnen nachweisbar. Von gehobener Kultur, Muße und Luxus zeugen knöcherne Spielsteine eines Brettspiels, Geschirr von Reitpferden, mannigfache Importwaren, darunter die Goldbrokatborte von der Kleidung eines kleinen Mädchens. Dieses Gewebe, dem oströmischen Kaiserhaus und seinen obersten Würdenträgern vorbehalten, ist aus 0,1 Millimeter breiten Goldblechstreifen gefertigt, die um einen Seidenfaden gewoben sind. Der Goldbrokat kann nur als Geschenk von weither an die Jagst gekommen sein. Die seltenen und kostbaren Grabbeigaben belegen wieder, daß hier Angehörige der Führungsschicht des Landes mit weitreichenden Beziehungen bestattet liegen.

Um 600 sind dann im Südteil der Osthälfte des Friedhofs Gräber auszumachen, die sich zwar noch an die Grabanordnung in Reihen – daher der Name Reihengräberfriedhof – halten, durch die abweichende Größe ihrer Gräber aber zu Ausbuchtungen in den geraden Reihen führen. Eine Krümmung haben auch die Erdhügel erzwungen, die über einzelnen Gräbern aufgeschüttet wurden. Zu nennen ist die Bestattung einer adeligen Dame, der eine prächtige Goldscheibenfibel mit Filigranflechtwerk und Almandineinlage mitgegeben wurde. Neben ihrem Grab war ein kleines rechteckiges Bauwerk errichtet worden, von dem noch die Spuren dreier Pfosten erhalten waren. Schon in der Zeit vor der Jahrhundertwende lassen sich in dieser Gräbergruppe langobardische Einflüsse erkennen, die auf Heiratsbeziehungen hindeuten. Die Langobarden waren 568 von Pannonien (Ungarn) nach Oberitalien gezogen und hatten unterwegs Kontakte zum benachbarten bajuwarischen Herzogshaus und auch zu



den Alamannen geknüpft. Direkt aus Pannonien kam eine «kurz nach 567» (Dendro-Datum vom Eichenholz ihrer Grabkammer) in hohem Alter verstorbene vermögende Dame mit reichem Goldschmuck.

Langobarden bringen das Christentum

Über die Langobarden ist wohl auch das Christentum an die Jagst gekommen. Denn seit jener Zeit finden sich christliche Zeugnisse in den Adelsgräbern: Vor allem Kreuzzeichen, die auf Goldscheibenfibeln, an Gürtelbeschlägen und Waffen angebracht werden. Besonders charakteristisch ist die Grabsitte der Goldblattkreuze, die aus dem langobardischen Italien stammt und nördlich der Alpen praktisch nur bei den Alamannen und Bajuwaren Eingang gefunden hat. Das christliche Heilszeichen wird aus zwei dünnen Goldblechstreifen gebildet, die verziert oder unverziert sind und eigens für die Bestattung angefertigt wurden. Das Goldblattkreuz ist dann auf ein Tuch aufgenäht und dieses dem Toten so über den Kopf gelegt worden, daß seine Lippen das Kreuz «küßten». So war er über den Tod hinaus als Christ gekennzeichnet. Wahrscheinlich



Über und über mit geschnitzten Zirkelmustern verziert ist das 1200 Jahre alte (Toten-)Bett des Adligen aus Grab 27, das sich im feuchten Boden erhalten hat.

sind weniger hochstehende Persönlichkeiten mit Kreuzen aus vergänglichem Material, aus Stoff, Leder oder Holz, bedacht worden. Christlicher und heidnischer Glaube haben aber in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts noch munter nebeneinanderher existiert – oft in der gleichen Person. Zu christlichen Symbolen trug man heidnische Amulette, auf deren magische Heils- und Schutzkräfte man in dieser von Unsicherheit geprägten Übergangszeit ebenso wenig verzichten wollte, eine Kristallkugel oder ei-

nen Donar-Keil etwa. Fürs Neue schon aufgeschlossen, aber beim Alten noch rückversichert. Man weiß ja nie.

Im 7. Jahrhundert sprengen die Gräber einer Adelsippe den Rahmen des Reihengräberfriedhofs. Im Südosten baucht die gerade Linie der Friedhofseinfassung nach Süden aus, weil ein Separatfriedhof mit größeren Gräbern, mit Erdhügel darüber und mit sechs Meter im Durchmesser großem kreisförmigem Graben um das Grab herum mehr Fläche



Ein ausgehöhlter und halbierter Baumstamm war der Sarg, der in eine kaum größere, aus Holzbohlen gezimmerte Grabkammer gestellt wurde.

beanspruchte. Die Bestattungen, die etwa zwischen dem zweiten Drittel des 7. Jahrhunderts und 680 erfolgten, waren beraubt, enthielten aber noch (Import-)Gegenstände, die den hohen Rang der Toten verdeutlichen. Die Beziehungen reichen vor allem in den Mittelmeerraum: «koptische» (wie man sie früher nannte) Bronzegefäße, der aus Italien stammende Gürtelbesatz eines Buben, eine Tigerschnecke (das Fruchtbarkeitsamulett einer Frau) aus dem östlichen Mittelmeer, Amethyst- und Bergkristallperlen.

Zu dieser Gruppe gehört die Bestattung eines achtjährigen Buben, dem man unter anderem eine vollständige Waffenausstattung einschließlich des Langschwerts (Spatha) mitgegeben hatte, das fast so lang war wie der Kleine selbst und von ihm niemals benützt worden sein kann. Der Zweck kann nur gewesen sein, seine Stellung in der Gesellschaft zu dokumentieren. Ihm war auch ein Goldblattkreuz beigegeben. Zu dieser Gräbergruppe gehört ferner die Bestattung des christlichen Herrn mit dem goldenen Siegelring.

Noch nicht abgeschlossene anthropologische Untersuchungen an der Universität Gießen legen den Schluß nahe, daß die Toten dieser Hochadelssippe mit jener zuvor erwähnten, langobardischen Mode zeigenden, verwandtschaftlich verbunden waren.

Keine verwandtschaftlichen Beziehungen bestehen dagegen zwischen den Adelsgräbern um 600 und einer zweiten Adelsnekropole des 7. Jahrhunderts, die im Nordostteil des Friedhofs liegt. Auch dort waren die Gräber freilich reich ausgestattet. Auch dort gibt es Grabkammern, Grabhügel, Kreisgräben und Pferdegräber – alles Indizien für die herausgehobene Stellung einer Adelsfamilie, die nur geringfügig weniger reich und weniger mächtig war als jene, die ihre Toten im Südostteil beerdigte. Weitere Untersuchungen ergaben, daß die im Herrenhof Bestatteten die Nachfolger des Herrn mit dem goldenen Siegelring waren.

Siedlungen an der Römerstraße

Aus den Befunden der archäologischen Grabungen im Reihengräberfriedhof und im Dorf am Fuße der Kapfenburg lassen sich auf dem Hintergrund der allgemeinen Geschichte Aufstieg und Niedergang eines Grenzorts in Ostalamannien ablesen. Im 5. Jahrhundert, als die Alamannen sesshaft geworden waren, ist in der Jagstau eine Siedlung entstanden, deren Name verlorengegangen ist. Ob sie in Verbindung mit oder in der Nachfolge einer befestigten Höhensiedlung stand, die auf der Kapfenburg vermutet wird, ist nicht zu entscheiden. Eine



Mit fünf aus Goldblechstreifen gebildeten Kreuzen ist der Tote in Grab 25 auf dem Herrenhof als Christ gekennzeichnet. Die beiden Löcher an den Kreuzarmen und in der Mitte wurden angebracht, um die Kreuze auf ein Tuch aufzunähen, das bei der Bestattung über Kopf und Oberkörper des Toten ausgebreitet wurde.

Parallele zum Runden Berg bei Bad Urach auf der mittleren Alb ist denkbar. Eine befestigte Höhensiedlung, der Sitz eines «Fürsten» oder alamannischen Kleinkönigs, wird auch auf dem Rosenstein bei Heubach und auf dem Goldberg am Ries gesucht. Zur Kontrolle des Jagsttals und der weiterbenützten alten Römerstraße am Nordufer des Flusses bot sich jedenfalls die Kapfenburg damals wie später geradezu an. Die Straße verband den alamannischen Herzogssitz in Cannstatt mit dem Ries und Bayern und war, neben der Donaustraße, unter strategischen wie wirtschaftlichen Gesichtspunkten die wichtigste West-Ost-Verbindung.

Nach der Schlacht von Zülpich (südwestlich von Köln), wo die Franken die Alamannen 496/97 vernichtend geschlagen hatten und 506 noch einmal, dürfte es aus gewesen sein mit dem alamannischen Herrschaftssitz auf der Kapfenburg. Die Franken verleibten den Nordteil des alamannischen Siedlungsgebietes ihrem Reich ein. Die Siedlung an der Jagst ist im 6. Jahrhundert zum Grenzposten geworden, der im Vorfeld im Norden noch einen Puffer hatte, den unwirtlich-unbesiedelten Virngrund. Wie wichtig dieser ostalamannische Zipfel war, macht ein Blick auf die Besiedlungskarte deutlich: Im Norden, Osten, Süden haben im 6. Jahrhundert Franken Siedlungen angelegt, fränkische Adelige

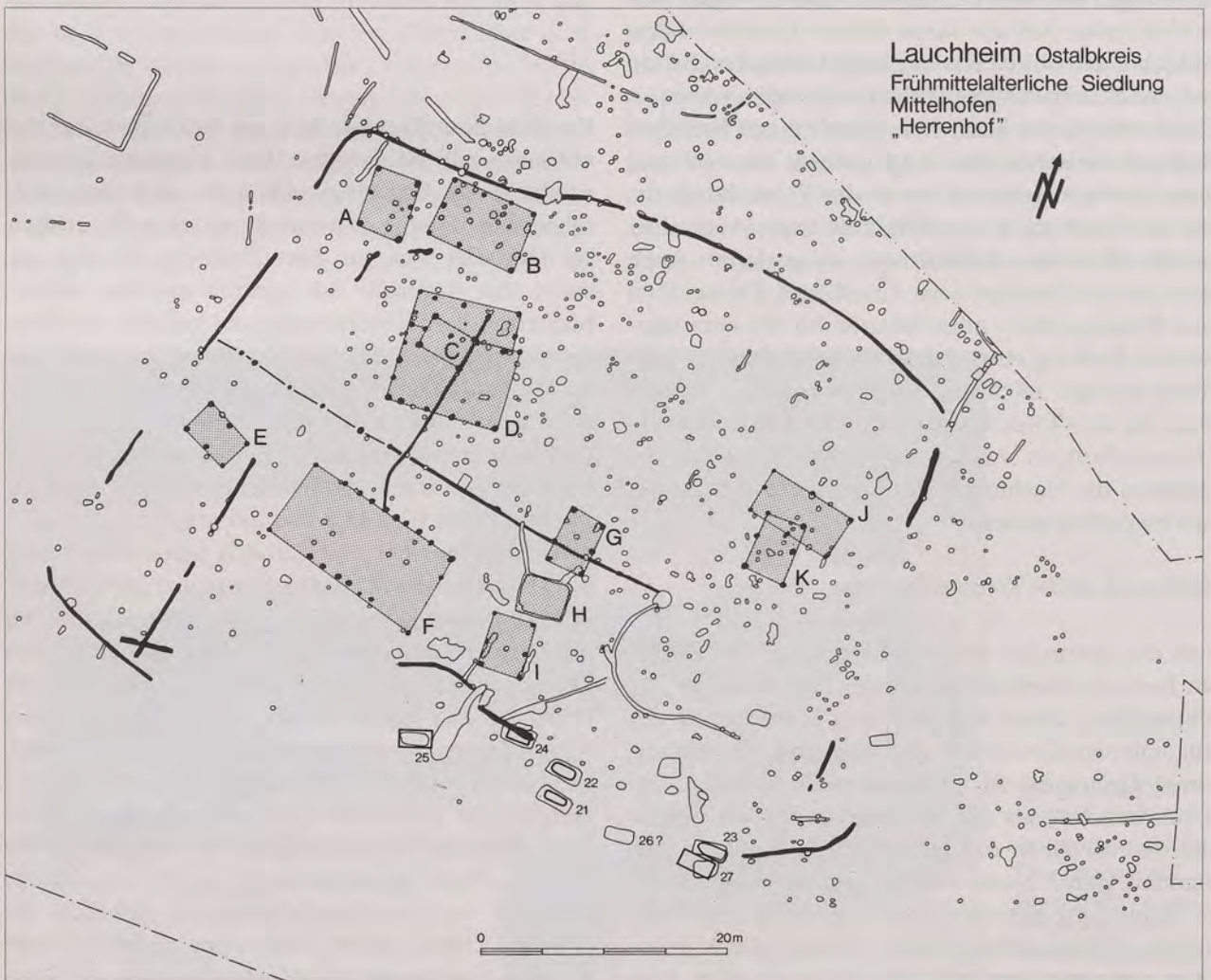
das Sagen gehabt. Der unbesiedelte Virngrund blieb den Alamannen als Expansionsfläche übrig. Hier konnte der Adel durch Landausbau Besitz, Macht und Ansehen mehren.

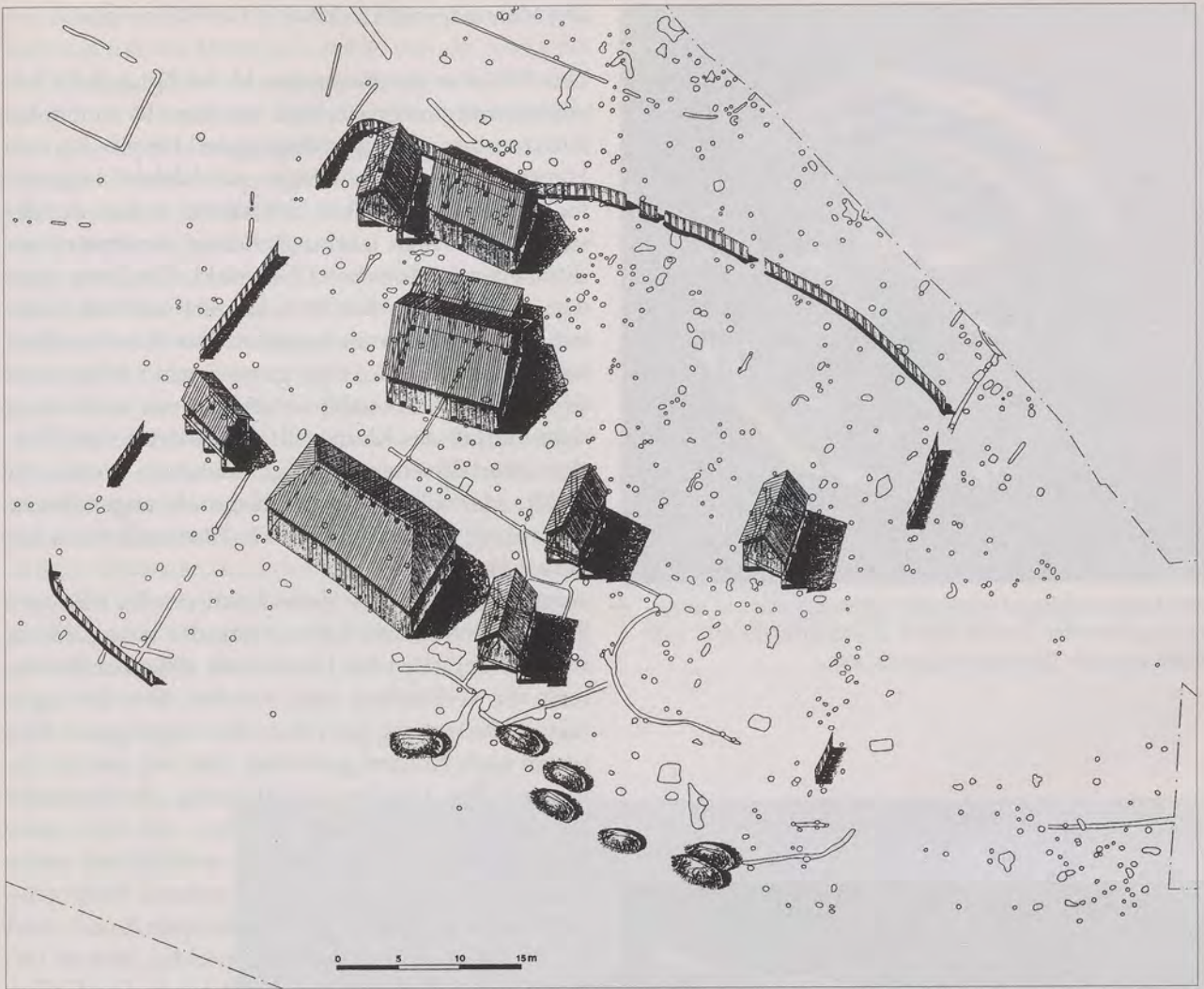
Nachdem bis dahin führende alamannische Adelige entmachtet, vielleicht sogar zu den benachbarten Bajuwaren emigriert waren, mußte der wichtige Platz wieder durch hochrangige Vertrauenspersonen des Alamannenherzogs gesichert werden. Die Ostgoten, unter deren Schutz die Alamannen wie die Bajuwaren standen, sicherten beiden die Selbständigkeit. Nach dem Tode Theoderichs des Großen war die Schutzmacht geschwächt. Nun gliederten die Merowinger 536 auch den südlichen Teil der Alamannia in ihr Reich ein. Nur die Bajuwaren konnten sich ihre Selbständigkeit noch weitgehend bewahren.

Unabhängig von der Kirche der Franken

Als in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Macht der Merowinger durch die Reichsteilung ge-

schwächt wurde, nahmen Einfluß und Selbständigkeit des alamannischen Amtsherrn und seiner hochrangigen Gefolgsleute wieder zu. Dies ging einher mit engeren Verbindungen zu den Langobarden, die aus Pannonien nach Oberitalien gekommen waren und über die Alpenpässe und das Bistum Chur nach Norden wirkten. Sie traten in Konkurrenz zur merowingischen Reichskirche. Wie die zahlreichen Goldblattkreuze zeigen, ist die Christianisierung der Alamannen und von Teilen der Bajuwaren von Süden aus erfolgt und nicht vom fränkischen Norden oder Westen her. Auch die Kirchenpatrozinien der Gegend lassen diesen Schluß zu. Erstaunlich bleibt, daß ein so reiches, potentes und seit Generationen christliches Adelsgeschlecht in seinem Herrenhof oder beim Dorf nicht schon lange eine Kirche hat errichten lassen. Deutlich später als im Brenztal oder in Kirchheim am Ries hat der Kirchenbau im Jagsttal wohl erst um 700 begonnen. Daß zwischen alamannischem und merowingisch-fränkischem Gebiet Unterschiede bestanden und auch empfunden wurden, mag die Gründung der





Den letzten Ausbauzustand des Herrenhofs gibt diese Rekonstruktionszeichnung wieder. Die fünf kleineren, vom Erdboden abgehobenen Bauten sind Kornspeicher. Vorne die sieben Adelsgräber. – Links unten: Hausgrundrisse, Zaungräbchen von der Umfriedung, Grabstellen und unzählige Pfostenlöcher von weiteren Gebäuden läßt der Grabungsplan des Herrenhofs erkennen. D und F sind Wohngebäude, A, C, E, I, K und vielleicht auch J sind Kornspeicher, B ein Wirtschaftsgebäude. Die Funktion von H ist noch unklar. Vorne liegen die Grabstellen 21 bis 27 der Adelsgrablege auf dem Herrenhof.

Siedlung Lauchheim im 6. Jahrhundert andeuten. Der Siedlungsname bedeutet «Heim an der Grenzmarke». Lauchheim ist zunächst über ein, zwei Hofstellen hinaus nicht gediehen und blieb im Schatten des größeren, wirtschaftlich und politisch bedeutenderen Alamannendorfes mit seiner angesehenen Adelsippe.

Um 600 ist der Herrenhof am östlichen Dorfrand angelegt worden, und damals ist nicht nur das Amt des Alamannenherzogs, sondern wohl auch das seines Stellvertreters in Ostalamannien erblich geworden. Der Aufschwung der Familie dokumentiert sich im Reichtum und Luxus der Adelsgräber. Der Herrenhof ist in diesem Jahrhundert zweimal erweitert worden und auf das Dreifache seiner ursprünglichen Größe angewachsen. Die Getreidespeicher faßten erhebliche Vorräte, die nicht nur im

Dorf erwirtschaftet worden waren. Eine herrschaftliche Mühle hat das Korn gemahlen und dem Herrenhof weitere Einkünfte beschert. Die Adelsfamilie hatte in der ganzen Region das Sagen und besaß andernorts weitere Herrenhöfe. Doch auch das Dorf selbst hat einen Aufschwung erlebt. Die Zahl der Gehöfte und der Bewohner ist im 7. Jahrhundert deutlich angestiegen. Man hat dort hart gearbeitet, um die Naturalsteuern abzuliefern und die Frondienste zu leisten. Der machtbewußte und erfolgsorientierte adelige Sippenchef hat gewiß Härte demonstriert. Mit seiner Selbstherrlichkeit hat er wohl auch die anderen Adelsfamilien im Dorf mitunter vor den Kopf gestoßen. Das ging nicht immer ohne Reibereien und handfesten Streit ab, wie der Fall des gegen Ende des 7. Jahrhunderts meuchlings erschlagenen Hochadeligen zeigt.



Mit Filigranwerk und eingelegten Steinen verziert ist diese Goldscheibenfibel. Das christliche Heilszeichen (Kreuz) in der Mitte weist die Trägerin als Christin aus.



Ausdruck feiner Tischsitten, den Romanen abgeschaut, ist das Trinkservice eines Mannes aus der Adelsgrablege des Herrenhofs. Ein Glasbecher, aus dem der Wein besser mundete, eine bronzene Kanne, die einst golden gegläntzt hat, und eine Bronzeschale zum Händewaschen während des Gastmahls. Die Schale ist aus einer römischen Griffschale geschaffen worden, indem man den langstieligen Griff abnahm.

Der Hausmeier setzt sich durch. Der Hofherr geht

Um 700 ist in Ostalamannien in der Folge der Christianisierung einerseits und andererseits durch das Aufkommen der karolingischen Pippiniden als Hausmeier der Merowinger ein Wandel eingetreten. Unter dem Einfluß der Kirche endete die Bestattung auf dem jahrhundertlang benützten, traditionellen heidnischen Gräberfeld. Die Toten wurden nun auf dem Kirchhof um eine noch nicht bekannte Kirche herum bestattet. Der Adel im Dorf hat, langobardischer Sitte gemäß, seine Toten nicht in der Kirche bestattet sehen und sie auch nicht dem Einfluß des Klerus, auf dem Kirchhof als Gleiche unter Gleichen beerdigt, aussetzen wollen. Er wählte deshalb die Hofgrablege als angemessene Bestattungsart. Im Laufe des 8. Jahrhunderts ist das verboten worden.

Auch im Dorf gab es Veränderungen. Da fällt zum Beispiel eine Richtungsänderung der Wegeführung und der begleitenden Häuser auf. Offenbar hat damals die Verbindung nach Norden, über die Jagstfurt, an Bedeutung gewonnen. Im vergangenen Jahr ist ein nach Norden gedrehter, also von der bis dahin üblichen Ost-West-Ausrichtung abweichender Hausgrundriß freigelegt worden, der von einer Hofgrablege begleitet war. Die acht Gräber, unter denen sich, anders als in den anderen Hofgrablegen, auch einige ärmliche Bestattungen finden, sind für die Archäologen besonders wichtig, weil sie Datierungshinweise geben. Einmal lagen drei Gräber übereinander. Im untersten war eine adelige Dame mit goldenen Bommelohrringen und einer Goldscheibenfibel «um 700» bestattet worden. Im Grab darüber hatte ein Mann gelegen; es war vollständig ausgeraubt. Und im obersten Grab war der Tote nach der nun verbindlichen christlichen Sitte beigabenlos beerdigt worden. Dies muß etwa um 730 bis 750 erfolgt sein.

Lauchheim tritt das Erbe an

Um diese Zeit hatte die Hochadelsfamilie den Herrenhof bereits verlassen. Eine Zeitlang wird er noch als Wirtschaftshof weitergeführt worden sein. Das Alamannendorf war noch bewohnt, doch der Niedergang hatte schon eingesetzt. Offenkundig sind dafür weniger wirtschaftliche Gründe ausschlaggebend gewesen als ein politischer Wille. Immer mehr Höfe wurden aufgegeben. Möglicherweise sind die Leute ins benachbarte Lauchheim umgesiedelt worden. Die dortige Peter-und-Paul-Kirche könnte der christliche Kristallisationspunkt und ihr Kirchhof der Begräbnisort für die Siedler aus dem Jagsttal ge-

worden sein. Der Weg zum Aufstieg Lauchheims war nun frei. Im Mittelalter zählte man an der Stelle des abgegangenen Alamannendorfes mit dem unbekannt Namen nur noch ein, zwei Bauernhöfe und gab der Siedlung, ihrer Lage entsprechend, den Namen Mittelhofen.

Was aus dem Hochadelsgeschlecht geworden ist, weiß niemand. Ist die Sippe auf die nahe Kapfenburg gezogen, wo sie sich einen befestigten Mittelpunkt für ihre Herrschaft errichtete – so wie dies zuvor schon ihre Standesgenossen auf dem Runden Berg bei Bad Urach getan hatten? Ist die latente Opposition zu den fränkischen Hausmeiern, denen die etablierte Adelsschicht Usurpation vorwarf, eskaliert, bis es zum Eklat kam? Sind die selbstbewußten «Fürsten» von der Ostalb ein Opfer des «Blutbads von Cannstatt» 746 geworden? Sicher ist nur, daß ihr Herrenhof und das ganze Dorf in der Jagstau samt seinem Namen untergegangen und erst in der Gegenwart wieder von Archäologen an den Tag gebracht worden sind.

Die Alamannen

Landesausstellung Baden-Württemberg

14. Juni bis 14. September 1997

Im SüdwestLB Forum direkt neben dem Stuttgarter Hauptbahnhof

Öffnungszeiten:

Dienstag bis Sonntag 10 bis 18 Uhr, Mittwoch bis 21 Uhr, Montag geschlossen

Eintritt:

10,- DM, ermäßigt 6,- DM, Familien 20,- DM, Schulklassen und Jugendgruppen 1,- DM

Führungen:

Nach Voranmeldung 90,- DM zuzüglich

Eintrittspreis

Öffentliche Führungen 5,- DM plus Eintritt

Informationen:

(07 11) 1 27-48 33, Fax (07 11) 1 27-48 34



Mit Maschinenhilfe, aber größtenteils in Handarbeit sind die Gräber im Gewinn Wasserfurche freigelegt worden.

Hans Luz Schnellbahntrasse Stuttgart–Ulm: Hohe gestalterische Qualität bei Einschnitten in die Landschaft

In und um Stuttgart und durch unser Land bis Ulm wird, wie allgemein bekannt, in den nächsten Jahren eine Hochgeschwindigkeitstrasse der Deutschen Bahn gebaut. Es ist ein uraltes und sicher berechtigtes Streben und Verlangen der Menschen, die Reise- und Transportwege so bequem und leistungsfähig wie irgendmöglich zu bauen, sie also immer wieder zu verändern und den neuesten technischen Möglichkeiten anzupassen.

Mit einfachem Werkzeug und bescheidenen technischen Hilfsmitteln gebaut, haben sich die Schienenstränge in früheren Zeiten der vorhandenen Topographie und den natürlichen Gegebenheiten angepaßt. Je perfekter sie wurden, um so mehr haben sie in vorhandene Landschaftsstrukturen und den Naturhaushalt störend eingegriffen.

«Mit einem Rasiermesser quer durch das Gesicht»

Die technischen Anforderungen an eine Hochgeschwindigkeitstrasse mit extrem weiten Radien und niedrigen Steigungsverhältnissen werden nun aber in unsere Landschaft mit ihrer vielgestaltigen Topographie erheblich eingreifen. Dies ist etwa so, wie wenn man jemanden mit einem Rasiermesser quer durch das Gesicht schneidet. Es entstehen: tiefe Einschnitte, hohe Auffüllungen, Brücken, Stützmauern, Unterführungen, Tunnelmünder. Bestehende und gewachsene Landschaftsstrukturen und Vegetationszusammenhänge werden zerteilt. In vielen Generationen entstandene Verbindungen von Ort zu Ort – Straßen, Fuß- und Radwege, Sichtbeziehungen usw. – werden gestört.

Die Abklärung, wie mit all diesen Eingriffen umzugehen ist, beschränkt sich in den komplizierten Planungsprozessen meist auf die ökologischen Belange, weil diese darstellbar und zum Teil auch meßbar sind und weil die lebenswichtige Bedeutung der Erhaltung des Naturhaushaltes inzwischen erkannt worden ist. Aber das Wohlbefinden der Menschen wird in hohem Maße auch durch visuelle Sinneseindrücke aus unserer Umwelt beeinflußt. Genauso wichtig oder für die betroffenen Bürger vielleicht noch wichtiger ist daher das optische Erscheinungsbild der neu entstehenden Landschaft, die visuell wahrnehmbare Oberflächen- und Landschaftsgestalt. Dazu gehört auch die Gestaltung der vielen Baudetails.

Die Gestalt der vielen Mauern, Böschungen, Auf- und Abtrag, Geländemodellierungen und -anschlüsse, Unterführungen, Lärmschutzmaßnahmen usw. entsteht im allgemeinen auf den Reißbrettern und in den Computern der Ingenieure, meist in Büros weitab vom Geschehen, ohne auf die örtlichen Gegebenheiten einzugehen unter Verwendung vorgegebener technischer Einheitsdetails und Einheitsmaterialien. Die Aggressivität der Bürger gegen technische Bauwerke aus Beton wie Brücken, Unterführungen, Stützmauern usw. wäre vielleicht gar nicht erst entstanden, wenn man diese Elemente mehr mit landschaftsgärtnerischen und weniger mit technischen Mitteln gestaltet hätte.

Wenn nun in und um Stuttgart, übers Neckartal und quer über die Alb eine Hochgeschwindigkeitstrasse gebaut wird, sollten die davon betroffenen Städte und Gemeinden die von den Bahningenieuren erarbeiteten Pläne nicht einfach als gottgegeben hinnehmen, sondern fordern, daß immer eine aus der Örtlichkeit und der Charakteristik der Umgebung heraus entwickelte Gestaltung entsteht.

*Beim S-Bahnbau mit Erfolg
punktuell Landschaftsarchitekten einbezogen*

Daß es beim Bau von Verkehrsanlagen neben reiner Funktionserfüllung auch noch Spielraum für eine dem Bürger zur Erbauung und zum Nutzen dienende Gestaltung gibt, dazu einige Beispiele. Zwei, nämlich der S-Bahnhof in Oberaichen und die Umgehung von Ravensburg, zeigen außerdem, daß es den Betroffenen durchaus möglich ist, einzugreifen und dabei auch Teilerfolge zu erzielen.

Für den S-Bahnhof in Oberaichen an der Strecke zum Flughafen gab es fix und fertige Pläne der Bahn. Dabei war der vorhandene Baumbestand mit u. a. einer großen Platane nicht berücksichtigt, und eine Unterführung war, so wie man es landauf, landab sieht, eingerahmt von drei bis vier Meter hohen Betonmauern. Dies wollte dem Gartenamtsleiter von Leinfelden-Echterdingen nicht so recht gefallen. Er konnte seinen Oberbürgermeister und den Gemeinderat dazu bringen, daß bei der weiteren Planung im Auftrag und auf Kosten der Stadt ein Landschaftsarchitekt mitwirken sollte.

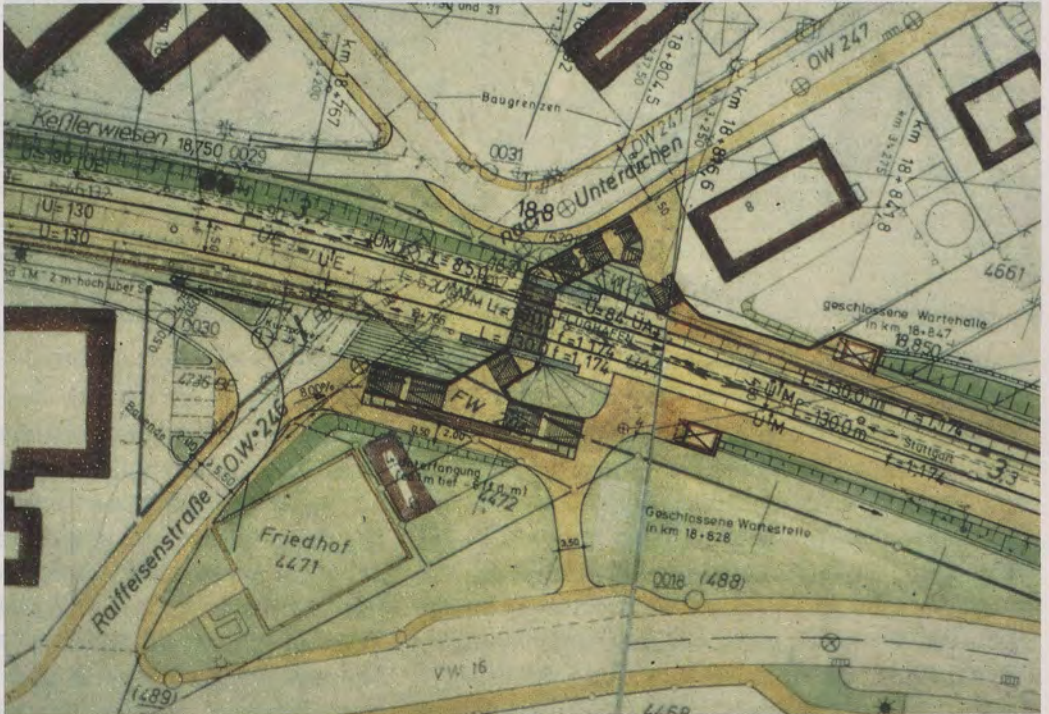
Da war bei der Bahn zunächst großes Lamentieren mit dem Hinweis, daß ein Landschaftsarchitekt nur

Mehrkosten verursachen würde. Doch es zeigte sich bald, daß ein Teil der hohen Betonmauern unnötig war, denn durch Abgrabung konnte sie am Ende des Tunnelmunds durch weich ausmodellerte, an den Rändern bepflanzte Böschungen ersetzt werden. Das hat der Bahn wahrscheinlich mehr Geld erspart als für Vegetation und Landschaftsarchitektenhonorar gebraucht wurde, vor allem aber der Unterführung ihre Düsternis genommen und

gegenüber der ursprünglichen Planung ein freundlicheres Erscheinungsbild gegeben. Außerdem ist es dort durch das Engagement des Gartenamtsleiters gelungen, die völlig unabhängig voneinander geplanten harten Böschungen der Straße und der Bahn durch Auffüllung zu einer gemeinsamen weichen Bodenmodellierung umzuformen.

Zweifellos noch besser wäre das Ganze geworden, wenn die Eisenbahningenieure dem Landschaftsar-

Ursprünglicher Plan für eine Unterführung der Gleisanlage beim S-Bahn-Bahnhof Unterriechingen. Das Gelände gegenüber dem Tunnelmund wird durch eine drei bis vier Meter hohe Betonmauer abgefangen, auf die man beim Durchschreiten der Unterführung zuläuft. Treppen und Wege sind geradlinig, Böschungen kurz, steil und gerade, die vorhandene Vegetation ist nicht berücksichtigt.



Überarbeiteter Plan des Landschaftsarchitekten. Das Gelände gegenüber dem Tunnelmund ist abgegraben und flach verzogen, die Wegeführung organisch in den Bestand eingefügt, die vorhandene Vegetation durch gärtnerische Pflanzung ergänzt.





Bei der Unterführung am Oberachener Bahnhof ist der übliche kellerartige, durch Betonmauern abgestützte Abgang durch eine Ausmuldung ersetzt worden. Dort ist durch landschaftlich-gärtnerische Gestaltung anstelle eines nur funktionsgerecht geplanten technischen Bauwerks an einer von vielen begangenen Stelle eine helle und freundliche Anlage entstanden.
(Luz + Partner)

chitekten erlaubt hätten, auch an der Ausformung der Tunnelmünder und der Kragplatte mitzuwirken, und wenn er schon frühzeitiger in das Geschehen einbezogen worden wäre.

Schon durch eine geringe trompetenförmige Erweiterung der seitlichen Begrenzungen wird ein besseres Ineinanderfließen von zwei Freiräumen erreicht, wie das Beispiel der Parkverbindung Killesberg-Wartberg in Stuttgart zeigt. Diese Unterführung mit einer großräumigen Ausmuldung, weiten Öffnungen der Tunnelmünder, wegebegleitenden Steinkanten und Wandverkleidungen und in die Gestaltung integrierte Pflanzung entstand nach einer Skizze des Landschaftsarchitekten in enger Zusammenarbeit mit Architekt und Bildhauer.

Dies ist nicht so selbstverständlich, wie es aussieht: Normalerweise erhält den Auftrag für eine Unterführung der Ingenieur. Gelegentlich, bei etwas höherem Anspruch, wird ein Architekt für die Entwicklung einzelner Baudetails hinzugezogen, und am Schluß holt man einen Gärtner, der mit ein paar Palisaden oder U-Steinen die nicht bewältigten Erdanschlüsse bastelt und das Ganze mit Pflanzung kaschiert. Diese Unterführung Killesberg-Wartberg konnte so nur entstehen, weil sie Bestandteil der Internationalen Gartenbauausstellung der IGA 1993 war.

Aber der größte Teil der Kosten bei einer Unterführung entsteht durch Decken und Wände, die fallen immer an. Ausformungen der Tunnelmünder sind der geringste Anteil. Und selbst wenn dafür

Mehrkosten notwendig würden, sind diese angesichts der Unansehnlichkeit und Bedrückung der meisten Unterführungen immer zu rechtfertigen.

Ein Beispiel für den landschaftsgärtnerischen Umgang mit Verkehr ist der Schwanenplatz in Cannstatt. Dort war es nicht möglich, die Einflüsse des Verkehrs ganz zu eliminieren. Dort hat man aus der Not eine Tugend gemacht und aus allem, aus Masten, Brücken, Straßenbahn, Bodenmodellierung, Gras und Pflanzung ein Gesamtbild geschaffen.

Ein Landschaftsgestaltungsplan sollte der technischen Planung vorgeschaltet werden

Diese gelegentlichen, zum Teil fast zufällig entstandenen Einzelbeispiele sind aber nur punktuell wirksam. Was erreicht werden kann, wenn örtlich Betroffene nicht bereit sind, eine beschlossene Planfeststellung einfach so hinzunehmen, zeigt ein Beispiel aus Ravensburg. Dort haben Oberbürgermeister und Gemeinderat auf die planende Behörde eingewirkt, für die Ausführung einen beschränkten Wettbewerb unter Arbeitsgemeinschaften von Landschaftsarchitekt und Architekt auszuschreiben, mit einem sicher nicht optimalen, aber gegenüber der planfestgestellten Planung optimierten und auch allseits anerkannten Ergebnis.

Um vieles besser und wohl auch billiger wäre es, wenn der Wille zur Gestaltung des visuellen Erscheinungsbildes schon vor Beginn des Planfeststellungsverfahrens als wichtigster Programmpunkt

formuliert und jeder technischen Planung ein Landschaftsgestaltungsplan vorgeschaltet würde.

Wenn eine Verkehrsstrasse nach reiflicher Überlegung als notwendig erkannt und nach demokratischer Willensbildung politisch abgesegnet ist, kann es nicht mehr darum gehen, sie zu verhindern: Reisen, Verkehr, Beweglichkeit ist ein wichtiger Bestandteil menschlicher Kultur. Dann geht es darum, keine Mühen und Anstrengungen zu scheuen, nach der bestmöglichen Streckenführung zu suchen und an die Planung und Ausführung allerhöchste Qualitätsansprüche zu stellen.

Ein Beispiel, was geschieht, wenn man nur verhindern will und deshalb nicht auch Forderungen an eine anspruchsvolle Gestaltung stellen kann, ist der Flughafen Stuttgart in Echterdingen auf den Fildern. Dort waren so gut wie alle Anrainer mit 50 000 Unterschriften gegen die Verlängerung der Start- und Landebahn. Jetzt gibt es zwar einen einigermaßen passablen Zufahrts- und Eingangsreich. Das angrenzende und weitere Umfeld aber ist ungestaltet und für die Bürger für Aufenthalt und Erholung unbrauchbar. Die Ortsverbindung von Plieningen und Bernhausen ist für Fußgänger und Radfahrer unzumutbar.

Beim Flughafen in München entstand innerhalb einer neugestalteten Landschaft ein Aussichtsbereich, der angeblich nach Schloß Linderhof das meistbesuchte Ausflugsziel in ganz Bayern ist. In Stuttgart stehen die Leute am Rand von Bernhausen und beobachten den Flugverkehr von ein paar übriggebliebenen Erdhaufen aus.

Bei den riesigen Gesamtkosten hätten rechtzeitig und nachhaltig vorgetragene Forderungen nach einer großzügigen Landschaftsgestaltung mit in ein Gesamtkonzept eingebundenen Rad- und Wanderwegen, Aussichtspunkten, Brücken über die Autobahn usw. sicher nicht überhört werden können. So hätte durchaus die Chance bestanden, da und dort sogar Verbesserungen gegenüber vorher zu erreichen.

S 21: Städtebau und Grünplanung müssen bei der Planung dieselbe Bedeutung haben

Für den Bereich der Neubaustrecke im Stadtgebiet von Stuttgart, dem sogenannten S 21, besteht neben vielen Eingriffen auch eine Chance der Verbesserung der bestehenden Situation.

Weil der größte Teil der Gleisanlagen unter die Erde kommt, können die Parkanlagen des Grünen U mit dem Rosensteinpark bedeutend erweitert und durch Schaffung von das Tal querenden Alleen und Grünzügen kann eine Vernetzung mit den das Tal umgebenden Grün- und Erholungsräumen und damit eine großzügige Weiterentwicklung der Stuttgarter Garten- und Parklandschaft erreicht werden. Dies setzt aber den eindeutigen Willen voraus, daß die Grünplanung die gleiche Bedeutung und Wertigkeit hat wie der Städtebau.

In einer Stadt wie Stuttgart, deren Erscheinungsbild wie in kaum einer anderen Stadt von Grün geprägt ist, sollte dies eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein. Aber: die Nähe der Parkanlagen ist immer noch nicht Anlaß, deren Weiterentwicklung als ein

Noch großzügiger als die Unterführung in Oberaichen ist die als Unterführung unter der Stresemannstraße in Stuttgart gebaute Parkverbindung Killesberg-Wartberg. Dort gibt es neben einer großzügigen Ausmuldung trompetenförmige Erweiterungen der Tunnelmünder, wegebegleitende Steinkanten und Wandverkleidungen und in die Gestaltung integrierte Pflanzungen. Durch ins Gelände verlaufende Mauern ist das technische Bauwerk mit



der Umgebung verzahnt und nicht nur ein im Gelände stehendes Loch. Die Unterführung ist in enger Zusammenarbeit von Landschaftsarchitekt, Architekt, Ingenieur und bildendem Künstler entstanden. (Planungsgruppe IGA 93 mit Dieter Bohnet)

wichtiges Ziel der Stuttgarter Stadtentwicklung zu formulieren, sondern allenfalls eine erfreuliche, den Wert der Grundstücke steigende Nebenerscheinung.

Sinnvoll – und von Regionalplanern und Landschaftsarchitekten vorgeschlagen – wäre es gewesen, als allererstes einen Wettbewerb zur Ausweitung der Freiflächen auszuschreiben und festzulegen, wo man für eine optimale Weiterentwicklung der das Stadtbild prägenden Grünstrukturen und Sichtbeziehungen und aus klimatischen Gründen *nicht* bauen darf. Statt dessen hat als erstes schon eine ganze Reihe von Architekten Gutachten abgeliefert, bei denen sie dieses sensible Gelände als großen Bauplatz benutzten. Es gab schon Studien mit quer im mittleren Schloßgarten liegenden Bahnhofshallen und mit entlang und im Park stehenden Kaufhäusern und Bürogebäuden zur Verlängerung der Königstraße zu einer riesigen Einkaufsmeile.

Die Stellungnahmen, Vorschläge und Forderungen von Verschönerungsverein, Heimatbund und Landschaftsarchitekten haben bei dem inzwischen abgehaltenen Planungswettbewerb zwar eine gewisse Bewußtseinsänderung zugunsten der Parkerweiterung und Durchgrünung der Baugelände gebracht, aber für die Durchsetzung und die weitere Entwicklung – insbesondere wenn es um den Bau des neuen Bahnhofs im Schloßgarten geht – ist eine kritische Begleitung aller an Garten- und Landschaftskultur Interessierten ganz wichtig und notwendig. Auch bei der Planung und beim Bau der Neubautrasse zum Neckar und über die Alb muß das Eingehen auf die Landschaftsstruktur und die Topo-

graphie genauso wie in der Stadt wichtigstes Ziel sein. Diese unser Landschaftsbild in starkem Maß beeinflussende Baumaßnahme darf nicht nur nach den üblichen technischen Abläufen und Maßstäben abgewickelt werden. Bei den Neubaumaßnahmen müssen sowohl als Ganzes als auch im Detail höchste, über die reine Funktionserfüllung hinausgehende Qualitätsansprüche an die Gestaltung des neu entstehenden Erscheinungsbildes gestellt werden. Dies gilt für Stützmauern, Lärmschutz, Unterführungen, Bodenmodellierungen bei Auf- und Abtrag, Wiederherstellung verlorengegangener Ortsverbindungen und Sichtbeziehungen.

Neben den notwendigen, normalen, aus der Örtlichkeit heraus entwickelten Einbindungen der Neubaumaßnahme in die umgebende Landschaft gibt es sicher auch Bereiche, wo es zu völligen Neugestaltungen kommen kann und muß. Bei der derzeitigen Umstrukturierung unserer Landschaft – Abnahme der intensiven Landwirtschaft, Zunahme von Industrie, Gewerbe und Verkehr – könnte da und dort auch an die Entwicklung neuer Landschaftsstrukturen gedacht werden. Auch bei der Suche nach sinnvoller Verwendung des überschüssigen Aushubmaterials sollten gestaltende Bodenmodellierungen z. B. als Ziel-, Aufenthalts- und Aussichtspunkte überlegt werden.

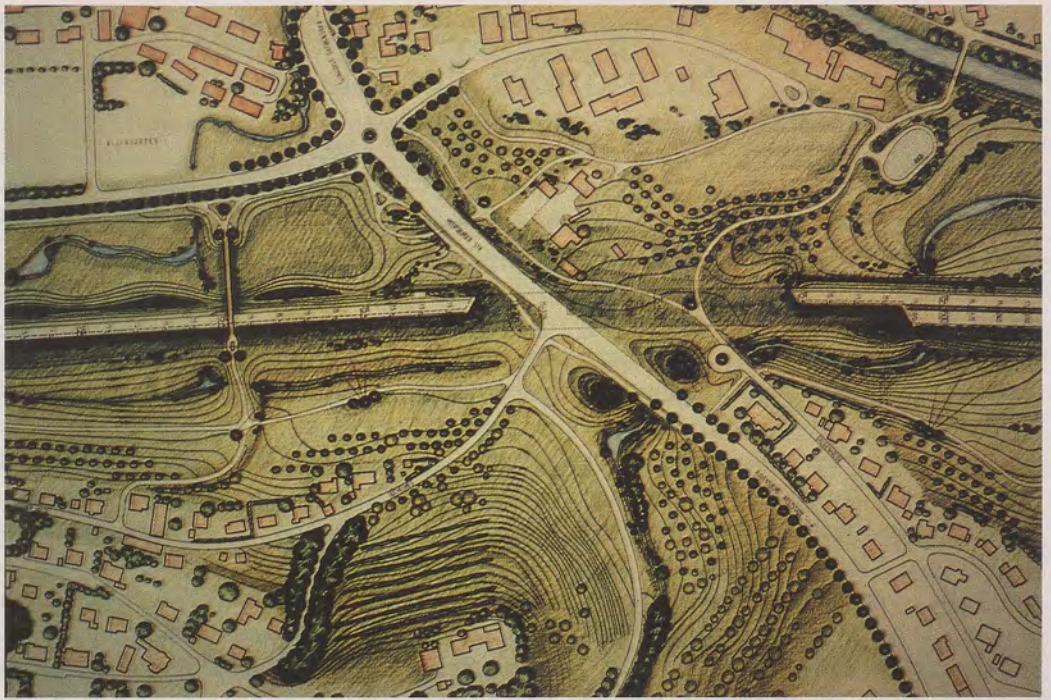
*Qualitätsvolle Landschaftsgestaltung
muß nicht teurer werden*

Das Argument der Kosten darf dabei keine Rolle spielen. Eine Landschaftsgestaltung mit land-



Das übliche Bild vieler Unterführungen: von Betonmauern eingerahmt, dunkel und bedrückend.

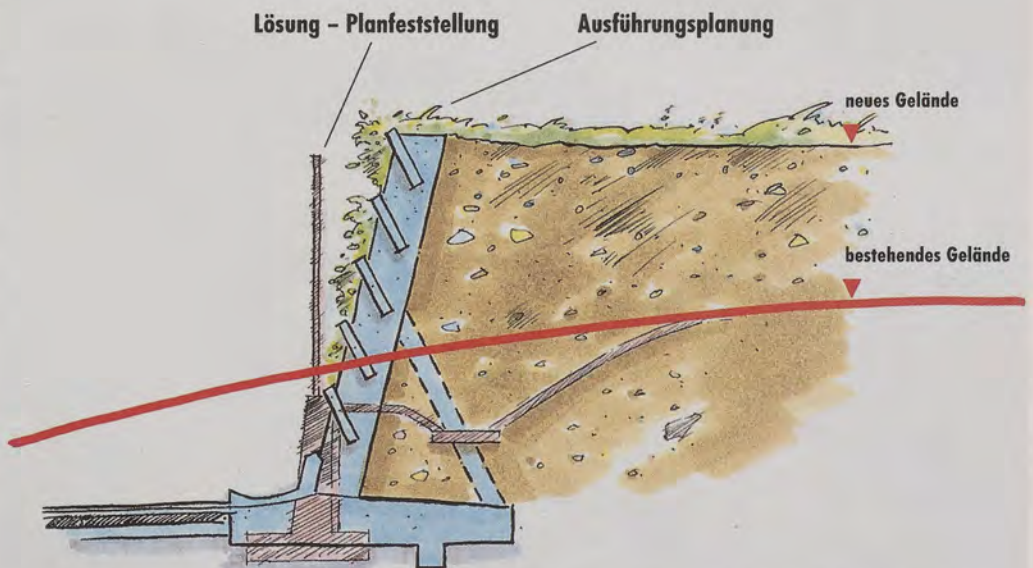
Querung B 30/
Meersburger Straße
Umgehung Ravens-
burg: Über die zwei-
fellos notwendigen,
rein ingenieurmäßi-
gen Überlegungen
hinaus bedarf es einer
frühzeitigen Planung
und Darstellung des
räumlichen Endzu-
standes im größeren
Zusammenhang.



schaftsgärtnerischen Mitteln ist nicht teuer, sondern manchmal sogar billiger als eine rein technische. Notwendig ist die frühzeitige Mitwirkung von phantasievollen, kreativen und kompetenten Gestaltern im ganzen Planungsprozess. Und selbst wenn an ausgesuchten Punkten zum Nutzen und Wohlbefinden der Bürger ein das normale Maß übersteigender Aufwand vorgeschlagen wird, so ist dieser bei der Einmaligkeit und Größe der Baumaßnahme sicher gerechtfertigt, vor allem wenn man ihn in Relation zu den Gesamtkosten sieht.

Dies alles wird aber nur möglich, wenn möglichst viele Beteiligte – Bürgermeister, Gemeinderäte, interessierte Gruppierungen usw. – die Forderungen des Schwäbischen Heimatbundes unterstützen und mit eigenen, auf die Örtlichkeit bezogenen Forderungen ergänzen. Die Beispiele Oberaichen und Ravensburg sind ganz auf Initiative der Betroffenen entwickelt worden und sollten als wichtige Beiträge zum Erscheinungsbild unseres Landes Schule machen.

Schema-Schnitt:
Unter Umständen sind zunächst größere Eingriffe im Interesse einer angemessenen Endgestalt zulässig, weil große Maßnahmen oft eines längeren «Abfederungsweges» bedürfen. In diesem Fall das Ersetzen einer 8 m hohen Lärmschutzwand mit belassenem Gelände durch eine Stützmauer mit der Auf-füllung des dahinter-liegenden Geländes.



Diese Beispiele sind sicher für die Hochgeschwindigkeitsstrecke Ulm– Stuttgart nicht direkt übertragbar, aber Beispiele für den landschaftsgärtnerischen Umgang mit notwendigen technischen Bauwerken.

Walter K. Kast Flurbereinigte Weinberge – Stiefkinder der Ökologen

Im Januar des Jahres 1989 fiel am Heilbronner Wartberg eine kleine Spinne in eine Falle. Dies ist an sich nichts Außergewöhnliches, denn Spinnen tummeln sich zu hunderttausenden auf einem Hektar Rebfläche. Das Besondere an dieser Spinne war, daß sie noch keinen Namen hatte. Es handelte sich also um eine Art, die bisher noch nie entdeckt worden ist. Und eine weitere Besonderheit war, daß sie in einem flurbereinigten Weinberg gefunden wurde. Flurbereinigte Weinberge sind Stiefkinder der Ökologen. Diese wenden sich lieber aufgelassenen Weinbergen oder Steinriegeln zu, die zweifelsohne eine sehr interessante Tierwelt beherbergen. Aber Mauerweinberge repräsentieren nun mal nicht die Wirklichkeit der insgesamt fast 29 000 Hektar Rebfläche in Baden-Württemberg, sondern sind kleine Teilflächen. Dieses Ignorieren kann fatale Folgen für die Tiere in flurbereinigten Weinbergen haben. Auf ein Ökosystem, das grundsätzlich als lebensfeindlich abgestempelt wird, nimmt man wenig Rücksicht. Das kann den Bewirtschafter dazu verleiten, beispielsweise bei Pflanzenschutzmaßnahmen die vorhandene Tierwelt nicht zu schonen. Aus diesem Grund hat die Staatliche Lehr- und Versuchsanstalt für Wein- und Obstbau Weinsberg in Zusammenarbeit mit der Universität Hohenheim und zwei Dok-

toranden verschiedene Rebflächen in Heilbronn (Wartberg), Flein (Altenberg) sowie in Gundelsheim und Eberstadt untersucht.

Diese Rebflächen waren alle flurbereinigt. In Flein und Heilbronn handelt es sich um ältere Flurbereinigungen, die in den 70er Jahren durchgeführt wurden und in denen ökologische Belange noch kaum berücksichtigt worden sind. Die Weinberge in Gundelsheim und Eberstadt wurden Ende der 80er Jahre flurbereinigt. Dabei wurden mit erheblichem Aufwand ökologisch wertvolle Bereiche erhalten und neue Ausgleichsflächen geschaffen. Im Rahmen dieser Forschungsarbeiten wurde der Tierbestand der Rebflächen möglichst vollständig erfaßt und insbesondere die Einflüsse der Randbereiche, der Ausgleichsflächen und einer ökologisch wertvollen Klinge auf die Rebflächen untersucht. Dabei ging es insbesondere auch um Fragen der Wiederbesiedelung der Rebflächen nach menschlichen Eingriffen und um Fragen der Vernetzung der verschiedenen Biotope.

Dauerkultur Weinberg – ein eigenes Agrarökosystem

Weinberge sind – ähnlich wie Äcker und Wiesen – Agrarökosysteme. Im Gegensatz zu Äckern haben



*Heilbronn, Wartberg:
flurbereinigte
Rebfläche ohne Aus-
gleichsmaßnahmen.*

aber Weinberge eine sehr viel größere Kontinuität, weil bei ihnen nicht – wie auf den Äckern – durch den jährlichen Fruchtwechsel eine völlige Beseitigung der vorhandenen Vegetation durch die Ernte und die nachfolgende Bodenbearbeitung und Neuaussaat erfolgt. Ohne diese abrupten Störungen können sich in der Dauerkultur Weinberg wesentlich besser ausgeglichene Lebensgemeinschaften bilden. In Weinbergen entsteht deshalb eine kulturtypische Fauna, denn die Tiere müssen sich dort nicht ständig neu auf Standortfaktoren einstellen.

Von einem intensiv bewirtschafteten System kann man aber nicht erwarten, daß sich faunistische Raritäten darin anhäufen, zumal wenn ökologische Ausgleichsflächen fehlen. Von den bis zur Art bestimmten Tiergruppen wurden in den untersuchten Reblagen überwiegend Arten gefunden, die weit verbreitet und an Störungen ihres Lebensraumes angepaßt sind. In den Rebflächen hat die menschliche Nutzung als Standortfaktor für einen Großteil der Arten eine entscheidende Bedeutung. Es sind meist Tiere, die sich in den Rebflächen schnell ausbreiten können, z. B. Spinnen durch ihre Flugmöglichkeit mit Hilfe des Spinnfadens oder sehr laufaktive Käferarten. Im Vergleich zu faunistischen Erhebungen in nicht bereinigten oder gar aufgelassenen Rebflächen zeigt sich, daß insbesondere Arten fehlen, die erstens Bodenruhe verlangen, zweitens ausgesprochen wärmeliebend sind – fehlende Trockenmauern – und drittens an ihren Lebensraum besondere Ansprüche hinsichtlich Struktur oder Nahrungsangebot stellen.

Weinbergtypisch: Entgegengesetzte Ansprüche bei Feuchtigkeit und Temperatur

Die Tierwelt – vor allen Dingen an der Bodenoberfläche der Rebanlagen – weist eine interessante Besonderheit auf. Auf den Rebflächen kommen gleichzeitig Arten vor, die sehr entgegengesetzte Forderungen in bezug auf Feuchtigkeit und Temperatur an den Standort stellen. Durch den Wechsel von offenen und beschatteten Flächen sowie durch die verschiedenen Formen der Bodenpflege – bearbeiteter Boden, Strohbedeckung, Begrünung – besitzen die Rebflächen eine Vielzahl von Stellen mit einem speziellen Mikroklima. Sie bieten dadurch Tieren mit sehr unterschiedlichen Ansprüchen einen Lebensraum. Trockenheitsliebende und lichtbedürftige Elemente finden darin ebenso einen Platz wie schattenliebende Arten mit höheren Anforderungen an die Luftfeuchtigkeit. Dem aufrecht gehenden, fast zwei Meter hohen Menschen ist nicht bewußt, daß an der Bodenoberfläche einer sonnenbeschienenen, unkrautfrei gehaltenen Reb-gasse Temperaturen herrschen können, die an das Wüstenklima erinnern, während gleichzeitig unter dem Grasdach in der Nachbargasse ein mildes Klima wie in einem Laubwald herrscht.

Rebflächen bieten im allgemeinen sehr wenig Versteckmöglichkeiten, weil etwa größere Steine, die die Bewirtschaftung stören, fehlen. Die Bodenoberfläche wird daher großenteils von kleinen und kleinsten Arten besiedelt, wie z. B. aus den arten-



Ökologisch sehr sinnvoll: Wildkräuter am Wegrand. Viele Weingärtner halten sie leider für «Schlamperei».

reichen Familien der Zwergspinnen und der Kurzflügelkäfer. Etwa zwei Drittel der in Flein und Heilbronn gefangenen Spinnen waren kleiner als drei Millimeter. Diese geringe Körpergröße erlaubt den Tieren, sich auf der Rebfläche in den Kleinräumen des Bodens einzunisten. Sie finden in Erdspalten, unter Moospolstern und unter Erdklumpen die Klimaverhältnisse vor, die sie benötigen. Die Winzigkeit dieser Tiere hat aber zur Folge, daß dieser Mikrokosmos dem flüchtigen Blick des Betrachters entgeht. Nur mit einer Lupe bewaffnet könnte ein Spaziergänger in diesen Lebensraum Einblick gewinnen.

Trotz der intensiven Bewirtschaftung wurden in den untersuchten Rebflächen in Flein und Talheim, in denen keine Ausgleichsmaßnahmen vorhanden waren, einige faunistische Besonderheiten entdeckt. Am bemerkenswertesten war der eingangs erwähnte Fund eines Vertreters aus der Familie der Kugelspinnen. Entscheidend für die Existenz einiger Raritäten ist die Wärmegunst des Standorts.

Eine in beiden Rebflurbereinigungen nachgewiesene Schnellkäferart war bisher in Deutschland nur im Kaiserstuhlgebiet nachgewiesen. Sie dürfte aber ebenso wie eine sehr seltene, wärmebedürftige südeuropäische Ameisenspinne, die ebenfalls in Heilbronn und Flein verzeichnet wurde, auch auf anderen Wärmeinseln, also auf ähnlichen Rebflächen, anzutreffen sein. Weitere faunistische Besonderheiten wurden bei Wanzen und zwei Käferfamilien gefunden. Auch wenn es sich bei einigen Exemplaren um verflogene oder windverdriftete Irrgäste handeln dürfte, ist davon auszugehen, daß die Mehrzahl der seltenen Arten in den Rebflächen selbst lebt. Dafür sprechen die relativ hohen Fangzahlen bei mehreren Arten, die sich fast ausschließlich laufend fortbewegen können.

Ausgleichsflächen erhöhen die Qualität des Standorts

Die Funde einiger seltener Arten dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß flurbereinigte Weinberge nicht die ökologischen Sahnestücke sind wie vielleicht ein alter Mauerweinberg oder Streuobstwiesen. Durch die notwendigen Anpassungen an die moderne, technisierte Bewirtschaftung wurden die ursprünglich oft vielfältig gegliederten Standorte vereinheitlicht.

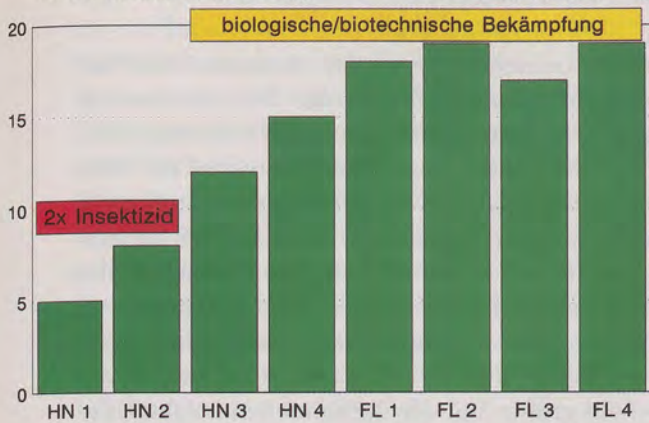
Wie lassen sich die Lebensmöglichkeiten der Fauna im Ökosystem «flurbereinigte Weinberge» verbessern? Welche Wechselwirkungen bestehen zwischen Rebflächen und Biotopflächen? Diesen Fragen wurde in den «modernen» Flurbereinigungen in Gundelsheim und Eberstadt nachgegangen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen zeigen, daß sich die Fauna eines Biotops, einer Klinge, aber auch der umliegenden Waldflächen sowie einiger bebuschter Biotope extrem von der der Rebflächen unterscheidet. Der Artenaustausch zwischen diesen Flächen und den Weinbergen ist deshalb sehr begrenzt.

Der Einsatz von Insektiziden, von insektenabtötenden Pflanzenschutzmitteln, stellt einen extremen Eingriff in das Ökosystem Weinberg dar. In diesen Fällen zeigte sich sehr deutlich, daß eine Wiederbesiedlung der Weinberge von den Biotopflächen ausgeht. Völlig anders verhielten sich aber insektizidfrei bewirtschaftete Rebflächen: Diese entwickeln sich eher als eigenständiges Ökosystem. In insektizidbehandelten Rebflächen nahm der Artenreichtum zum Rand – Wald, Biotopflächen – deutlich zu. In insektizidfreien Rebflächen dagegen wurde die größte Artenzahl nicht am Rand, sondern im Zentrum der Rebflächen gefunden. Von erheblicher Bedeutung dürfte deshalb sein, daß auf dem überwiegenden Teil der baden-württembergischen Reb-



Wissenschaftler mit «Insekten-Staubsauger».

Laufkäferarten in unterschiedlich bewirtschafteten Rebflächen
 HN: Heilbronn, Wartberg FL: Flein, Altenberg



Verzicht auf Insektizide, auch insektentötende Mittel verbessert die ökologische Situation in Rebflächen erheblich, wie an der Zahl der Laufkäferarten zu erkennen ist.

flächen mittlerweile Schädlinge ausschließlich mit biologischen Mitteln bekämpft werden.

Einen wesentlichen Einfluß auf die Ökologie scheinen verschiedene, auch sehr kleine Strukturelemente in der Rebfläche zu haben. In den untersuchten Weinbergen in Flein und Heilbronn waren dies vor allen Dingen die dort relativ häufig vorhandenen Weinbergshütten. Diese bieten z. B. verschiedenen Brutvogelarten eine Nistmöglichkeit, und sie sind auch für verschiedene andere Wirbeltiere als Verstecke lebensnotwendig. Die meisten Vögel finden in der ausgeräumten Reblandschaft nur wenig Nistmöglichkeiten. Die Rebe eignet sich aus mehreren Gründen nur wenig als Nestträger. Junge Rebstöcke bieten eine sehr ungünstige Nestunterlage, durch die späte Belaubung im Mai/Juni kann der Rebstock in der Regel erst für die zweite oder dritte Generation genutzt werden; außerdem ist die Nestabdeckung für viele Arten zu gering. Darüber hinaus werden die brütenden Arten durch die sommerliche Bewirtschaftung, z. B. die Laubarbeiten, massiv gestört. Insbesondere Girlitz, Hausrotschwanz, Amsel und Hänfling, aber auch Goldammer und Bachstelzen wurden in Rebflächen als Brutvögel häufiger gefunden. Nachgewiesen wurden aber auch Singdrossel, Feldlerche, Kohlmeise, Baumpieper, Feldsperling, Stieglitz und Buchfink. Insgesamt wurden 37 Vogelarten beim Aufenthalt in Weinbergen beobachtet. In stärker strukturierten Lebensräumen ist bei gleicher Größe aber mit viermal soviel Arten zu rechnen. Ohne Strukturelemente wie Weinbergshäuschen oder kleineres Buschwerk wären die Rebflächen als Lebensraum für Vögel bedeutungslos.

Die Untersuchungen zeigen, daß umweltschonend bewirtschaftete Rebflächen, insbesondere wenn auf Insektizide verzichtet wird, von vielen Tierarten zumindest zeitweise als Lebensraum genutzt werden können, so daß sie keine unüberwindbare Barriere darstellen. Kleinere in die Rebflächen eingestreute Biotope, als Trittsteinbiotopflächen in die Landschaft eingefügt, können sich deshalb als sehr wertvoll erweisen. Da bei umweltschonender Wirtschaftsweise, wie sie mittlerweile großflächig praktiziert wird, die störenden Einflüsse auf solche Kleinbiotope relativ gering sind, können solche Inseln Lebensraum insbesondere für die sehr wenig vertretenen größeren Tierarten, z. B. auch Wirbeltiere, schaffen. Aufgrund der Kuppen- und Muldenstrukturen an den Hängen der Weinberge ergeben sich viele ungünstig zu bewirtschaftende kurze Rebzeilen, sogenannte Spitzzeilen. Auf solchen Flächen ließe sich oft sehr gut eine kleine Biotopfläche anlegen.



Verdampferampullen für naturidentische Sexual-Pheromone (Insekten-Botenstoffe) werden zur biotechnischen Traubenzwicklerregulierung – Behinderung der Begattung – eingesetzt.



Kamelhalsfliege (Fam. Raphidiidae) wird wegen ihrer langsamen Vermehrung durch Insektizide stark geschädigt.



Holzbiene (*Xylocopa violacea*) finden in insektizidfreien, blütenreichen Weinbergen mit älteren Holzstickeln gute Lebensbedingungen.



Florfliegen (*Crysopa spec.*), ein wichtiger Nützling, wird durch Blüten in den Weinberg gelockt.



Furchenbienenkolonie (*Lesioglossum spec.*), eine am Wegrand der flurbereinigten Weinberge nistende Hautflüglerart.

Einfluß der Bewirtschaftung – Verzicht auf Insektizide ohne Ertragsverlust

In einem so intensiv genutzten Ökosystem wie flurbereinigten Weinbergen hat die Art der Bewirtschaftung natürlich einen ganz entscheidenden Einfluß auf die Lebensmöglichkeiten sowohl für Tiere als auch für Pflanzen. In den vorhin angeführten Untersuchungen zeigt es sich deutlich, daß der entscheidende Faktor, der alles andere überlagert, der Pflanzenschutz ist. Weit über 90 % der negativen Auswirkungen sind dabei den Insektiziden zuzuordnen. Beim Einsatz eines Insektizides wird in der Regel ein großer Teil der vorhandenen Insekten abgetötet. Weil pflanzenfressende und pflanzensaugende Insekten in vielen Fällen am Anfang einer längeren Nahrungskette stehen, sind erhebliche Auswirkungen auch auf andere Tierarten zu erwarten.

Der Verzicht auf Insektizide hat auch andere positive Auswirkungen. Die in der Regel bienengefährlichen Insektizide dürfen nach den gesetzlichen Vorschriften nur dann eingesetzt werden, wenn keine blühenden Pflanzen vorhanden sind. Nur bei einem Verzicht auf diese Insektizide ist deshalb eine Duldung blühender Pflanzen möglich. Die Anwendung biologischer Verfahren ist deshalb Voraussetzung für blütenreiche Weinberge, wie sie z. B. durch Begrünungen, die mehrfach im Jahr gemulcht werden, oder durch eine extensive Bearbeitung der Böden erreicht werden. Letztendlich haben diese Zusammenhänge dazu geführt, daß sich in den letzten Jahren die Weinberglandschaft wesentlich verändert hat. Da auf mehr als 50 % der Standorte auf Insektizide verzichtet wird, ist mittlerweile der größte Teil der Rebflächen begrünt oder wird relativ extensiv bearbeitet, so daß man heute in der Regel nicht mehr von einer Monokultur sprechen kann.

Zur modernen Bewirtschaftung der Rebflächen gehören auch entsprechende meist asphaltierte Wege sowie Wasserstaffeln. Vielfach wird diesen eine extreme Trennwirkung zugesprochen, die dazu führen könnte, daß sich einzelne Inselbiotope bilden. Die Untersuchungen zeigten jedoch, daß sowohl von Wasserstaffeln als auch von Wegen keine feststellbare Trennwirkung ausgeht. Anhand der Arten- und Aktivitätsverteilung war dies beispielsweise auch für nichtflugfähige Käferarten eindeutig nachzuweisen. Eine wesentliche Trennwirkung dürfte jedoch ein Weinberg haben, der mit Insektiziden behandelt ist. Solange das eingesetzte Insektizid wirksam ist, ist für Insekten wie Laufkäfer ein Durchwandern nicht möglich.

Ein weiterer wichtiger Faktor der Bewirtschaftung

ist die Bodenpflege. Offengehaltene, das heißt ständig bearbeitete Flächen beherbergen in der Regel eine völlig andere Tierwelt als begrünte Flächen, die mehrmals im Jahr mit Kreisel- und Schlegelmulchern gemäht oder gemulcht werden. Nicht nur das Bearbeiten mit Pflug oder Fräse, auch das oberirdische Häckseln des Grases und der Kräuter mit einem Mulchgerät stellt natürlich einen massiven Eingriff in die Tierwelt dar. Je extensiver die Bodenpflege, desto günstiger ist dies für die Tierwelt. Besonders artenreich ist die Weinberglandschaft jedoch dann, wenn die Rebflächen nicht einheitlich bewirtschaftet werden. Eine großflächig durchgeführte Standardbewirtschaftung, z.B. auch ein ganzflächiges Mulchen, würde sich verheerend auf die Tierwelt auswirken. Von großem Vorteil für die ökologische Situation in Baden-Württemberg ist die Tatsache, daß hier die Parzellen der einzelnen Bewirtschafter sehr klein sind und in der Regel unterschiedliche Bewirtschaftungsmethoden verwendet werden. Diese individuelle Bewirtschaftung ist aus ökologischer Sicht sehr zu begrüßen. Nicht sinnvoll ist dagegen eine übermäßige Bodenpflege durch zu intensives Bearbeiten oder zu häufiges Mulchen. Eine gewisse Verunkrautung oder ein zeitweise höherer Besatz mit Kräutern und Gräsern kann sich in manchen Situationen sogar günstig auf die Ertragsfähigkeit von Rebflächen auswirken. Insbesondere entlang der Wegränder sind auch etwas höhere Stauden ohne negativen Einfluß auf den Ertrag des

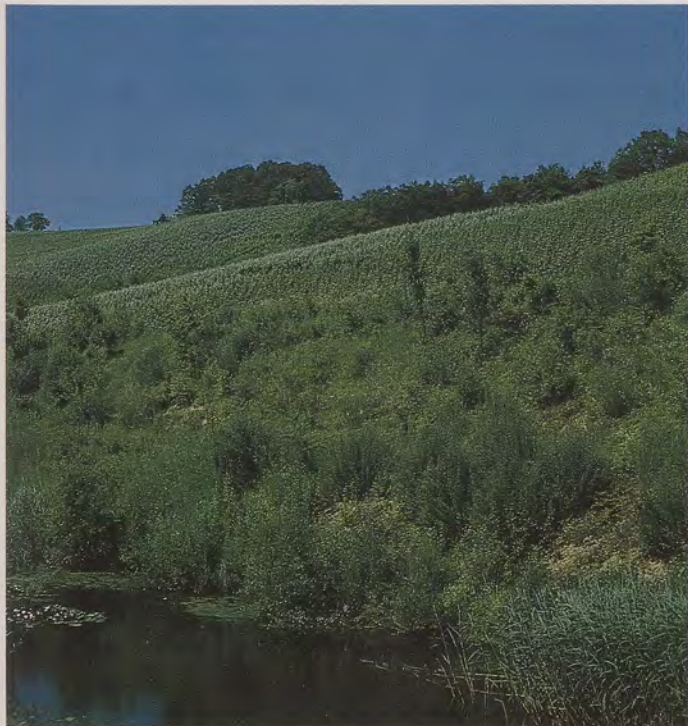


Weinberghäuschen, eine ökologisch wichtige Auflockerung der Reblandschaft.

Weinbergs. Teilweise herrscht hier bei den Bewirtschaftern noch ein übertriebener Ordnungssinn, und der ganze Stolz richtet sich darauf, wie bei einem Golfrasen möglichst kein Kräutchen über fünf Zentimeter hoch werden zu lassen.

Eine kleine Spinne mit Namen Robertus kuehnae

Was ist nun aus der kleinen, am Anfang des Artikels erwähnten Spinne geworden? Sie wurde, so wie das in diesen Fällen üblich ist, in eine Alkohollösung eingelegt. Von einem Spezialisten für Spinnensystematik wurde sie der Spinnengattung Robertus zugeordnet und trägt mittlerweile den Namen Robertus kuehnae. Leider trägt sie nicht den Namen des Doktoranden, der sie gefangen hat. Sonst hätte sie Robertus walchii, nach dem Doktoranden Holger Walch aus Eppingen, heißen müssen. Der Fang dieser Spinne war im Rahmen seiner Arbeit aber nur ein Beiwerk, wie dieser Spinne erging es nämlich zigtausenden anderen kleinen Tieren. Für seine Arbeit insgesamt und für seinen Beitrag zum Fortschritt der Wissenschaft erhielt er den Titel eines Doktors der Agrarwissenschaft. Hoffentlich bald wird die zweite im Projekt tätige Doktorandin, Martina Straub aus Lauffen, ebenfalls ihre Doktorarbeit abschließen.



Gundelsheim, Himmelreich: flurbereinigte Rebfläche mit erhaltener Klinge und Ausgleichsbiotopen.



Das Torfwerk Oberried nordwestlich von Bad Wurzach, gemalt von dem 16jährigen Sepp Mahler (1901–1976). Um 1960 stellte dieses Torfwerk seine Produktion ein.

Rechts unten: «Torfstecher» heißt dieses Bild, 1930 von Sepp Mahler im Geist des Expressionismus geschaffen.

Heinrich Fink «Das Jahr der Torfarbeit» – Das Wurzacher Ried als Wirtschaftsfaktor

Es liegt ein Städtlein klein, hart an der Heide Rand, heißt es im Bad Wurzacher Heimatlied. Diese Nähe zum Ried hat die Kultur- und Sozialgeschichte von Bad Wurzach seit nahezu 200 Jahren in ganz besonderer Weise geprägt. Um diese Geschichte lebendig werden zu lassen, hat eine Initiativgruppe des Heimatvereins «Wurzen» ein Festjahr geplant. Zwei Daten gaben Anlaß hierfür: 1797 begann im Alberser Ried, im östlichen Teil des 17 Quadratkilometer umfassenden Wurzacher Riedes, der erste herrschaftliche Torfstich, und 1897 wurde in dem seit 1880 bestehenden Oberried-Torfwerk eine Torfstreu- und Torfmullfabrikation eingerichtet.

Am westlichen Rand der Stadt liegt auf dem «Siechenberg» das Leprosenhaus mit Kapelle, ein einzigartiges Denkmal mittelalterlicher Sozial- und Medizingeschichte, eine Einrichtung zur Pflege der Sondersiechen, wie in der Siechenhausordnung aus

dem Jahr 1528 steht. In diesem Haus ist am 13. April des Jahres das «Jahr der Torfarbeit» eröffnet worden, das in Bad Wurzach mit einem umfangreichen Begleitprogramm begangen wird. Im Leprosenhaus ist ein Torfmeisterzimmer eingerichtet, und in weiteren Räumen werden die Themen *Vom Handtorfstich zum maschinellen Torfstich* und *Von der Dienerklasse zur neuen Arbeiterklasse* dokumentiert. Daß das Festjahr in diesem Haus begonnen wurde, hat zwei Gründe. Als das Leprosenhaus im Jahre 1780 als Einrichtung zur Pflege der Aussätzigen offiziell nicht mehr beansprucht wurde, durften in der Folgezeit darin vier Torfarbeiterfamilien des fürstlichen Torfwerks wohnen. Zum anderen wurde in diesem Haus im Jahre 1901 der bekannte Wurzacher Maler und Poet Sepp Mahler geboren. Sein Vater war Torfmeister und seine Mutter Kantinenwirtin.

Im Herbst des Festjahres steht dann im Naturschutzzentrum in Bad Wurzach die Eröffnung der Ausstellung *Schwankend spurt der Weg ins Ried* an. Anhand von Bildern und Gedichten des Malerpoeten Sepp Mahler kann der Besucher den Spuren der Kultur- und Sozialgeschichte im Ried nachgehen. Zeitzeugen, darunter ein paar sehr betagte Bürger, die entweder durch ihre Eltern oder durch ihre eigene Arbeit mit dem Torf eine ganz persönliche Beziehung zum Ried haben, kommen auf Tonband oder Video zur Sprache.

Bäuerliche Torfstiche und Maschinentorfwerke

Eine Dissertation *Die Württembergische Torfwirtschaft – eine wirtschaftsgeschichtliche Studie unter besonderer Berücksichtigung Oberschwabens* von Friedolin Liebel aus dem Jahre 1911 gibt hochinteressante Einblicke in die Torfwirtschaft, auch über ihre Ausdehnung. Das Oberland war um die Jahrhundertwende von Torfstichen und Torfwerken übersät, denn Moore sind überall dort entstanden, wo in eiszeitlich geformten Senken der Wasserabfluß behindert war. Mehr als 60 Gemeinden, auf deren Gemarkung Torf gestochen wurde, werden in der Dissertation erwähnt. Vorherrschend war in Oberschwaben die bäuerliche Torfwirtschaft. Die Kleinbetriebe der Landwirte arbeiteten meist nur für den Eigenbedarf: Brenntorf für den Kachelofen und andere Feuerstellen und Streutorf für den Stall. Mittelbetriebe wirtschafteten neben der Befriedigung des Eigenbedarfs auch für den Verkauf. In größeren Betrieben wirkten kaufmännisch geschulte Kräfte und verleierte, länger beschäftigte Torfarbeiter. Ausgedehnte Torfstiche mit Handbetrieb waren meist kommunale Einrichtungen. Nachdem die Torfmaschinen konstruiert waren, entstanden Torfwerke mit maschinellem Betrieb. Die Dissertation von Friedolin Liebel nennt sieben Maschinentorfwerke von einiger wirtschaftlicher Bedeutung in Oberschwaben. Begünstigt waren solche Torfwerke, die einen Eisenbahnanschluß hatten.

Die Technik ist bei jedem oberschwäbischen Maschinentorfwerk so ziemlich die gleiche gewesen. Oben auf dem rohen Torfmoor, hart am Stichgraben, steht die Torfverarbeitungsmaschine, angetrieben durch einen mit Torf geheizten Dampfmotor. In den Stichgraben hinunter reicht ein an der Torfmaschine angebrachter Elevator, ein Paternosterwerk. Zur Bedienung einer Torfmaschine sind insgesamt 23 Personen – meist Männer – nötig. Sieben starke Männer stehen im Stichgraben, schaufeln das gesamte Torfmaterial ab und werfen es in den Elevator. Dieser befördert es zur Torfmaschine hinauf und wirft es in

einen Trichter. Dort wird das Material durch rotierende Messer zerrissen und gemengt und gelangt als endloser zäher Torfstrang zum Mundloch heraus. Der laufende Torfstrang wird auf einem zwei Meter langen Brett aufgefangen und in gleichmäßige Stücke geschnitten. Die mit Torfsträngen beladenen Bretter werden auf bereitstehende Rollwagen gebracht und auf den Trockenplatz geschoben. Ist das in der Nähe der Maschine liegende Torflager abgestochen, dann wird die Maschine weitersgeschoben, um ein anderes Stück Torflager abzubauen. Schwierigkeiten beim Torfabbau brachte allgemein die Entwässerung. Durch Stichgräben und Kanäle sollte das Wasser abfließen. Wo keine Handstichmaschinen vorhanden waren, konnte selten unter dem Grundwasserspiegel abgebaut werden; und gerade dort lag der beste, der reifste Torf. Auch Baumwurzeln im Torflager können den Abbau beeinträchtigen.

Riedkolonie, seit 1797 fürstlicher Torfstich

Die Torfgeschichte von Wurzach ist von Anfang bis Ende ungemein interessant. Nach Friedolin Liebel



ließ in dem Jahrzehnt nach 1750 Graf Franz von Waldburg-Wurzach in einem Teil des Wurzacher Riedes ein ausgedehntes Grabennetz anlegen. Arme Einwohner von Wurzach sollten die Fläche als Eigentum erwerben unter der Bedingung, daß sie von ihnen kultiviert würde. Eine «Riedkolonie» mit sieben Familien entstand daraufhin dort. Hunderte von Gulden steckte die Reichsgrafschaft in die Urbarmachung, aber der Ertrag entsprach bei weitem nicht den Erwartungen. Die Kolonie verarmte immer mehr und erlosch schließlich.

Im Jahre 1797 begann im Alberser Ried der erste herrschaftliche Torfstich. In ihm wurde Brenntorf gestochen zum Betrieb einer Brauerei in Wurzach, einer Ziegelei und eines Bades in Hauerz. Im Jahre 1828 besaßen 104 Wurzacher Bürger und 13 Hofbürger Riedteile zum Torfstechen. Daneben gab es rund um das Ried bäuerliche Kleinbetriebe. Im Jahre 1874 führte die Standesherrschaft zusammen mit der Bürgerschaft Entwässerungsmaßnahmen durch. Danach kam ein kommunaler Betrieb der Stadtgemeinde Wurzach zustande. Sechs Jahre später eröffnete die Herrschaft Waldburg-Wurzach das Torfwerk Oberried, das Friedolin Liebel als sehenswert bezeichnete. 1897 wurde in diesem Werk eine bedeutende Torfstreu- und Torfmullfabrikation eingerichtet. Ein von einem Dampflokomobil getriebener Reißwolf fabrizierte aus den getrockneten Torfsoden Torfstreu und Torfmull. 1903 waren im Oberried-Torfwerk 93 Personen angestellt. Wenn man die Arbeiter des städtischen Torfbetriebs, die privaten Riedteilnutzer und die Arbeiter der bäuerlichen

Torfbetriebe rund um das Wurzacher Ried dazu nimmt, so ergibt das einen großen Anteil der Bevölkerung, der von der Torfwirtschaft lebte. In Wurzach formierte sich eine neue Arbeiterklasse.

Wurzacher Torf verschwindet in Stuttgarter Öfen, so war ein Zeitungsartikel überschrieben. Nach dem Ersten Weltkrieg bemühte sich die Stadt Stuttgart um eine realisierbare Brennstoffgewinnung im Oberland. Im Stadtrat der Landesmetropole saß damals ein Mann namens Fidel Mahler, der aus Wurzach stammte. Im Zusammenwirken mit dem Riedstädtchen im Oberland und der Großstadt im Unterland gelang ihm die Brennstoffnot zu mildern. Bereits Ende Januar 1920 berichtete das Heimatblatt: *Auf dem an die Stadt Stuttgart seitens der hiesigen Stadtgemeinde zur Torfgewinnung überlassenen Areal ist bereits von einer größeren Zahl von Arbeitern mit dem Ausforsten begonnen worden.* Als die Herbstzeitlosen blühten, rollte in Güterzügen das «braune Gold» in die Großstadt. Während der Inflationszeit benutzte man die Torfwaggons auch, um – gut versteckt – Käselaike nach Stuttgart zu «verschieben». So entstand im westlichen Teil des Wurzacher Riedes der heute noch so benannte Stuttgarter See. Aus dem See ist inzwischen durch Verlandung ein Schilfgebiet geworden.

Nach dem Ersten Weltkrieg entstand das Waldburg-Wolfeggsche Haidgauer Torfwerk, das beim jähen Ende des Brenntorfs im Wirtschaftswunder der 1950er Jahre auf Heilmoor umstellte und bis Ende 1996 die Moorbäder belieferte. Als im Jahr 1936 der Moorbadebetrieb in Bad Wurzach seinen Anfang

nahm, war es der Torf, der die Grundlage dafür hergab. Zudem ist 1946 mangels Kohle und Öl am Rande des Wurzacher Riedes gerade wegen dem Torfabbau eine Glashütte gegründet worden, die bis heute produziert.

Dies alles soll das «Jahr der Torfarbeit» der heutigen Bevölkerung wieder ins Bewußtsein bringen.

Am westlichen Rand der Stadt Bad Wurzach erhebt sich auf dem Siechenberg das Leprosenhaus, Kapelle und Wohntrakt unter einem Dach. Hier wurde 1901 der Maler und Poet Sepp Mahler geboren, dessen Vater Torfmeister war.





Raimund Waibel Museen des Landes: Das Freilichtmuseum Beuren bei Nürtingen

Das landschaftliche Ambiente könnte idyllischer kaum sein: Eingebettet in Streuobstwiesen liegt das Freilichtmuseum Beuren am Fuße der Schwäbischen Alb. In der Ferne grüßen im Osten die Burg Teck und im Westen der Hohenneuffen; eine altwürttembergische Landschaft wie aus dem Bilderbuch und mit nostalgischem Charme, wie geschaffen für ein Museumsdorf. Wer zudem noch das Glück hat, das Freilichtmuseum an einem warmen Sommertag zu besuchen, während der Obstblüte oder im Herbst, wenn die Bäume voller Früchte hängen, wird sich eines wehmütigen Gedankens an eine angeblich «gute alte Zeit» nicht erwehren können. Und dies trotz besseren Wissens um die Lebensverhältnisse unserer Vorfahren, um die wirtschaftlichen Sorgen oder die unerträgliche Furcht der Bevölkerung in Kriegszeiten.

Nostalgische Gefühle freilich gehören nicht zum pädagogischen Ziel dieses Freilichtmuseums, vielmehr die realitätsnahe historische und volkskundliche Information der Besucher. So gesehen, so könnte man ironisch anmerken, steht das Mu-

seumsdorf am falschen Platz. Doch welche Besucher kommen ausschließlich der Information wegen? Die Lage des Museums stellt einen nicht zu unterschätzenden Standortvorteil dar, und die Museumsleitung tut gut daran, mit diesem von der Natur geschenkten Pfunde zu wuchern! Und die Besucher haben das Museum angenommen, strömten in den ersten beiden Jahren nach der Eröffnung des Freilichtmuseums 1995 in unerwartet großer Zahl nach Beuren, um das jüngste und vorerst wohl letzte Kind aus der Familie der baden-württembergischen Freilandmuseen in Augenschein zu nehmen: Rund 50 000 Besucher waren es 1995, für die 326 Führungen veranstaltet wurden, rund 60 000 bei 480 Führungen im folgenden Jahr. «Tendenz steigend» also, und ohne Zweifel ein Beweis für das auch anderswo zu konstatierende Bedürfnis der Zeitgenossen, in der Vergangenheit Halt für Gegenwart und Zukunft zu finden.

So sicher es also ist, daß das Freilichtmuseum Beuren eine museale Marktlücke im Großraum Stuttgart ausfüllt, so ungewiß war noch vor wenigen

Jahren, ob das Museum seine Pforten in absehbarer Zukunft öffnen könne. Die ersten Planungen zu dem musealen Vorhaben reichen zurück bis in die 1970er Jahre, in eine Zeit der widerstreitenden Konzepte also: Soll das Land Baden-Württemberg ein zentrales bäuerliches Freilichtmuseum erhalten oder mehrere regionale Museen? Wie bekannt, haben sich die Vertreter der regionalen Lösung durchgesetzt, und um 1980 suchte der Landkreis Esslingen, an den das Land herangetreten war, erstmals nach möglichen Standorten für ein Freilandmuseum mit dem Einzugsgebiet «Mittlerer Neckar» und «Schwäbische Alb». Doch die angespannte Finanzlage ließ das Projekt 1982 erst einmal scheitern. Drei Jahre später nahm der Landkreis dann die Planungen für ein solches Museum wieder auf und entschied sich für den Standort Beuren, wo 1987 der erste Spatenstich erfolgte. Die ursprünglich für 1993 vorgesehene Eröffnung des Museums wurde dann – wieder finanzieller Engpässe wegen – mehrfach verschoben, bis 1995 schließlich die Baugruppe «Neckarland» feierlich einem interessierten Besucherkreis vorgestellt werden konnte. Träger des Museums ist der Landkreis Esslingen, doch hat das Land fast 20 Millionen Mark zum Aufbau beigesteuert.

Baugruppe «Neckarland» Kern des Freilichtmuseums, «Schwäbische Alb» im Aufbau, sieben Häuser eingelagert

Wer sich auf eine kleine beim Parkplatz liegende und bereits zum Albaufstieg zählende Anhöhe begibt, vermag gleichsam aus der Vogelschau das ganze «Neckarland» zu überschauen. Der Blick erfäßt das den Eindruck von Wohlhabenheit vermittelnde Wohn- und Wirtschaftsgebäude «Mannsperger» aus Tamm bei Ludwigsburg, die archaische Unterfirstständer-Scheuer aus Gärtringen im Gäu hinter Böblingen, ein Wohn-Stall-Haus mit Scheuer aus Beuren – dem Museumsstandort selbst also – sowie ein bäuerliches Wohnhaus aus Ohmenhausen bei Reutlingen. Dazwischen liegen – etwas unscheinbarer, aber sozialgeschichtlich nicht weniger aufschlußreich – ein Back- und Waschhaus aus Sielmingen auf den Fildern, ein Backhaus aus Esslingen-Sulzgries, eine weitere Scheuer aus Beuren und ein Schweinestall aus Ehningen bei Böblingen. Das «Neckarland» umfaßt also nicht nur die eigentliche Neckarlandschaft, sondern greift aus bis in die Gäulandschaften vor dem Schwarzwald und bis zum Fuß der Schwäbischen Alb. Die Weinbauerngemeinden des nördlichen oder unteren Neckars gehören nicht zum Einzugsbereich des Freilichtmuseums in Beuren. Verbin-



Vor dem Umzug ins Museum: das Tagelöhnerhaus aus Weidenstetten auf der Schwäbischen Alb (Haus links) am ursprünglichen Standort.

Das stattliche Haus Mannsperger aus Tamm bildet den repräsentativen Eingang zum Freilichtmuseum Beuren. Rechts die Rückseite der Firstständer-Scheuer aus Beuren.



dende Klammer der musealen Häusergruppe in geographischer Hinsicht ist also weniger der Neckar als die Region Stuttgart, wie sie heute auch eine politische Einheit darstellt. Die Zugehörigkeit der meisten Gebäude zu Altwürttemberg stellt eine weitere, die historische Klammer dar.

Zwingenderweise betreten die Besucher auf ihrem Weg durch das Freilichtmuseum zunächst das wahrhaft stattliche mannspergersche Haus aus Tamm. In ihm befinden sich nämlich der Eingang und die Kasse zum Museum. Dieses reiche zweigeschossige Bauernhaus mit einem Wohn- und einem Wirtschaftsteil ist zugleich auch das Gebäude im Museumsdorf, das sich im Innern am weitesten von seinem historischen Erscheinungsbild entfernt hat: Im

Erdgeschoß wurde der Eingangsbereich des Museums eingerichtet, im ersten Stock eine Museums-wirtschaft mit moderner Küche und sanitären Anlagen. Stimmig erscheint nur noch die Außenfassade, die eine Vorstellung vermitteln kann von der Bedeutung des Bauherrn und seiner Stellung im Dorf: Johann Georg Mannsperger, zugleich Bauer, Metzger sowie zeitweise Wirt und auch Gemeinderat, der sich 1726 eine standesgemäße Hausstatt errichten ließ. Bauschmuck wie eine barocke Steinfigur an der Hausecke, vor allem aber die Rokoko-Stuckdecke im Saal des 1746 über der Hofeinfahrt errichteten Anbaus lassen die Kluft erahnen, die im Dorf der Vergangenheit zwischen den wenigen Wohlhabenden und der in äußerst bescheidenen, ja miserablen Häuschen wohnenden dörflichen Unterschicht, den Tagelöhnern und Kleinstbauern, herrschte.

Von der dörflichen Unterschicht erfahren die Besucher im Freilichtmuseum Beuren bisher jedoch recht wenig. Dies wird sich ändern, wenn das sich derzeit im Aufbau befindende Tagelöhnerhaus aus Weidenstetten auf der Schwäbischen Alb stehen und eingerichtet sein wird. Wie Museumsleiterin Steffi Cornelius erläutert, will man damit auch *ein Zeichen setzen in schlechten Zeiten*. Etwa fünfhundert Meter von der Baugruppe «Neckarland» entfernt wird daher heftig gearbeitet: Das genannte Tagelöhnerhaus bildet gleichsam den Grundstein für die zweite, die Baugruppe «Schwäbische Alb».

Derzeit warten noch sieben eingelagerte Häuser auf baldige Auferstehung in diesen beiden Baugruppen, zwei weitere stehen noch am ursprünglichen



Der Spruch über dem Hauseingang des Hauses Mannsperger zeugt vom Selbstbewusstsein des Bauherrn Mannsperger: «Ist Gott Für Uns, Wer Mag Wider Uns Sein.»



Den Wänden der Werkstatt des Ohmenhauser Schreiners Walz fehlt zwar die nostalgische Patina des Alten, doch die gesamte Ausrüstung ist original erhalten.

Standort zum Abbau bereit. Doch die Finanzkrise der öffentlichen Hand läßt kaum erwarten, daß die wenig ästhetischen «Vereinigten Hüttenwerke» im Westen des Museumsdorfes, wo die Hausveteranen ruhen, bald verschwinden könnten. Zu bedauern bleibt in diesem Zusammenhang auch, daß die ursprünglich geplante dritte Baugruppe «Waldland» gleichfalls aus Kostengründen nicht ausgeführt wird. Die wirtschafts- und kulturhistorischen Merkmale der Waldregionen, des Schurwalds und des Schönbuchs etwa, werden so bedauerlicherweise mit jenen der Schwäbischen Alb und der nördlich des Albtraufs liegenden Landschaften vermengt.

Nicht «auf alt machen», keine künstliche Nostalgie – Statt «Sammelsurium» Zeitschnitte einer Epoche

Der Abbau gefährdeter oder an ihrem alten Standort Dorfsanierungen oder auch einfach «nur» dem Verkehr im Wege stehender Gebäude gleichsam «auf Halde» barg und birgt Probleme. Es ist auffallend, daß die drei Wohnhäuser und damit die «ansehnlichen» Bauten des «Neckarlands» allesamt bereits um 1980 an ihrem ursprünglichen Standort abgebaut wurden, die Nutzbauten wie Scheuern, Wasch- und Backhäuser aber meist später, etwa um 1990. In der Frühphase der Planungen zum Frei-

lichtmuseum Beuren wurden Häuser offenbar noch ohne ein fundiertes Wiederaufbaukonzept abgebaut und eingelagert – in manchen Fällen könnte man auch «entsorgt» sagen. Einfache Gebäude galten in diesem Sinne oft nicht als museal, es sei denn, sie wiesen besondere konstruktive Merkmale auf wie etwa Firstständer, also einen vom Boden bis zum First durchgehenden Holzständer anstelle der späteren, jeweils ein Stockwerk umfassenden Fachwerkkonstruktion, in der gleichsam Kisten aufeinander gesetzt sind.

Heute erfolgen Abbau und Translozierung, der Transport der Gebäude ins Museum, planvoller und auch behutsamer, unterstützt von einer weiterentwickelten Technik, die es erlaubt, ganze Hausfassaden, Stockwerke oder sogar ganze Gebäude in einem Stück zu versetzen. Doch die für ein Bauernhaus äußerst ungewöhnliche Rokoko-Stuckdecke des Mannspergerschen Hauses könnte man wohl auch heute nicht erhalten, sie befand sich in einem zu desolaten Zustand. Vorsorglich nahm man 1980 einen Abdruck ab, nach dem die Saaldecke des Gebäudes nachgegossen wurde. Mit dem frühen Abbau mag jedoch auch zusammenhängen, daß manche Gebäude im Beurener Museum ein wenig «gschleckt», allzu akkurat und neu erscheinen. Wo nicht ganze Mauern oder Fassaden erhalten werden

konnten, mußte das Fachwerk notgedrungen neu ausgemauert oder mit Flechtwerk ausgefacht und verputzt werden. Die Patina, die dem Alten anhaftenden Spuren der Zeitläufe fehlten mitunter. Und «auf alt machen», also falsche Tatsachen vorspiegeln, das wollte man zu Recht nicht. Was neu oder ergänzt ist, soll auch als solches erscheinen; also keine künstliche Nostalgie, kein kulturhistorisches Disneyland, nicht nur an den Fassaden, sondern auch in den Häusern selbst. So wurden in dem Wohn-Stall-Haus aus Beuren die Holztäferung nach Befund und die schöne Fensterfront mit den Butzenscheiben analog zu anderen untersuchten Bauernhäusern jeweils in Kiefer, also mit auffallend hellem Holz ergänzt.

In diesem Bauernhaus aus dem 16. Jahrhundert wird auch an anderer Stelle deutlich, daß die Museumsleitung gewillt ist, der historischen und volkskundlichen Information den Vorzug zu geben vor der Vermittlung nostalgischer Freizeiterlebnisse. Beim Durchschreiten der Räume empfinden nicht wenige Besucher die in den Räumen herrschende Leere als entfremdendes oder sogar störendes Element. In der Tat ist das Bauernhaus nur spärlich möbliert, und zwar durchweg mit Gegenständen aus der Zeit der Jahrhundertwende um 1800. Auch die «Außenhaut» des Gebäudes wurde nach dem Erscheinungsbild jener Epoche rekonstruiert. Bei allen Gebäuden im Freilichtmuseum Beuren hat man sich nämlich für sogenannte «Zeitschnitte» entschieden: Die Besucher sollen sich nicht an einem mehr oder weniger zufälligen Sam-

melsurium baulicher Details und des Inventars emotional berauschen, sondern sie sollen ein stimmiges Bild aus einer genau definierten Epoche vermittelt bekommen. Aufwendige, zeitraubende bauphilologische und archivische Forschungen schufen die Voraussetzungen für diese «Zeitschnitte»: Dendrochronologische Untersuchungen gaben Aufschluß über die Entstehungszeit der Gebäude und über die Abfolge von Um- und Anbauten. Tausende Seiten alter Lagerbücher und anderer Besitzverzeichnisse, von «Inventuren und Teilungen» (amtliche Inventare bei Eheschließungen und Erbfällen), Brandkatastern und Steuerverzeichnissen wurden für die sozial- und besitzgeschichtlichen Angaben gewälzt. Diese wissenschaftlichen Arbeiten wurden in Form von Werkverträgen an selbständige Bauhistoriker und Kulturwissenschaftler vergeben, denn mit dem begrenzten Mitarbeiterstab des Beurener Museums sind solche Forschungen nicht zu leisten.

Im Falle des Beurener Wohn-Stall-Hauses bot sich die Zeit um 1800 als «Zeitschnitt» an, da sich anhand eines 1799 aufgenommenen Inventars – erstellt nach dem Tod der im Kindbett gestorbenen Ehefrau des Bauern Philipp Jacob Kittelberger – die Einrichtung äußerst genau bestimmen ließ, ja teilweise sogar der Standort der einzelnen Möbel zu erschließen war. Anstelle des in den alten Urkunden aufgeführten Mobiliars wurden dann aus dem Fundus des Museums stammende Einrichtungsgegenstände im Haus aufgestellt. Ließ sich ein entsprechendes Stück nicht auftreiben, markieren

«Zeitschnitt» um 1800: Die schöne Fensterfront mit den Butzenglas-scheiben des aus Beuren hierher versetzten Wohn-Stall-Hauses wurde analog zu anderen Bauernhäusern der Zeit ergänzt.



grüne Klebestreifen an Boden und Wänden den ursprünglichen oder vermuteten Standort. Bauliche, aber in der Zwischenzeit abgegangene Details wie etwa der typische, sogar über Eck geführte Rauchfang in der Küche wurden rekonstruiert.

In leeren Räumen: Texttafeln und informative Blätter – Direkter emotionaler Bezug im Haus des Schreiners Karl Walz

Wo es wie in dem Beurener Wohn-Stall-Haus nur wenige Einrichtungsgegenstände gibt, wendet sich die Aufmerksamkeit der Besucher gleichsam automatisch den – übrigens meist frei im Raum stehenden – großen Texttafeln zu. So verbinden sich museale Not und pädagogisches Konzept: Die Besucher sollen nicht nur oberflächlich schauen, sondern vertiefend lesen! In der guten Stube des hier vorgestellten Bauernhauses werden so beispielsweise Kenntnisse vermittelt über den im Herzogtum und später im Königreich Württemberg seit 1555 herrschenden Zwang, bei Änderungen des Personenstands Inventare anzulegen. In der Schlafkammer wird das Problem der Reinlichkeit, «der Seele einer guten Haushaltung», angesprochen; leider ist nicht erwähnt, daß die Realität in vielen Bauernhäusern ganz anders aussah. Und unter dem Dach wird – in schönstem Honoratiorenschwäbisch – die erschreckende Tatsache der hohen Sterblichkeit von Kindern und Wöchnerinnen verdeutlicht: *Weiber sterbe, Taler erbe, laßt kein brave Ma verderbe. Aber Küh*

und Gäul verrecke, s'sel bringt Schrecke. Auf einem Bord unterhalb der Informationstafeln ausliegende Blätter unterrichten die Besucher vertiefend über Details der Einrichtung oder der Besitzgeschichte; etwa über die Gestalt und den Aufbau der Matratzen, Kissen, Leintücher und Decken des Himmelbetts, den multifunktionalen Charakter der Küche oder deren nicht erhaltene hölzerne Einrichtungsgegenstände. In absehbarer Zukunft werden diese Blätter als Handreichung für die Besucher auch im Druck erscheinen.

Im Falle des 1763 ursprünglich als Bauernhaus erbauten, aber seit den 1920er Jahren von einem Schreiner bewohnten und zugleich als Werkstatt genutzten Hauses aus Ohmenhausen bei Reutlingen legte man den «Zeitschnitt» auf die Jahre um 1925/30, aus denen die Einrichtung des Hauses fast unverändert erhalten geblieben ist. Der Schreiner Karl Walz war 1923 in das Haus seiner Schwiegereltern Digel gezogen, die die Landwirtschaft aufgaben. Die Alten blieben zwar im Haus wohnen, zogen sich aber in ein ihnen eingeräumtes Zimmer zurück. 1951 zog das Schreinerehepaar dann in einen Neubau um, seither war das Haus unbewohnt, doch nutzte der Handwerker den ehemaligen Stall und einen 1924 erstellten Anbau weiter als Werkstatt und Lager.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Haus, in dem sogar noch Bilder am alten Platz hängen und nur wenige Einrichtungsgegenstände fehlen oder, wie die Täferung an einzelnen Stellen, ergänzt wurden,



Das Altenteil: Mitte der 1920er Jahre überließen die Schwiegereltern des Ohmenhauser Schreiners Walz ihr Haus der jungen Familie der Tochter und zogen sich in ein ihnen eingeräumtes Zimmer zurück.

Weitgehend unberührt hat das Wohnzimmer des Schreiners Walz die Zeiten überstanden. Selbst die Bilder hängen wieder am alten Platz.



die Besucher auch emotional anspricht. Das will nun aber keineswegs heißen, daß die akademische, die fachliche Seite vernachlässigt wurde. Wieder informieren Texttafeln über die ehemaligen Hausbewohner, wie etwa in der Kammer der ledigen Schwägerin, die als junges Mädchen in einer Zwirnerlei in Reutlingen einen Arm durch einen Transmissionsriemen verloren hatte und dann arbeitslos war, aber doch schon eine kleine Rente bezog, und die bis zu ihrer späten Eheschließung mit Eltern, Schwester

und Schwager die Wohnstatt teilte. Gleichfalls der musealen Pädagogik dient etwa jene Plexiglaswand, mit der die noch original erhaltene, wenn auch stark zerschlissene Tapete des Schlafzimmers geschützt wird. An den restlichen Wänden des Raumes wurde die Tapete nach diesem Befund ergänzt. Dieser eigentümlich emotionale, direkte Bezug zu den ehemaligen Bewohnern des Hauses mag wohl auch dadurch entstehen, daß die Einrichtung des Hauses in ganz besonderem Maße durch den ehemaligen Haus-



Das Schlafzimmer mit den Möbeln des Bruders. Die originale Walz'sche Schlafzimmereinrichtung stand nicht zur Verfügung.

herrn geprägt ist. Dem Schreiner Karl Walz begegnen wir gleichsam auf Schritt und Tritt: Der Handwerker war ein guter Möbelschreiner, der natürlich in Möbeln aus eigener Produktion lebte, wobei die Schlafzimmereinrichtung jedoch nicht seine eigene ist, sondern



Vier Tapetenschichten übereinander und «in situ», geschützt durch eine Plexiglasscheibe.



Ein schwäbisches Himmelbett als Leihgabe an das Museum in einer Kammer des Beurener Wohn-Stall-Hauses.

jene, die er für seinen Bruder fertigte. Auch die Werkstatt, in der er noch als Achtzigjähriger stand, und die im (Stall-)Lager aufbewahrte Sargbahre und der Sargschmuck zeugen von einem emsigen und unermüdlchen Handwerkerleben.

*Es fehlt ein Tagelöhnerhaus,
es kommt ein «Kolonialwarenladen»*

Notwendigerweise weniger «beseelt» erscheinen die Nutzgebäude des Beurener Museumsdorfes, die Back- und Waschküchen, die Scheuern und der Schweinestall. Doch gehörten sie einst untrennbar zum Dorf der Vergangenheit. Sie tragen daher wesentlich dazu bei, die Baugruppe «Neckarland» äußerlich einem «echten» alten Dorf anzugleichen. Allerdings ist auffallend, daß in diese Baugruppe gleich zwei Backhäuser aufgenommen wurden. Das ist zwar nicht gerade des Guten zuviel, doch wäre es beim knapp bemessenen Baugrund für diese Baugruppe sicher wünschenswert gewesen, sich nach einem Tagelöhner- oder Kleinbauernhaus umzusehen, damit das soziale Erscheinungsbild des «Neckarlandes» der Realität angenähert werden kann. Ohne die Unterschichten nämlich, also jene Dorfbewohner, die für die reicheren Bauern arbeiteten, ist das Funktionieren der bäuerlichen Gemeinschaft von einst schlicht unvorstellbar. Wollte man Kritik üben an der bisher geleisteten Planung und Aufbauarbeit der Baugruppe «Neckarland», so wäre vielleicht dieser Mangel anzuführen. Ein schiefes soziales Erscheinungsbild vermag nämlich ebenso zur Verklärung der Vergangenheit beizutragen wie die andernorts leider ausufernden und im Freilichtmuseum Beuren erfreulicherweise vermiedenen wöchentlichen Back-, Schlacht- und kirchweihähnlichen Feste. Museumsleiterin Steffi Cornelius weiß um diesen Mangel und bezeichnet den Aufbau eines eingelagerten kleinen, einst quergeteilten und zwei Familien beherbergenden Hauses der bäuerlichen und handwerklichen unteren Mittelschicht aus Echterdingen als Desiderat ersten Ranges.

Zum stimmigen Erscheinungsbild des Museumsdorfes, und zwar beider Baugruppen, gehört freilich auch das landschaftliche und landwirtschaftliche Umfeld. Nun trägt die Tatsache, daß das Freilichtmuseum Beuren inmitten der Streuobstwiesen und in einem Landschaftsschutzgebiet liegt, wesentlich dazu bei, daß die Besucher unwillkürlich – und vielleicht ohne sich dessen bewußt zu werden – den Zusammenklang von Natur und Gebäuden verspüren. Auch in das didaktische Konzept des Museums sind die Baumwiesen einbezogen: Vor allem auf dem rund 500 Meter langen Weg zwi-



Die Unterfirstständer-Scheuer aus Gärtringen durch ein Schiebefenster des Beurener Wohn-Stall-Hauses gesehen. Die Scheuer wurde 1496, dem Todesjahr Graf Eberhards im Bart, erbaut.

schen den beiden Baugruppen finden sich viele naturkundliche Hinweise auf Obstsorten und deren Bedeutung für die Dorfbewohner. Ein Zufall wollte es, daß sich unter den Gewächsen auch ein stattlicher Baum der Palmischbirne befindet – und dies direkt am Wegesrand – : eine einst beliebte, vor 400 Jahren aus Böhmen – daher der Name! – eingeführte, heute aber selten gewordene Birnenart. Auch das jüngst erfolgte Anlegen eines typischen Bauerngartens beim Ohmenhauser Haus des Schreiners Walz zielt darauf ab, die enge Verbindung unserer Vorfahren mit der Landwirtschaft vor Augen zu führen.

Doch zurück zu den bäuerlichen Nutzgebäuden in der Baugruppe «Neckarland». Nachgerade als Prachtstück in baulicher Hinsicht wird man die Gärtringer Unterfirstständer-Scheuer bezeichnen dürfen. Die 1496 erbaute Scheuer – sie ist somit so alt wie das Herzogtum Württemberg! – ist eines der letzten erhaltenen Gebäude dieser Art im mittleren Neckarraum. Bei dieser im Spätmittelalter häufigen Konstruktionsweise stützen die vom Boden bis knapp unter den First reichenden Holzständer nicht den First selbst, sondern einen sogenannten «Querrähm», einen direkt unter dem First verlau-

fenden Balken, der den eigentlichen Firstbalken trägt. Die Scheuer wurde im Erscheinungsbild des Jahres 1496 rekonstruiert, wobei man sich sogar für eine aufwendige Eindeckung des Daches mit Stroh entschied. Die Scheuer dient heute den jährlichen Sonderausstellungen des Freilichtmuseums: 1996 war dort die Ausstellung *Brandgeschichte(n)*. Von *Ascheresten, Feuerlöschern und Zündern* zu sehen, heuer bittet das Museum zur Ausstellung *Handwerk – Die letzten ihrer Zunft*, die aussterbenden Handwerksberufen ein Denkmal setzen will.

Derzeit wird in die Scheuer zudem ein «Kolonialwarenladen» aus Nürtingen eingebaut, der einen vom Förderverein des Museums betriebenen «Tante-Emma-Laden» aufnehmen soll und wo die Besucher Haushaltwaren – aus hygienerechtlichen Gründen aber leider keine offenen Lebensmittel –, Kinderspielzeug und vielleicht bald auch regionale Produkte wie einen «Museumstropfen» oder «Täleswein» erstehen können. So wurde eine interessante Ladenfassade der 1920er Jahre vor dem Untergang gerettet, die zugleich eine originale Ladeneinrichtung birgt, wenn auch Puristen kritisieren mögen, daß ein «Kolonialwarenladen» dieser Art nicht gerade aus dem dörflich-bäuerlichen Umfeld stammt.



Weithin sichtbar ziehen die scherenschnittartigen Bekrönungen der Texttafeln vor den Gebäuden im Freilichtmuseum Beuren die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich.



Holzwagen, Flachsbüschel und Heuballen: Museale Inszenierung in der Ausstellung zu Flachsabbau und Flachsverarbeitung.

Eine weitere, noch ältere Scheuer, zugleich das älteste Gebäude der Baugruppe «Neckarland», stellt die Firstständer-Scheuer – der First liegt bei dieser Konstruktionsweise direkt auf den Holzständern auf – aus Beuren dar. Ebenso wie bei den anderen Nutzgebäuden sind die spezielle Fachwerkkonstruktion, die Funktion des Gebäudes und die Besitzerwechsel bis hin zum Abbau auf beigeordneten Texttafeln und im Museumsführer detailliert beschrieben. So erfahren die Besucher auch, daß der benachbarte, einst an ein Bauernhaus angebaute Schweinestall des 19. Jahrhunderts aus Ehningen bemerkenswert fortschrittliche Merkmale aufweist: Die glücklichen Schweine dieses Stalles standen auf einem Spaltenboden aus Holz. Die Jauche konnte so nach außen abfließen, und die Tiere waren im Trockenen. Das war nachgerade ungewöhnlich, denn in aller Regel brachte man Schweine in trostlos kleinen, oft dunklen und feuchten Löchern unter.

Vorträge und Vorführungen von Handwerkern – Weniger Erlebnispark als pädagogische Vermittlung

Die Text- oder Informationstafeln außerhalb der Gebäude ziehen die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich durch von dem Grafikbüro Gronwald in Winnenden entwickelte scherenschnittartige Bekrönungen als gleichsam denkmalartige Signale. Die Vermittlung von Wissen ist und bleibt zentrales Anliegen der Museumskonzeption. Zieht man in Betracht, daß andererseits das Programm des Beurer Freilichtmuseums vergleichsweise wenig publikumsträchtige Veranstaltungen im Sinne vorhin erwähnter Back- und Schlachtfeste enthält – Handwerksvorführungen und Vortragsveranstaltungen fallen ohnehin nicht unter die Rubrik «Festivitäten» –, so wird klar, daß der Museumsleitung die leidvollen Erfahrungen des ersten Leiters des Hohenloher Freilandmuseums Heinrich Mehl eine Lehre waren. Dieser konstatierte einmal ernüchert, der Alltag in Freilichtmuseen sehe folgendermaßen aus: *Dienstag Frühschoppen, Mittwoch Jahrmarkt, Donnerstag Bauernhochzeit, Samstag Brotbacken mit dem Lion's Club und am Montag begeben Bauhandwerker die Schänden vom Wochenende.*¹

Auf der Gratwanderung zwischen musealem Erlebnispark und wissenschaftlich-pädagogischer Institution suchen die Verantwortlichen in Beuren Halt in der Vermittlung historischer Inhalte. So wird man denn wohl auch dem gesellschaftspolitischen Auftrag, den Museen seit dem Beginn der bürgerlichen Museumsbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts meist besaßen, eher gerecht als durch fröhlichen, aber unverbindlichen folkloristi-

Dachlandschaft mit barocken und gotischen Elementen: Hinter dem Haus Mannsperger des 18. Jahrhunderts lugt das Strohdach der Gärtringer Unterfirstständer-Scheuer (erbaut 1496) hervor.



schen Aktionismus. Es wäre sogar zu wünschen, den Besuchern noch deutlicher vor Augen zu führen, daß Freizeit im modernen Sinne, ja sogar im ursprünglichen Wortsinn der Verfügung «freier Zeit» für sich selbst, unseren Vorfahren unbekannt war. Die seltenen Festtage und die weltlichen sowie hohen christlichen Feiertage wurden nicht als zum Alltag gehörend empfunden, sondern waren einstmals glanzvolle Höhepunkte des Jahres.

Einen Höhepunkt der zeitgenössischen Freizeitgestaltung vermag ein Besuch des Freilichtmuseums in Beuren jedenfalls allenthalben darzustellen, und zwar ganz im Sinne des «prodesse et delectare» der barocken Literaturtheorie, des «höheren Nutzens und zugleich Erfreuens», nämlich in zweifacher Hinsicht: Vermittelt der Gang durch das herrlich gelegene Freilichtmuseum so manche sinnliche Freude, so stehen dazu viele der auf den Texttafeln vermittelten Informationen im pädagogischen Kontrast, wenn auch Armut und Mühsal des Lebens museal schwer darzustellen sind und bleiben. Nostalgie und der schöne, aber trügerische Schein einer untergegangenen, angeblich «heilen Welt» gehen stets Hand in Hand. Im Freilichtmuseum Beuren ist man gewillt, der Selbsttäuschung der Besucher entgegenzuwirken, und man will in dieser Hinsicht in Zukunft noch verstärkt Anstrengungen unternehmen. Desto mehr werden sich die Besucher dann in Bezug setzen können zur Welt, aus der wir kommen, und so manche zeitbedingte Sorge der Gegenwart wird damit eine Relativierung erfahren können.

ANMERKUNG:

- 1 Vgl. den Beitrag von Ulrich Eisele-Staib in der «Schwäbischen Heimat» 1990/3, S. 237.

Freilichtmuseum Beuren

In den Herbstwiesen, 72660 Beuren

Telefon (0 70 25) 9 20 40

Öffnungszeiten:

*April bis Oktober täglich außer montags
9 bis 18 Uhr. Kassenschluß 17 Uhr*

Eintrittspreise:

*Erwachsene 6,- DM, ermäßigt 4,- DM,
Kinder bis 6 Jahre frei, Familienkarte 12,- DM,
in der Gruppe ab 15 Personen Erwachsene
5,- DM, ermäßigt 3,- DM.*

Führungen:

*Jeden Samstag um 15 Uhr für Einzelpersonen
und Familien kostenlose öffentliche Führung,
der Museumseintritt ist jedoch zu entrichten.
Für Gruppen Führungen nur nach Voranmeldung,
die Führung für eine Gruppe bis 30 Personen
kostet 50,- DM, bei Schulklassen 30,- DM.
Jeweils zuzüglich Museumseintritt.*

Museumsleitung:

*Landratsamt Esslingen, Pulverwiesen 11,
73726 Esslingen a. N.*

Infotelefon (07 11) 39 02-23 07

Telefax (07 11) 39 02-10 36

Walter Scheffler «Die Blütenpracht mahnte mich recht wie er sich sonst darüber gefreut hatte» – Um Ludwig Uhlands Andenken

Gertrud Roser †
in Dankbarkeit

Wohl jeder hat – wenn auch vielleicht manchmal uneingestanden – seine Lieblingsjahreszeit. Von Goethe über Eichendorff bis zu Mörike spielt bei den Lyrikern wohl der Frühling die Hauptrolle. Gedichte oder ganze Gedichtzyklen sind der Nachweis. In Eichendorffs Gedichtsammlung gibt es eine eigene Gruppe unter der Überschrift «Frühling und Liebe». Auch für Ludwig Uhland hatte der Frühling eine herausragende Bedeutung. Da er am 26. April 1787 in Tübingen geboren wurde, können wir in diesem Jahr seines 210. Geburtstages gedenken¹. Der Frühling mußte dem Dichter also schon von Geburt her irgendwie naheliegen, und so ist es kaum verwunderlich, daß der erst Achtzehnjährige unter den ersten eigenständigen Dichtungen des fruchtbaren Jahres 1805 ein Gedicht mit dem Titel «Die sanften Tage» geschrieben hat, das den Frühling hymnisch preist:

*Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut,
Die Täler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt,
Die Mädchen sich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.*

*Dann steh ich auf dem Berge droben
Und seh es alles, still erfreut,
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt. ...*

Zwar gelten die beiden anderen Strophen dem Herbst und seinem ebenfalls *sanften* Absterben – er wurde auch die Sterbejahreszeit des 75jährigen Dichters –, aber der Frühling behält doch die primäre Bedeutung für Uhland – bis in die letzte Phase seiner reifen Dichtung hinein. Immerhin kann man das von Franz Schubert so kongenial wie einfühlsam vertonte Gedicht *Die linden Lüfte sind erwacht* zu den schönsten Frühlingsliedern in deutscher Sprache rechnen. Es gibt ein weiteres Gedicht

Uhlands, in dem er auch den Frühlingseindruck von einem Berge aus schildert. In der dritten Auflage seiner «Gedichte» erscheint es 1826 unter dem Titel «Der Ungenannten»:

*Auf eines Berges Gipfel,
Da möcht ich mit dir stehn,
Auf Täler, Waldeswipfel
Mit dir herniedersehn;
Da möcht ich rings dir zeigen
Die Welt im Frühlingsschein
Und sprechen: wär's mein eigen,
So wär es mein und dein.*

*In meiner Seele Tiefen,
O sähst du da hinab,
Wo alle Lieder schliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdest du erkennen:
Wenn Echtes ich erstrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch ist's von dir belebt.*

Emilie Vischer aus Calw, genannt Emma

Wer war diese *Ungenannte*? So werden sich auch die Zeitgenossen gefragt haben, die ja den Dichter und seine Gedichte allgemein sehr schätzten. Und der Ton dieser Verse ließ schon damals aufhorchen; denn darin lag ein Bekenntnis, und zwar das Bekenntnis eines Liebenden. Erst drei Jahre nach Uhlands Tod, 1865, sollte das Geheimnis gelüftet werden. Damals erschien ein Band «Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. Als Handschrift gedruckt», leider anonym. Und in dieser ersten ausführlichen Biographie des Dichters finden wir auf Seite 167 f. unsere Gedichtstrophen wieder, davor aber eine erste unbekannte Strophe mit abweichender Überschrift:

Am 15. Mai 1819

*Zu eines Tages Ruhme,
Der uns viel Heil beschied,
Bricht man wohl eine Blume
Und singt man wohl ein Lied.
Was heißt's ein Blümchen brechen,*

Wo reicher Frühling blüht?
Ein armes Lied zu sprechen,
Wo volle Liebe glüht?

Also handelt es sich wirklich um das Huldigungsgedicht eines Liebenden, der sich dann scheute, den ganz persönlichen Anlaß der Öffentlichkeit preiszugeben. In der Uhland-Biographie, in deren Impressum ausdrücklich vermerkt ist, daß das Buch *nur für Freunde Uhlands, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist*, wird doch verraten, wem dieses Gedicht gilt. Es wird genau berichtet von Uhlands Anfangstätigkeit in der Verfassungebenden Ständeverammlung, in die er als Vertreter gewählt worden war, und über seine Mitteilungen darüber an die Eltern in Tübingen. Schon in diesen Briefen erscheint ab und zu ein Mädchenname. *Der Name Emma wird schon seit dem Jahre 1815 öfters in seinem Tagebuch genannt*, heißt es in der Biographie. *Das junge Mädchen, das er damit bezeichnete, hieß Emilie und wurde nur der Kürze wegen im Elternhause Emma genannt. Sie hatte ihren Vater, den Kaufmann Vischer in Calw, frühe verloren, und wuchs mit zwei ältern Geschwistern im Hause des zweiten Gatten ihrer Mutter, des Hofrath Pistorius in Stuttgart auf. Emmas ältere Schwester hatte sich gegen den Schluß des Jahrs 1814 mit Uhlands Freund, Roser, verheirathet; durch diesen wurde Uhland bei dessen Schwiegereltern eingeführt. ... von dieser Zeit an entstand die Sage, wohl durch Kerner veranlaßt, Uhland werde sich mit Emma Vischer verloben. Das Gerücht interessirte wohl das noch ganz junge Mädchen, mehr noch interessirten sie die gerade damals herausgekommenen Gedichte Uhlands, die sie bei der Schwester zu lesen bekam; aber – an dem ernstesten, stillen Herrn Uhland war doch auch gar nichts von einem Liebhaber zu entdecken! Doch erwuchs aus dem anfänglichen Wohlgefallen mit der Zeit eine tiefere Neigung in Uhlands Herz.*

Der Dichter war in jenen Jahren durch sein Abgeordnetenmandat in das Ringen um eine neue württembergische Verfassung hineingezogen und dadurch abgehalten, seine Neigung zu äußern oder als Bewerber um Emmas Hand aufzutreten. *Seiner feinsinnigen Zurückhaltung ungeachtet gewann jedoch diese bei längerer Bekanntschaft einen tieferen Einblick in sein Herz und lernte begreifen, wenn auch unter manchen innern Kämpfen, daß einem überzeugungstreuen Manne kein Opfer zu groß sein dürfe ... und durch treue Freunde, wie Schwabs, wurde die Hoffnung in beider Herzen bestärkt. Schließlich heißt es: nun war auch das lebendige Gefühl des Zusammengehörens in beiden Herzen so entschieden geworden, daß Uhland im Mai 1819 das folgende Lied am Geburtstag an Emma richtete. Und dann folgt der Abdruck der drei Strophen, und da-*



Emilie Vischer «als Braut», 1819. Johann Michael Holder zugeschrieben.

mit ist die Empfängerin jenes Geburtstagsgedichts entschlüsselt, und wir wissen, da das Geburtsjahr 1799 bekannt ist, daß sie an diesem Frühlingstag gerade zwanzig Jahre alt wurde. Somit sind wir auch der Verfasserin jener ungewöhnlichen Dichterbiographie von immerhin 480 Seiten auf der Spur. Wer anders als Uhlands Witwe konnte so genau und zugleich so feinfühlig zurückhaltend und schonend das Zueinander-Finden des jungen Paares bis in die seelischen Bereiche schildern? Natürlich wurde, zumal in einer späteren Auflage, der Name der Verfasserin bekannt. Wir werden uns mit dieser außerordentlichen Frau noch beschäftigen.

«*Herzensergießung, die Locke, Heimbegleitung*» –
Emilie Vischer und Ludwig Uhland
heiraten in der Stuttgarter Hospitalkirche

Zunächst erscheint es reizvoll, auch bei dem Dichter selber die Spuren seiner Lebensliebe zu erkunden. Das von Emma erwähnte Tagebuch³, das freilich nur äußerst knappe, oft stichwortartige Tagesnotizen enthält, ist die einzige verlässliche Stütze bei einem solchen Unterfangen. Unmittelbar nach der von Emma genannten Heirat ihrer Schwester mit Karl Roser, dem einstigen Kommilitonen und Freunde Uhlands, taucht am 15. Dezember 1814 zum ersten Mal der Name *Emma* auf; danach erst wieder am 1. April 1817, wo es heißt: *Unerwartete Äußerung Rosers wegen E.* Romantischer ist schon

der Eintrag vom 15. Mai: *Emmas Geburtstag*, erstmals erwähnt, und danach ist die Rede von einem Spaziergang mit Roser, *Rosers Frau und Emma, Namen, Vergißmeinnicht*. In den Anlagen *Nachtigall, Silber*. In dieser Verbindung von Frühlingseindrücken mit der offenbar dafür empfänglichen Achtzehnjährigen können wir vielleicht auch bei dem Dichter etwas von keimender Liebe vermuten. Der um zwölf Jahre Ältere, der in seinen Gedichten schon so viel von der Liebe auszusagen wußte, wird plötzlich ganz unmittelbar angerührt, und es ist offensichtlich, wie er sich nun bemüht, dem jungen Mädchen sein Wesen und seine poetischen Anliegen zu vermitteln. Er läßt ihr durch Roser ein Exemplar seines eben erschienenen Dramas «Ernst, Herzog von Schwaben» zugehen. Fünf Tage später heißt es bei einem Abendessen mit Rosers: *Emma, mir für den Ernst dankend*. Jede Einzelheit, jede Kleinigkeit wird ihm mit einem Male wichtig. Zu dem Uhland-Gemälde von Morff, das damals entstand, notiert er: *E. die vor meinem Bilde erschrocken*. Zwei Tage später: *Begegnung E. Malen lassen, wüßte nicht für wen*.



Emilie Uhlands Hochzeitsring.

Wir wissen nicht, was der überaus zurückhaltende, ohnehin wortkarge Mann geantwortet hat, sicher hat er seine Liebe nicht gestanden. Aber Roser spricht am nächsten Tag auf einem Spaziergang von der *Brautwahl*, und vier Wochen später ist ein Wiedersehen mit Emma vermerkt, danach ein Veilchenstrauß, Ostereiersuchen, Emmas festliche Kleidung, ein Gespräch mit ihr *über Sprechen und Schweigen*, dann 1818 wieder ein Frühlingsspaziergang mit *Rosers und Emma* mit einem besonderen *Händedruck*. Jede Trennung belastet nun den Liebenden, so am

17. April: *Nachricht, daß sie morgen mit ihrer Schwester nach Calw reise; schwere Herzen*. Am nächsten Tag: *Begegnung der Wegfahrenden*. Eine Woche später steht er am *Calwerthor, die Hereinfahrenden* zu begrüßen. Uhlands Geburtstag ist ein Sonntag. Er wird offensichtlich der Schicksalstag seiner Liebe. Die Tagebucheintragung ist von einmaliger Ausführlichkeit: *Warm. Volle Blüthe. Bei Morff. Mittagessen bei Rosers. Emma. Abends Spaziergang über Barmesreuth in den Wald mit Rosers und Emma; es ist doch schön auf der Welt; Erklärung, die Weinende. Häslach im Garten. Abendessen bei Rosers mit Emma, der schöne Himmel, bei Tag die schönen Bäume. Nachhausebegleitung, wie es geh', Ihre Achtung bleibt mir*.

Vier Tage später sagt sie ihm *tröstliche Worte beim Abschied*. Ein vermeintlicher Rivale bereitet Uhland noch eine *schlaflose Nacht, Furcht und Hoffnung* wechseln, ja einmal ist von *Angst* die Rede bis zur *Beruhigung durch Roser, daß die Mitbewerbung beseitigt* sei. Auch ein Mißverständnis zwischen den Liebenden bleibt nicht aus, vielleicht durch Eifersucht Uhlands heraufbeschworen? Doch Klärung und Aussöhnung folgen: *Begegnung E., ihre Niedergeschlagenheit, Erklärung ... Rückweg im Mondschein*. Nun gibt es fast täglich Spaziergänge, freilich sind Rosers meist mit von der Partie. Emma darf Uhlands zweites Drama «Ludwig der Baier» schon im Manuskript lesen; und am 15. November 1818 heißt es – für den Dichter vielsagend genug: *auf dem Rückweg Regen, E. von mir geführt* (bei Mörike hieß das später: *endlich einmal Arm in Arm!*). Trennungstage *schmerzlichen Gefühls* und *Wehmuth* gibt es, und bei einem zufälligen Treffen bei der Familie Gustav Schwabs *Herzenseergießung, die Locke, Heimbegleitung*. Und dann liest man: *Idee zu einem Gedicht auf E*. Wir kennen es. Es ist das einzige, in dem Uhland seiner *vollen Liebe* poetischen Ausdruck verliehen hat. Das Tagebuch erwähnt auch die Übergabe der noch im Marbacher Uhlandbestand vorhandenen Reinschrift für das Geburtstagskind.

Übrigens hat Emma sich wirklich für ihren Verlobten malen lassen. Am 5. Oktober 1819 schenkte sie ihm die von Johann Michael Holder (?) gemalte Miniatur, die der Tradition nach «Emilie Uhland als Braut» darstellt. Am 16. Januar 1820 wurde die Verlobung von Emilie Vischer und Ludwig Uhland offiziell bekanntgegeben, und vierzehn Tage nach dem 21. Geburtstag der Braut fand die Trauung des jungen Paares in der Stuttgarter Hospitalkirche statt. Die Witwe berichtet später davon auffällig knapp: *Uhlands Hochzeittag, der 29. Mai, fiel noch in diese unruhige Zeit – gemeint sind Uhlands Abgeordnetenpflichten. Den ganzen Morgen desselben, bis zwei Uhr Mittags brachte er im Ständehaus zu, und so*

*Emilie und
Ludwig Uhland
in Frankfurt a. M.
anlässlich der ersten
Germanistentagung
1846. Nach einer
frühen Salzpapier-
vergrößerung.*



gar nach der Trauung, die um drei Uhr statt hatte, ging er auf kurze Zeit noch einmal dahin zurück. Ein leiser Unmut klingt da doch wohl durch – immer noch!

*Uhlands Tod am 13. November 1862
beendet die erfüllte Gemeinsamkeit der Eheleute*

Hier fehlt natürlich der Raum, eine über 42 Jahre währende harmonische Ehe zu beleuchten, auch wenn dies aus dem Blickwinkel der Dichtergattin als unmittelbar Betroffener verlockend wäre. Es kann nur gesagt werden, daß sie in der Biographie eine ungemein zuverlässige Chronistin ist, die auf

sympathisch nüchterne Weise einen verlässlichen, unbeschönigten Lebenslauf darstellt. Eduard Mörike, der von der Witwe ein Exemplar der Biographie erhielt, hat offenbar mit besonderem Interesse frühere Briefe der Mutter Uhland an ihren Sohn und dessen Antworten gelesen und später die ablehnend sich rechtfertigende Reaktion des Dichters, als ihm der preußische König auf Anregung Alexander von Humboldts den Orden «Pour le mérite» verleihen wollte. Jedenfalls hat Mörike neben den gewissenhaft eingetragenen Korrekturen nach dem Errataverzeichnis auf der letzten Seite seines eigenen Umschlagbogens im hinteren Buch-

Ludwig Uhland.

Eine Gabe für Freunde.

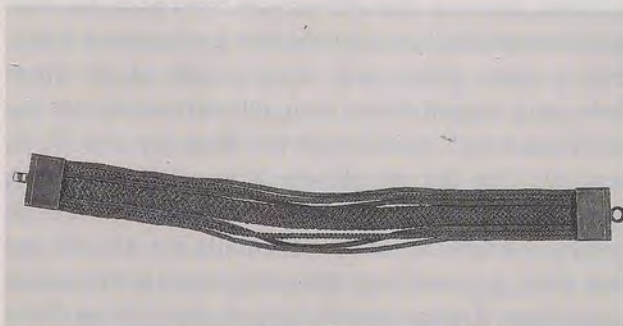
Zum 26. April 1865.

Nach Handschrift gedruckt.

Titelblatt der Uhland-Biographie, die anonym erschien.

Freund Mörike.
Geschenk der Frau
Julia Uhland.

Die Uhland-Biographie aus Mörikes Besitz trägt auf dem Vorsatzblatt diesen Eintrag von seiner Hand.



Uhlands Uhrenband, aus Haaren seiner Frau geflochten.

deckel sich auch die betreffenden Seiten notiert. Die im Lebenslauf zahlreich eingefügten Briefftexte veranschaulichen vor allem die wissenschaftlichen Bemühungen Uhlands, die ihn in seinen letzten Jahrzehnten hauptsächlich beschäftigt hatten: seine umfassende Volksliedersammlung und die verschiedenen Sagenstoffe. Auf seinen vielen Reisen war die Gattin zumeist die treue Begleiterin, wenn in Bibliotheken gestöbert und Gelehrte wie Autorenkollegen besucht wurden. Viele Landschaften und Städte lernte das Ehepaar auf diese Weise kennen. Da ihm Kindersegen versagt blieb – Pflege-söhne wurden mehrfach aufgenommen –, war es Emma auch möglich, bei längerer Abwesenheit ihres Mannes an seiner Seite zu bleiben, beispielsweise 1848 in Frankfurt am Main während des langen, zähen Ringens der Nationalversammlung in der Paulskirche.

So sehr die Biographin bemüht ist, alle Weitschweifigkeiten und Gefühlsaufwallungen in ihrer Darstellung zu vermeiden, so kann sie sich doch nicht versagen, das letzte Lebensjahr ihres Mannes detaillierter zu beschreiben: Das allmähliche Abschiednehmen-Müssen hat in ihr selber gewiß die nachhaltigsten seelischen Spuren hinterlassen. Der ausführliche Bericht setzt mit der letzten Reise mit dem Gesunden im September 1861 ein: eine Eisenbahntour um den Wallenstadter See, Uhlands Enttäuschung, daß er nicht wie sonst im Bodensee baden konnte (die Badefrau: *Wer wird denn auch bei eifrigem Grad im See baden und ... vollends ein so alter Herr, wie Sie!*), und ein Besuch auf dem Kirchhof von Meersburg mit den Gräbern des alten Freundes Joseph Freiherr von Laßberg und dessen Schwägerin Annette von Droste-Hülshoff. *Die letzten Tage des Jahrs führten Uhland zu einem schmerzlichen Gange nach Stuttgart, er geleitete den durch mehr als fünfzig Jahre ihm so innig verbundenen Freund, seinen Schwager Roser zu Grabe. ... Stiller noch als sonst floß der Winter Uhland dahin. Etwas mehr Müdigkeit, weniger Lust zum Spazierengehen war von der Frau wohl bemerkt ... Die Arbeit machte ihm ... den gleichen Genuß wie sonst, und wenn ihn Freund Mayer Abends in eine Männergesellschaft abholte, fand er ihn stets geneigt dazu. ... Eine neue Trauerbotschaft erreichte Uhland am 23. Februar. Sein alter Freund Kerner war einem Anfall von Grippe, die sich zu seinem Gichtleiden gesellte, unterlegen. ... Der Winterkälte unerachtet ließ sich Uhland nicht abhalten, der Beerdigung in Weinsberg anzuwohnen; er und Freund Mayer machten die Reise dahin zusammen. Zunächst war noch kein Unwohlsein festzustellen. Doch nach einer weiteren Beerdigung eines Schulkameraden in Tübingen trat zunächst Heiserkeit auf; trotzdem wollte Uhland am 9. März am Buß-*

tagsgottesdienst teilnehmen. Seine Frau konnte ihn davon abhalten. Schließlich rief man den Arzt. Er fand den Puls schnell und ungleich und eine Entzündung des Rippenfells angezeigt. Auf die angewendeten Mittel besserte sich zwar das Befinden wieder, so daß der Patient nach einigen Wochen außer Bett sein und bald auch bei warmen Stunden in den Garten gehen konnte; aber die Kräfte kehrten nicht zurück ... Obwohl er keine eigentlichen Schmerzen hatte, so war dieser Zustand für ihn, der seit seinen Kinderjahren keine Krankheit gehabt ... eine schwere Prüfung. ... So kam sein Geburtstag, der 26. April, heran ... Aus allen Gegenden Deutschlands kamen Telegramme und Glückwünsche, aber Uhland lag still, meistens schlummernd in seinem Bette. Die besorgte Gattin verschweigt so manchen abgewiesenen Besucher und die zahlreichen Abordnungen und Sängergruppen, die den Fünfundsiebzigjährigen begrüßen und ehren wollten und vergeblich auf sein Erscheinen hofften. Die Vertonungen seiner Gedichte, die ihm draußen gesungen wurden, wird er trotz aller Schwäche erfreut aufgenommen haben. Immerhin heißt es weiter: Doch konnte er zu Tisch aufstehn und mit den Pflegesöhnen (Wilhelm Steudel und vielleicht dem Neffen Ludwig Meyer)

eine gemütliche Stunde zubringen, wozu auch eine Flasche des allerbesten Weins gehörte, die ihm ein begeistertes Schwabenkind per Goldstück verehrt hatte.

Leider verdüstert sich die Szene nun zunehmend im Bericht der Gattin, der hier natürlich nur in stärkerer Zusammenfassung wiedergegeben werden kann: Als der Arzt ... Uhlands Herzschlag untersuchte, fand er an der linken Brust einen kleinen Auswuchs, der ihm bedenklich war ... Als der Entzündungszustand sich gebessert und die Kräfte wieder mehr gehoben hatten, trug der Arzt auf die Wegnahme des Auswuchses an ... Uhland war gleich dazu entschlossen und die Operation ging glücklich und schnell vorüber. ... Der Kranke wurde auch ... nicht mehr geschwächt und die Heilung trat vollständig ein. Aber ... die unruhigen Nächte und der immer wiederkehrende schnelle, ungleiche Puls dauerten fort. An guten Tagen konnte er ausfahren und seinen Garten besuchen ... Auf Uhlands Wunsch ... wurde ein Besuch des Soolenbades Jaxtfeld unterhalb Heilbronn beschlossen. ... Er ertrug die Reise gut, so daß die Frau und der Pflegesohn (W. Steudel) seit kurzem Badarzt in Jaxtfeld, neue Hoffnung für das geliebte Leben faßten ... Das mit Vorsicht gebrauchte Salzbad blieb ohne Wirkung, auch der Athem wurde eher stockender als leichter.

Uhland-Haus
in Tübingen mit
Weinberg und
Gartenhäuschen
im Hintergrund.
Nach einer alten
Photographie.
Das Gebäude wurde
Ende des Zweiten
Weltkriegs zerstört.



Auf der ... Terrasse vor dem Hause, wo man den Neckar weit hinauf und hinab sieht und das liebliche Wimpfen ... saß Uhland stundenlang, bald mit seinem Glase die Landschaft betrachtend, bald in Gedanken versunken. ... Als nach einer sehr übeln, fieberhaften Nacht seine Frau ihm mit Zustimmung des Arztes die Abreise, vorerst nach Stuttgart vorschlug, ... sagte er ...: aber liebe Frau! es könnte auch leicht meine letzte Stunde in Stuttgart herbeikommen. ... Nach acht Tagen der liebevollsten Aufnahme und Pflege der Geschwister reiste er am 10. September nach Tübingen zurück. ... Noch konnte er bei guten Tagen im Garten sich aufhalten oder ausfahren, er konnte auch mit einem Freund heiter, ja scherzhaft sein; aber oft war auch der Geist durch die körperliche Schwäche gedrückt. In freieren Stunden ließ er sich gern aus der Bibel vorlesen oder ein Lied von Paul Gerhard, dessen Lieder er gern hörte. ... Von der Philologen-Versammlung in Augsburg und von der in Reutlingen ließ er sich mit reger Theilnahme durch die Freunde Keller und Holland berichten. ... Bald aber konnten die Seinigen sich nicht mehr verbergen, daß sein Lebenstag sich neige. ... Bei Tag war er noch außer Bett, aber die Nächte waren häufig fast ohne Schlaf. Wenn seine Frau ihn tröstete, es könne mit Gottes Hülfe auch wieder besser kommen, so sagte er freundlich: «Und wenn Gott es anders fügt, so schicke ich mich auch darein, wenn ich auch gerne noch bei Dir geblieben, gerne noch gearbeitet hätte.» ... «Nur Ruhe, nur Stille und Du zur Pflege» war sein Verlangen. ... Am 6. November ließ er sich mit fromm gehobener Stimmung das Abendmahl von seinem Freunde und Seelsorger reichen. Seine irdischen Angelegenheiten hatte er schon vor Monaten geordnet. ... Am vorletzten Tage rief er mit ganz glückseliger Stimme dreimal: Mutter, Mutter! und Vater! ... Es kamen nun noch schwere Stunden ... Da kam die Erlösungsstunde doch noch früher und sanfter als ... gedacht. Am 13. November 1862 Abends um neun Uhr verließ der unsterbliche Geist die müde Hülle. Mit diesen Sätzen schließt Uhlands Gattin. Von der Beerdigung am nächsten Tag und großer Anteilnahme der Bevölkerung wird nichts gesagt. Emilie Uhland hätte sonst neben der Erwähnung einer überwältigenden Zahl Mittrauernder aus ganz Deutschland auch das beschämende Fehlen jedes württembergischen Regierungsvertreters im Trauerzug eingestehen müssen.

Emilie Uhlands Briefe an den Neffen Ludwig Meyer – Geldbote und Verbindungsmann zum Verleger Cotta

Die Ausführlichkeit in Charakterisierung und Textwiedergaben aus der Uhland-Biographie der Witwe sollte in erster Linie dem Andenken Uhlands dienen, zugleich aber auch von der Autorin eine bessere Vorstellung geben. Beide Anliegen soll nun

eine zeitlich anschließende Perspektive fortführen: Aus der wahrscheinlich letzten Sammlung von Uhland-Materialien in Familienbesitz können Auszüge aus Briefen Emilie Uhlands zitiert werden, die an den schon genannten Neffen Ludwig Meyer (1829–1870) gerichtet sind, den Sohn von Uhlands einziger Schwester Luise (1795–1836) und dem hannoveranischen Theologen und württembergischen Pfarrer Dietrich Friedrich Wilhelm Meyer (1794–1848). Da Anlage und Bestand der Sammlung an anderer Stelle vorgestellt werden einschließlich der vier bisher ungedruckten Briefe Uhlands⁴, sollen im Zusammenhang dieser Darstellung nur Texte folgen, die sich unmittelbar auf die Nachwirkung des Dichters und Wissenschaftlers Uhland beziehen. Dabei müssen natürlich rein familiäre Bezüge unberücksichtigt bleiben.

Die Zeitspanne der 41 Briefe reicht vom 2. Mai 1866 bis zum 2. September 1869. Unter dem erstgenannten Datum schreibt die Witwe: *Daß Ihr an des lieben Onkles Geburtstag an ihn und mich gedacht haben werdet habe ich mir wohl gedacht, deshalb hat mir aber Euer Schreiben nicht weniger wohl gethan, da ich mich der liebenden Theilnahme in meiner Einsamkeit sehr bedürftig fühle. Ich habe den Tag recht in der Stille zugebracht, morgens an Uhlands Grab und Mittags auf einem großen Spaziergang ganz allein. Die Blüthenpracht mahnte mich recht wie er sich sonst darüber gefreut hatte. Sie erwähnt, daß Karl Mayers Tochter mit ihren Kindern vorübergehend bei ihr wohnt, weil der alte Gefährte ihres Mannes einen Anfall von Schwäche und Bewußtlosigkeit erlitten habe; ich glaubte nicht anders als der langjährige treue Freund werde verscheiden ... aber seine bisherige Lebenskraft ist wieder gekehrt. Am 10. 9. 1866 schreibt Emilie Uhland: Heute sind es vier Jahre daß ich mit meinem lieben Mann aus dem Bade, oder vielmehr von Stuttgart hierher zurückkehrte. Das war auch ein schwerer Tag für mich!*

Erinnerungsschwer klingt auch der Reisebericht vom 28. 8. 1867: *Ich habe mich ... acht Tage in Rorschach und seiner schönen Umgegend und die spätere Zeit in dem mir altbekannten Ueberlingen aufgehalten. Auch die zwei Fräulein von Laßberg habe ich in ihrem alten Schlosse besucht, was mir auch eine wehmüthige Freude gewesen ist. Sie haben mir all die Briefe zum Lesen übergeben, die Uhland an ihren Vater während der langen Zeit ihrer Freundschaft geschrieben hat. Die Lesung derselben in Ueberlingen hat mich recht in unsere Vergangenheit zurückversetzt. Auf die Meersburg-Reminiszenzen folgt eine andere Schicksalsstation: Heute sind es fünf Jahre, daß ich mit dem lieben Onkle von Jaxtfeld nach Stuttgart gereist bin, das war auch ein schwerer Tag!*, heißt es am 2. 10. 1867. In einem Brief

Mein lieber Freund Mayer nimmt an Kraft des Körpers und auch des Gedächtnisses immer mehr ab, so daß ich fürchte ich werde diesen treuen Freund meines lieben Mannes auch bald scheiden sehen. Das ist eine schwere Seite des Altwerdens, daß so viele Lücken im



Besucher bei Uhlands Witwe. Zeichnung von Unbekannt.

vom 13. 3. 1868 ist die Rede von häufigen Kopfschmerzen des jungen Dichters, die öfter zu Erbrechen geführt haben, also offenbar das Leiden, das man heute als Migräne bezeichnet: *Uhland hat in seinen jungen Jahren viel daran zu leiden gehabt wo es diese Wendung nahm. Später hat er es dann ganz verloren. Er sagte mir einst: es habe ihm damals fast das Leben entleidet.*

Noch einmal ergab sich für Emilie die Möglichkeit einer zwölftägigen Bodensee-Schweiz-Reise mit einer Freundin zusammen auf alten Spuren der Zweisamkeit. Am 1. 9. 1868 erzählt sie davon und bemerkt: *Manche Stelle hat mir eine glücklichere Vergangenheit, wo ich sie mit meinem Uhland besucht, lebhaft wieder vergegenwärtigt. Da war freilich alles schöner für mich.* Am 18. 11. 1868 geht es um Uhlands Todestag: *Daß sich am 13ten unsere Gedanken in gemeinsamer Wehmuth begegnen würden, wußte ich wohl. Wie ist mir all der Jammer jener Tage so gegenwärtig und doch wie lange bin ich schon so schmerzlich allein!* In ihren Briefen vom 4. und 25. Februar 1869 kommt Emilie nochmals auf den Gesundheitszustand Karl Mayers zurück: *Mein lieber Freund Mayer nimmt an Kraft des Körpers und auch des Gedächtnisses immer mehr ab, so daß ich fürchte ich werde diesen treuen Freund meines lieben Mannes auch bald scheiden sehen. Das ist eine schwere Seite des Altwerdens, daß so viele Lücken im*

Kreise der Freunde entstehen. Und dann: doch geht er noch täglich spazieren. Ein Jahr später, am 25. Februar 1870, ist der letzte Zeuge der jungen schwäbischen Romantik 84jährig in Tübingen gestorben.

Da Ludwig Mayer sein Anwaltsbüro in Stuttgart hatte, lag es für seine Tante nahe, ihn als Mittelsmann für alle geschäftlichen Angelegenheiten in der Landeshauptstadt zu autorisieren. Daher nehmen Verlags- und Geldgeschäfte einen weiten Raum innerhalb der Korrespondenz ein. Emilie Uhland war von Anfang an intensiv um den Nachlaß ihres Mannes bemüht. Sie konnte drei jüngere Germanisten, die schon mit ihrem Mann in freundschaftlicher Verbindung standen, Wilhelm Ludwig Holland, Adelbert von Keller und Franz Pfeiffer, für die Erschließung und Publizierung der ungedruckten wissenschaftlichen Sammlungen und Arbeiten gewinnen. Darüber und über alle Verlagsangelegenheiten mit Cotta, auch um neue Auflagen der «Gedichte», die durch eine Miniaturausgabe und eine illustrierte Prachtausgabe ergänzt wurden, ging es, und natürlich um die jeweils fälligen Honorare. Am 28. 12. 1866 schreibt Emilie an den Nefen: *Die Cotta'sche Buchhandlung hat mir geschrieben, daß ich das Honorar für die 50te Gedichtauflage beziehen könne, aber kein Wort von Honorar über die Prachtausgabe, die doch erschienen ist, beigesetzt ... ich schrieb, die*

Buchhandlung möchte 1500 f (=Gulden) für die Oktavausgabe ... Dir zuschicken und ... da nun die Prachtausgabe ganz im Handel sei, das Honorar mit wiederum 1500 f auch Dir zustellen. Um diese Honorare geht es auch am 7. 1. 1867: Ich wollte Herr Cotta hätte das Geld noch im alten Jahre geschickt ... Da er des Honorars für die illustrierte Ausgabe gar nicht erwähnte, das ich doch laut des Contractes ... nach «Vollendung des Drucks» also Mitte Dezember zu erwarten hatte, so mußte ich mich doch ... entschließen, ... leise desselben zu erwähnen, was dann die gute Folge hatte, daß Du beide Honorare zugleich erhieltst.

In ihrem Brief vom 4. 9. 1867 hat sie wieder Grund zur Klage: Es geht mit dem Druck der Miniaturaufgabe und dem 4ten Bande der prosaischen Schriften erbärmlich langsam voran. Da Cotta aber im August mir auch die Abrechnung über die Volksausgabe zu erstatten hat, so hoffe ich nun doch auf baldige Benachrichtigung von ihm. Den Auftrag, die betreffenden Honorare für sie entgegenzunehmen, kann Emilie am 27. 9. erteilen: bei Cotta bitte ich für mich zu beziehen 727 Gulden 48 x (= Kreuzer) es ist dieses für Abrechnung der Volksausgabe. ... bis ich auch die 800 f für eine Gedichtausgabe erhalte. Ganz im Sinne ihres Mannes läßt die Witwe die Honorareinkünfte durch Meyer gewinnbringend anlegen. So wägt sie im Brief vom 2. 10. 1867 die Möglichkeiten ab: ... auch hat Uhland selten einen Pfandbrief genommen worin das Haus einen großen Theil ausmacht. ... das von Cotta zu erwartende, so lange zu einem Bankier zu thun, bis sich vielleicht eine Gemeinde zeigt. Oder durch eine Zeitungsannonce eine zu $4\frac{1}{2}$ proc. Verzinsung zu suchen ... Cotta ... habe ich ... gesagt: er möchte Dir das Geld übermachen.

In den nächsten Briefen zeigt sich Emilie besorgt um den Gesundheitszustand eines der drei Herausgeber; 13. 3. 1868: Von Professor Pfeiffers Befinden habe ich trauriges gehört, er soll eine Hirnkrankheit haben, er habe vor kurzem auf eine Stunde die Sprache verloren. ... Wie wird es da mit seiner übernommenen Arbeit an Uhlands Schriften gehen! Und 27. 3. 1868: Von Professor Pfeiffer habe ich schlimme Nachrichten, sein Kopfleiden muß schwerer Art sein und wenig Hoffnung auf Genesung zulassen. Nächstdem ... ist es wegen der Herausgabe von Uhlands Schriften recht fatal. Inzwischen wird der 6-7 Band (von Keller redigirt) gedruckt, ob Pfeiffer aber den 4-5 Band den er wie den dritten übernommen hatte je wird beenden können ist sehr zweifelhaft. Das wird mich noch recht in Sorgen bringen. Die Befürchtungen waren berechtigt: Pfeiffers Hirnleiden erwies sich als unheilbar. Die Bände 4 und 5 mußten Holland und Keller mit übernehmen.

Die Witwe war mit dem Verleger wieder unzufrieden, am 18. 11. 1868 schreibt sie: Von Herrn Cottas erwarten die Herrn Keller und Holland schon längere Zeit



Emilie Uhland im Alter. Photographie von Buchner.

den fertig gedruckten siebenten Band der gelehrten Schriften. Mit dem Honorarzahlern eilt es ihnen nie, nur mit der Erlaubniß zu neuen Auflagen der Gedichte. Die prosaischen Schriften sind eben nicht so gewinnbringend für sie. Am vierten Band (Anmerkungen zum Volkslied) wozu Holland schon längere Zeit das Manuscript ihnen geschickt hat, haben sie den Druck noch nicht begonnen. Der Band erschien erst 1869. Mit dem erneuten Auftrag an den Neffen vom 27. 11. 1868 kommen Emilie auch weniger geschäftliche Gedanken: Ich habe die Freixemplare des 7ten Bandes von Uhlands Schriften von Cotta erhalten und zugleich daß 852 f 30 x Honorar für mich parat liegen ... Es ist mir oft recht wehmüthig, daß Uhland den Erfolg seiner eifrigen Arbeit nicht erleben sollte, und daneben muß ich denken, wie er wohl mit der Herausgabe zufrieden wäre? Nun, er ist der irdischen Mühe und Sorge entnommen, mich aber freut es, daß die Zeugen seines eifrigen Forschens noch an ihn mahnen. Am 25. 2. 1869 klagt Emilie: Es geht langsam

voran mit der Herausgabe. Und am 9. 6. 1869 erfuhr Meyer: *An Herrn Cotta habe ich heute auch geschrieben, da er eine neue Oktavausgabe der Gedichte drucken lassen will. Noch einmal ging es um die Gedichte, als Emilie Uhland nach einer Schweizerreise am 2. 9. 1869 wieder Meyer einen Geldboten-Auftrag geben kann: Bei meiner Zurückkunft fand ich einen Brief der Cottaschen Buchhandlung vor, in welchem sie mir schreibt, daß der Druck der 54ten Gedichtauflage vollendet sei und dafür 1500 f für mich parat liegen, auch eine Abrechnung der Volksausgabe lag dabei, nach welcher mir 744 f 54 x zukommen.*

Die Witwe erlebt die Enthüllung des Uhland-Denkmal und stirbt am 5. Juni 1881 im Alter von 82 Jahren

Schon der junge, lange Zeit mittel- und zeitweilig stellungslose Uhland hatte sich im Auftrag des Vaters um dessen Geldanlagen zu kümmern, vor allem fällige Zinsen für Kredite einzutreiben. Als er dann durch seine Verheiratung selber zu einem wachsenden Vermögen kam, konnte er die Erfahrungen seines Vaters für eigene gewinnbringende Geldanlagen nutzen. Und so fühlte sich auch seine Witwe verpflichtet, im Sinne ihres Mannes die neu anfallenden Einkünfte möglichst günstig anzulegen. Außerdem war es ihr wichtig, Uhlands letztwilligen Verfügungen nachzukommen, also, neben der Fortführung von Wohltätigkeitsstiftungen, den Neffen, einstigen Kostgängern und namentlich dem Pflegesohn Wilhelm Steudel (1829–1903, zuletzt Stadtdirektions-Wundarzt in Stuttgart) geldliche Unterstützung zu gewähren. Letzterer war wie in Uhlands Sterbejahr noch als Salinen- und Badearzt in Kochendorf und Jagstfeld tätig, als Emilie Uhland am 25. 3. 1868 Meyer schreibt: *Ich habe nemlich vor kurzem an Wilhelm Steudel geschrieben, daß ich ihm von seinem Legat von dem lieben Onkle gerne 500 f ausfolgen möchte ... ob er das Geld nach Kochendorf haben wolle?*

Im Jahr darauf wagte Steudel einen Umzug mit der Familie nach Stuttgart und die Eröffnung einer Arztpraxis. Emilie begrüßte die Veränderung, wenn sie auch die Anfangsschwierigkeiten nicht verkannte, und so bittet sie am 4. 2. 1869 wieder den Neffen um seine Hilfe: *Wilhelms Uebersiedlung nach Stuttgart erfreut mich sehr ... Der äußern Lage möchte ich auch einiger masen beistehen indem ich ihm das von dem lieben Onkle für ihn bestimmte Legat von 10000 f jetzt schon auszale. Der Beschenkte besuchte darauf seine Pflegemutter, wie sie Meyer am 17. 5. 1869 erzählen konnte: Wilhelm Steudel hat mich am Morgen des 14ten mit seinem kleinen Emil überrascht, zu meiner großen Freude, so war ich doch an meinem Geburtstag,*

der mir so viele wehmüthige Gedanken bringt, nicht ganz allein. Es war ihr 70. Geburtstag. –

Das 19. Jahrhundert ist bekanntlich in Deutschland zum Jahrhundert der Denkmalerrichtungen geworden. Schiller lag natürlich dabei ganz vorn, aber auch Uhlands Vaterstadt Tübingen betrachtete es als ihre Aufgabe, ihren großen Sohn entsprechend zu ehren. So hatte der Tübinger Stadtschultheiß Rapp im Zusammenwirken mit einem bereits 1862 gegründeten «Comité für das Uhland-Denkmal» einen von mehreren Schriftstellern unterstützten Aufruf erlassen um Spenden, dem nun ein zweiter folgte mit der Bitte, bis Ende 1867 Modelle einzureichen, die dann von einer Jury unter Professor Leibnitz begutachtet werden sollten. Natürlich war dabei auch die Familie gefragt, und Emilie schreibt am 4. 4. 1868 an den Neffen: *Von Herrn Stadtschultheiß hier, wirst Du wie ich höre eine Karte erhalten um die zum Uhlands Monument eingekommene Modelle sehen zu können. Solltest Du Lust zum Kommen haben, so bist Du herzlich von mir eingeladen. ... Mit Herrn Leibnitz habe ich vorgestern die Modelle gesehen. Diejenigen die Uhland in ganzer Figur darstellen, gefallen mir weniger als einige die nur seine Büste dagegen dann am Fusse schöne Darstellungen aus seinen Gedichten haben. Ich bin nur froh, daß ich kein Urtheil abgeben muß. Ludwig Meyer erschien, die Entscheidung fiel doch auf ein Denkmal, das Uhland in ganzer Gestalt zeigt, und Emilie schreibt am 23. 4. 1868: *Der Arbeit des Herr Kietz wünsche ich den besten Fortgang. Ob ich die Aufstellung erleben werde ist sehr die Frage.**

Emilie Uhland hat nicht nur die Enthüllung des Denkmals von Gustav Kietz 1873 erlebt, sie hat auch den Neffen Ludwig Meyer, der schon 1870 starb, überlebt. Ob der Großneffe Ludwig Meyer (1855–1927) die Aufgaben des Vaters übernommen und damit die Korrespondenz weitergeführt hat,



Türschild im Uhlandhaus in Tübingen.



Das Tübinger Uhland-Denkmal von Gustav Kietz, das 1873 enthüllt wurde.

wissen wir nicht, da sich offenbar nichts erhalten hat. Unsere Uhland-Sammlung ist jedenfalls in die Betreuung durch die Nachkommen von Emilie

Uhlands Schwager Roser übergegangen, von denen der Enkel Gustav nach seinem juristischen Examen erst im Sommer 1869 sich als *Hausgenosse* von Emilie verabschiedet hatte. Die besonders pflegliche Behandlung der Handschriften aus der Familie Uhland bis zuletzt hat uns diesen Einblick in das Wirken der Witwe für ihren Mann ermöglicht. Sie selbst starb 82jährig am 5. Juni 1881, also noch im Frühling, in Stuttgart bei ihren Verwandten, von dem Pflegesohn ärztlich betreut. Uns bleibt der Eindruck einer außergewöhnlichen Frau, die sich all den berühmten Frauen der Romantik würdig beigesellen läßt.⁵

ANMERKUNGEN:

- 1 Hier sei ganz allgemein auch bezüglich weiterführender Literaturangaben auf die einzige heute verfügbare Uhland-Biographie auf dem neuesten Stand verwiesen: Walter Scheffler, Ludwig Uhland, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. 10, Stuttgart 1966, S. 270–303. Als vollständigste Textausgabe liegt vor: Ludwig Uhland, Werke, Bd. I–IV, hrsg. von Hartmut Fröschle [= Bd. III u. IV: wissenschaftliche Schriften] und Walter Scheffler [= Bd. I u. II: Sämtl. Gedichte, Dramen, dichterische Prosa u. a.], München: Winkler (cop. 1980–1984), jeweils mit ausführlichem Anmerkungsapparat.
- 2 Voraus ging ein Jahr nach Uhlands Tod ein Bändchen von Friedrich Notter, der seinen Nekrolog zu einer ersten größeren Monographie des Dichters erweitern konnte namentlich durch den Erstabdruck zahlreicher Textzeugen: Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen, Stuttgart 1863.
- 3 Uhlands Tagebuch 1810–1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß hrsg. von Julius Hartmann, Stuttgart 2. Aufl. 1898. Das Original befindet sich im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N., wo der gesamte dichterische Nachlaß verwahrt wird.
- 4 Eine genaue Beschreibung der ganzen Sammlung erscheint Ende des Jahres unter dem Titel: Walter Scheffler, Ludwig Uhland privat. Der wohl letzte Nachlaßbestand aus Familienbesitz. Mit 4 erstveröffentlichten Briefen des Dichters. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, Bd. XLI, 1997.
- 5 Ergänzend s. auch: Walter Scheffler, Frauen in der schwäbischen Romantik. In: Lenau-Forum Jg. 17, Stockerau 1991, S. 107–123 (Vortrag).

Ludwig Uhland: Frühlingsglaube

Die linden Lüfte sind erwacht,
 sie säuseln und weben Tag und Nacht,
 Sie schaffen an allen Enden.
 O frischer Duft, o neuer Klang!
 Nun, armes Herze, sei nicht bang!
 Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
 Man weiß nicht, was noch werden mag,
 Das Blühen will nicht enden.
 Es blüht das fernste, tiefste Tal:
 Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
 Nun muß sich alles, alles wenden.

Irmtraud Dietrich Hans Multscher und die «Wurzacher Tafeln» von 1437

Der Ulmer Künstler Hans Multscher (um 1400 bis 1467) hat in den letzten Jahren wieder verstärkt Aufmerksamkeit gefunden¹. Er gehört zu der Generation von Künstlern in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die den dekorativen Idealismus des internationalen «Weichen Stils» zu überwinden suchten, um zu einer neuen und realistischen Darstellungsweise zu gelangen. Hans Multscher hat seine Lehre wahrscheinlich in Ulm absolviert, wo er die Schemata des «Weichen Stils» erlernte, von denen er erst abwich, nachdem er auf Betreiben der Stadt Ulm auf die Wanderschaft geschickt worden war.

Impulse für sein künstlerisches Schaffen empfing er im westlichen Kunstkreis, in Dijon, Bourges und Tournai. Doch verarbeitete Multscher die dort empfangenen Anregungen sehr frei und entwickelte einen dynamischen, von lebhaften körperlichen Bewegungsimpulsen erfüllten Stil; seine Figuren zeigen einen intensiven Ausdruck, der vielfach von einer leidenschaftlichen Gebärdensprache begleitet ist.

Im Jahre 1427, am Samstag nach Christi Himmelfahrt, wird der Bildhauer Hans Multscher als steuerfreier Bürger in der Reichsstadt Ulm aufgenommen. Die Stadt Ulm betraute Multscher mit plastischen Arbeiten für die wichtigsten Repräsentationsgebäude der Stadt: das Rathaus und die Pfarrkirche Unserer Lieben Frau. Als «Bildmacher und geschworener Werkmann» konnte Multscher in Ulm eine Werkstatt aufbauen, die es ihm erlaubte, große Altarwerke auszuführen, an denen außer Bildhauern und Malern auch Schreiner, Faßmaler u. a. beteiligt waren.

Das erste inschriftlich gesicherte und datierte Werk Hans Multschers ist der Kargaltar im Ulmer Münster, 1433 vom Patrizier Konrad Karg gestiftet und der Gottesmutter Maria geweiht. Im Laufe der Jahre entstand noch eine Fülle von Einzelbildwerken aus Alabaster, Bronze, Holz und Stein, die als eigenhändige Arbeiten Multschers gelten, so daß es möglich ist, den Werdegang seines plastischen Wirkens nachzuvollziehen.

Weiterhin sind für Multschers Werkstatt zwei große Altarwerke überliefert: der Sterzinger Altar (1456 bis 1459), dessen Einzelteile an verschiedenen Orten aufbewahrt werden und der den Ausgangspunkt für die Multscherforschung darstellt, und die sogenannten «Wurzacher Tafeln» von 1437. Diese Tafeln



Ein weltberühmtes Kunstwerk: der Schmerzensmann am Mittelpfeiler des Westportals des Ulmer Münsters. Diese Schöpfung Hans Multschers ist auf das Jahr 1429 datiert. Das Original steht mittlerweile nicht mehr im Freien sondern im Münster.

sind inschriftlich mit dem Namen Hans Multschers verbunden; heute befinden sie sich in der Gemäldegalerie der Staatlichen Museen in Berlin-Dahlem², Stiftung Preußischer Kulturbesitz, und werden zur Zeit restauriert.

Bei den Darstellungen handelt es sich um je vier Tafeln mit Szenen aus der Passion und aus dem Marienleben. Die ehemalige Anordnung der Tafeln läßt sich aufgrund der dargestellten Architekturen bei den Marienszenen eindeutig festlegen: Über der Darstellung des Pfingstfestes ist die Geburt des Kindes dargestellt, und die Anbetung der Könige ist über dem Marientod zu sehen. Überträgt man diese Lesefolge von links nach rechts auf die Christusszenen, so ergibt sich für diese: Christus am Ölberg über der Kreuztragung und die Händewaschung des Pilatus über der Auferstehung Christi. Es ist anzunehmen, daß die Marienszenen die Innenseite gebildet haben, während die Christusszenen außen zu sehen waren. Diese These wird von dem 1996 vorgelegten Restaurierungsbericht von Rainald Grosshans unterstützt.

Der Charakter der «Wurzacher Tafeln»: Farben und Formen decken sich vollkommen

Die Darstellungen sind voller Lebendigkeit und Ausdruck. In gedrängten Kompositionen füllt eine Vielzahl von Figuren die Bilder, bleibt vielfach kaum ein Fleckchen frei. In allen Bildern zeigt sich dabei eine große Freude am Ausschmücken, wobei jedes scheinbar noch so nebensächliche Detail, alle Begleitfiguren, seien sie nahe am Vordergrund oder weit im Hintergrund, mit der gleichen Sorgfalt ausgeführt werden wie die direkt am Geschehen beteiligten Figuren und Gegenstände. Beim Bodenbewuchs z. B. in der Ölbergsszene hat der Maler mit Akribie jeden Grashalm einzeln und sorgfältig ausgeführt, um so die einzelne Form klar und deutlich für das Auge faßbar zu machen. Die «Nebensächlichkeiten» – wie z. B. die Stilleben an den Wänden der Ställe, Pflanzen am Wegesrand u. a. – erfahren die gleiche Zuwendung wie die Hauptmotive.

Das gilt nicht nur für den Bewuchs des Vordergrundes, sondern zieht sich bis in den Hintergrund fort; jedes Blatt an den Bäumen ist trotz der zu denkenden räumlichen Entfernung für sich genommen und gestaltet, grenzt sich klar von anderen ab, wie sich auch die aus den Baumkronen ragenden Blätter – in Ölberg oder Auferstehung – mit metallischer Schärfe gegen den Hintergrund abgrenzen. Selbst in Massenszenen, wo das Ineinanderfließen von Formen nur zu nahe läge, hält der Maler an der festen Umgrenzung und an klaren Formen fest.

So ist der vornehmlichste Eindruck bei der Betrachtung der Tafeln das Bekenntnis zur umgrenzten Form. Alle Gegenstände sind klar umgrenzt, heben sich in ihrer Form von benachbarten Dingen ab und weisen eine durchgehende, nachziehbare Konturierung auf. Jede Form ist, egal ob sie ganz sichtbar ist oder teilweise verdeckt wird, fest begrenzt, klar erkennbar.

Einen wesentlichen Beitrag zur Begrenzung und Formenklarheit leistet der Einsatz der Farbe. In den meisten Darstellungen sind die Farben in starken Kontrasten gegeben, und obwohl sich die Farbpalette im wesentlichen auf Rot, Grün, Braun, Gelb und die Nichtfarben Weiß und Schwarz beschränkt, entsteht durch deren Anordnung häufig der Eindruck der Buntheit. Schauen wir uns daraufhin z. B. die Kreuztragung an, so fällt auf, daß sich Formen und Farben vollkommen decken. Klare Linien trennen das Grün und das Rot der Gewänder der Figuren um Maria. Ein fast abstraktes Spiel der Trennung von Farben entfaltet sich im Gewand des Schergen, der Christus am Strick führt. Auf seinem Ärmel ragen rote Stoffzungen in das Grün seines Gewandes und umgekehrt, säuberlich getrennt voneinander; die Farben verbleiben innerhalb des Konturs und stehen so im Dienst der Form.

Allerdings zeigen sich gerade bei der Farbgebung Ansätze, Farben miteinander zu vermitteln bzw. durch Farbabstufungen in ihrer Grellheit zu mildern. So weist die Menschengruppe um Christus in der Händewaschung zahlreiche Abstufungen eines Grau-Grün-Tones auf, der nicht nur Helme und Panzer stofflich charakterisiert, sondern auch Gewandstoffe sind in ähnlichen Farbtönen erfaßt. Bei der Anbetung der Könige sind die kräftigen, wenig abgestuften Farben ebenfalls nicht dominant; das Rot des Vorhangs ist durch eine Musterung gedämpft, ebenfalls das Rot des Königsmantels. Die Farben leiten so von einem Gegenstand zum anderen über, stehen nicht so isoliert und grell wie z. B. im Pfingstfest oder im Marientod.

Hauptgeschehen und Nebenmotive beanspruchen die gleiche Aufmerksamkeit

So zeigt sich in dem Bestreben, sich jedem Gegenstand in Form und Farbe voll und ganz zuzuwenden, ein ganz eigenes Gefühl für Naturalismus, der auch Stofflichkeiten naturgetreu wiederzugeben versucht, seien es metallische Oberflächen wie das Becken in der Händewaschung oder die Wiedergabe von Holz, Stein oder Stoffen, wobei der Maler ganz genau unterscheidet zwischen leichten Gewandstoffen und schweren Mantel- oder Brokatstoffen.



Figurengruppe am Ostfenster des Ulmer Rathauses, ca. 1427–1430 von Hans Multscher geschaffen. In der Mitte Karl der Große, rechts der König von Böhmen, links der König von Ungarn, dazu Schildknappen.

Gleichzeitig wird durch die reiche Ausstattung der Szenen durch eine Vielzahl von Einzeldingen eine gewisse Art von Bewegung in den Bildern erzeugt. Doch bleibt die Bewegung am einzelnen haften, bleibt an Bewegungsmotive – sich windende Körper, Schritt- und Blickrichtungen – gebunden. Aber auch von außen wird an die Darstellungen Bewegung herangetragen, indem das Auge angeleitet ist, durch die Vielfalt der dargestellten Dinge, durch ausschmückende Details – Stilleben in den Nischen der Ställe, Knochen am Wege des Kreuzschleppers u. a. –, durch belebende Motive die Szenen durchwandernd zu erfahren. Dabei entdeckt der Betrachter immer wieder neue Dinge und Einzelheiten, weil jede leere Fläche mit Motiven ausgefüllt, weil selbst glatte Wände durch Bereicherungen, ausformulierte Binnenformen Anreize zum Schauen bieten.

Dazu treten zum Hauptgeschehen Nebenmotive; diese bilden gleichberechtigte Sehreize, beanspruchen die gleiche Aufmerksamkeit wie das Hauptgeschehen, so wie auch der Maler ihnen gleichmäßige Aufmerksamkeit hat zuteil werden lassen. Dem Betrachter wird so eine Vielfalt von Einzeldingen geboten, die zu einer Auflockerung und Belebtheit der Bilder beiträgt.

Schichten erschließen die Tiefe des Bildraumes

Weiteres Indiz für den Versuch, der Natur nahezu-kommen, ist die Art, Raum darzustellen. In den Innenraumdarstellungen zeigt sich, daß der Maler mit Perspektive umzugehen wußte, Räume nach hinten öffnen und erweitern konnte. An der Marien-todszene läßt sich zeigen, wie der Maler dabei vorging. Tiefenerschließung erfolgt hier und in den anderen Szenen durch einen schichtweisen Aufbau der Raumebenen. Hinter einem schmalen Raumstreifen bilden die von der Säule und den Pfeilern getragenen Arkadenbögen eine vordere Architekturschicht. Hinter den Säulen bilden die beiden knienden Apostel die nächste Tiefenschicht. Dann folgt das Totenbett der Maria. Hinter dem Bett bildet die Apostelgruppe mit Christus eine parallel zur Bildfläche ausgerichtete Figurenschicht, gefolgt von weiteren architektonisch gestalteten Raumebenen: zunächst die Vorhangebene, dann die seitlichen Durchlässe und zum Schluß der weit nach hinten strebende Raum hinter dem Vorhang. Hier entsteht ein sehr starker Sog in die Tiefe; vielleicht hat der Maler den Vorhang nur deshalb eingefügt, weil es ihm nicht gelang, den so entstandenen Raum mit Figuren zu füllen.

In der Marientodszene und in der Pfingstszene läßt sich diese Schichtung am deutlichsten nachvollziehen, aber auch in den hauptsächlich durch Figuren gestalteten Massenszenen erfolgt die Tiefenerschließung durch bildparallele Schichtung von Raumebenen. In den mit weniger Figuren ausgestatteten Szenen ist sie weniger greifbar, aber dennoch vorhanden.

Auch tragen verschiedene Motive dazu bei, den bildparallelen Aufbau der Szenen zu durchbrechen, Motive, die eine Fluchtung nach hinten andeuten: der Baldachin bei der Händewaschung, der Sarkophag in der Auferstehungsszene, das schräg in den Raum gestellte Bett der toten Maria. Doch der schichtartige Aufbau wird dadurch nicht grundsätzlich durchbrochen, ja er wird noch verstärkt, zum einen durch die Bewegungsrichtungen des Hauptgeschehens, das parallel zur Grundlinie des Bildes geführt ist – Kreuztragung, Händewaschung, Anbetung der Könige –, wobei die Hauptfiguren nebeneinander aufgereiht sind, zum anderen durch verschiedene Einzelbewegungen, Schrittmotive, Arm- oder Handhaltungen, die vielfach flächenparallel entwickelt sind, z. B. Armhaltungen in der Anbetung.

Spiel mit Licht und Schatten – raumgreifende Darstellung der Einzelfigur

Könnte in den mit Architektur gestalteten Szenen festgestellt werden, daß der Maler Innenräume überzeugend zu gestalten wußte, erscheint die Erfassung von Raum bei den Landschaftsdarstellungen weniger glücklich. In vielen Szenen versucht der Maler, die Bildräume mit Figuren anzufüllen, die Entfaltung des Raumes nach hinten durch Architekturen zu begrenzen oder durch eingestellte Bretterzäune künstlich zu verhindern.

Die Zueinanderordnung der Figuren geschieht dabei durch enges Schichten der Köpfe, wobei der Maßstab derjenigen Figuren, die weiter hinten zu denken sind, sich aber nicht verkleinert, so daß es sich eher um ein Übereinander, denn um ein Hintereinander von Figuren bzw. Köpfen handelt, Räumlichkeit sich aber aus Verkürzungen und Überschneidungen einer Figur durch eine andere oder durch Architekturteile ergibt. Zusätzliche Verunklärungen bei der räumlichen Einordnung von Figuren innerhalb einer Gruppe entstehen durch das Einsetzen des Bedeutungsmaßstabes, wobei die jeweilige Hauptfigur groß in den Bildraum gesetzt ist und den Maßstab der sie umgebenden Architektur sprengt. Demgegenüber sind Personen, die direkt am Geschehen beteiligt sind, ihrer Bedeutung

nach größer sein müßten, geradezu gnomenhaft klein wie der Simon von Cyrene in der Kreuztragung.

Hat der Maler Schwierigkeiten, Aktionsraum zu schaffen, Raum innerhalb der Figurengruppen zu erzeugen, so gelingt ihm die raumgreifende Darstellung der Einzelfigur um so besser. Die Gestalten treten voll plastischer Wucht auf; sie entfalten durch Gewandgestaltung und Farbgebung plastisches Volumen, das gesteigert wird durch das zielbewußt eingesetzte Mittel von Licht- und Schattenspiel. Die reiche Gestaltung der Gewänder durch Falten, Dellen, Hebungen, Senken, Grate oder glatte Flächen, das häufige Auf und Ab, Vor und Zurück geht eng mit der Modellierung durch Licht und Schatten zusammen, ja gibt dem Maler erst die Möglichkeit, so intensiv mit Licht und Schatten zu spielen. So hebt er Faltengrate mit Hilfe von Glanzlichtern hervor, läßt er Falten Täler tief verschattet, so daß sich vielfach ein schneller Wechsel von Hell und Dunkel ergibt. Helles wird als optisch nah, Dunkles als weiter entfernt erfahren. Betrachtet man daraufhin z. B. das Gewand des Mohrenkönigs, so zeigen sich hier starke Licht-Schatten-Kontraste, demzufolge entstehen auch starke plastische Akzente. Demgegenüber erzeugen wenig abgedunkelte Zonen nur eine leichte Oberflächenmodellierung.

Dabei schließen sich die modellierenden Schatten der Form der Gegenstände an, so daß die Umgrenzung der plastischen Form nochmals betont wird und mit dem Auge abtastbar bleibt. Doch zeigt sich hier in Ansätzen, daß der Maler versucht, malerische Eigenschaften der Lichtführung auszunutzen. In der Ölbergsszene ist z. B. festzustellen, daß der Hintergrund stark abgedunkelt ist. Hier scheinen sich die Konturen im Dunkel aufzulösen, so daß die Lichtführung nicht ausschließlich an der Sachdeutlichkeit orientiert ist.

Bei größeren glatten Gewandflächen zeigen sich die malerischen Qualitäten der Tafeln auch in der Farbgebung. Es handelt sich hier nicht um eine Farbflächenmalerei mit einheitlicher Farbgebung, sondern der Maler gestaltete die Flächen mit zahlreichen Farbabstufungen, Schattierungen, Tonwerten einer Farbe. Die Übergänge von beleuchteten Zonen des Gewandes oder eines Körpers zu den verschatteten Teilen sind z. T. ganz allmählich, so daß man von einem Übergleiten von vorne aus hellen nach hinten in dunkle Zonen sprechen kann. Das Bemühen um Übergänge ist zu spüren, so daß sich mehrere Figuren oder Dinge farblich annähern, eine farbliche Einheit durch die Wiederaufnahme eines Farbtones bilden, Übergänge durch Ineinandergreifen von Farben geschaffen werden.



Passionsszenen vom «Wurzacher Altar»: Christus am Ölberg und Händewaschung des Pilatus.

Durch die Farbe einen Körper in seine Umgebung einzubinden, plastische Formen einander zu vermitteln, gelingt dem Maler aber nicht immer. Häufig genug kommt es vor, daß eine plastische Form unvermittelt neben einer anderen steht. Die mit den verschiedensten Mitteln geschaffene Plastizität eines Körpers grenzt sich dann scharf gegen die eines anderen Körpers ab. Ein kräftiges Rot kann neben einem Grün- oder einem Weißton stehen – z.B. Apostel um Maria im Pfingstfest, Maria und Johannes in der Kreuztragung –, oder eine helle Farbe schließt sich wie im Ölberg hart von der dunkleren Umgebung ab.

Grundsätzlich ist also festzuhalten, daß sich Farbe und modellierende Schatten der Form der Gegenstände anschließen, um ihnen ein größtmögliches Maß an Plastizität zu verleihen. Hier scheint auch das Hauptaugenmerk des Malers zu liegen: die Dreidimensionalität des menschlichen Körpers in die Zweidimensionalität der Bildfläche zu übertragen und Ausdruck und Bewegung der dargestellten Personen möglichst naturgetreu zu erfassen.

Gesichter zeugen von starkem Gefühlsleben – je schlechter, um so häßlicher

Bei den Menschen, die uns auf den «Wurzacher Tafeln» entgegentreten, handelt es sich um derbe, bäuerliche Personen; es sind Figuren mit kräftigen Schultern, breiten Gesichtern und Händen, die zupacken können. Gerade die Hände tragen sehr viel

zu dem starken Ausdruck der Bilder bei. Der Maler läßt dabei häufig beide Hände die gleiche Gebärde einnehmen, und vielfach wiederholt sich der gleiche Gestus auch bei mehreren Personen im selben Bild (Geburtsbild, Pfingstfest). Diese Ununterschiedenheit der Gebärden trägt dazu bei, die Geste zu intensivieren, den jeweiligen Ausdruck zu steigern, so daß der Ausdrucksgehalt zum Inhalt der Szene werden kann, wie z.B. bei der Geburtsszene, die man fast als Anbetungsszene auffassen kann.

Das Bemühen um Ausdrucksstärke läßt sich aber auch und vor allem an den Gesichtern festmachen. Auch hierin zeigt der Maler ein fast unerschöpfliches Repertoire an Darstellungsmöglichkeiten. Die Ausdruckspalette reicht dabei von ruhigen, verhaltenen Gesichtern bis hin zu karikaturenhaften, verzerrten Grimassen, je nach «Aufgabenstellung» der Person im Bilde. Allen Gesichtern gemeinsam ist dabei die Fähigkeit, Seelenleben, Gefühle, Anteilnahme, Reaktionen auf unterschiedlichste Weise auszudrücken.

Für die Personen der Heiligen Familie kann man zwar vielfach sagen, daß die Gesichter einen etwas schwerfälligen Ausdruck annehmen können, ihre Darstellung gleitet aber in keiner der Szenen ins Groteske ab. Auch wenn Christus als Kreuzschlepper schwerfällig ins Bild gesetzt wird, kennzeichnet ihn das nur als eine Person, der man die Last des Kreuzes anmerkt; das Gesicht bleibt dabei ruhig, verhalten, ernst.

Bei den Aposteln bringt der Maler übertriebene Ge-

sichtszüge ein, zeigt er große Glatzen, faltige Nacken, dicke Nasen, zerfurchte Wangen, zerzauste Haare; durch die Anteilnahme an der jeweiligen Szene werden sie aber als Personen reichen Gefühlslebens charakterisiert. Sie scheinen Angehörige eines derben Bauernvolkes zu sein, die dem Betrachter die Möglichkeit bieten, das Heilsgeschehen auf einer sehr realen Ebene zu erleben, es in seinen Alltag zu integrieren, sich mit dem Volk auf den Tafeln zu identifizieren.

Bei der Charakterisierung der «schlechten» Personen, den Häschern, Schergen, dem mißgünstigen Volk, verfährt der Maler viel drastischer, wenn er sie mit verzerrten Gesichtern, weit aufgerissenen Augen, grimmig zusammengezogenen Augenbrauen, zu hämischem Grinsen verzogenen Mündern oder krummen Nasen darstellt; viele dieser Gesichter kann man nur als häßlich, gemein bezeichnen, und alle Schlechtigkeit, die ihren Anteil am Geschehen ausmacht, läßt sich bereits an den Gesichtern ablesen. Auch bei den «hohen» Personen schaut uns hie und da ein übertrieben charakterisiertes Gesicht entgegen, wie z. B. das des überaus finster dreinblickenden Hohenpriesters in der Händewaschung. Obwohl dieses Gesicht nicht der Sphäre des Grimassenhaften zuzuschreiben ist, tritt die Person doch als gehässiger Ankläger auf, ist seiner Funktion nach also eher der «bösen» Menschenmenge zuzuordnen; sein Gesicht ist dementsprechend charakterisiert.

Bei der Darstellung der Köpfe fällt ein weiteres Charakteristikum der Tafeln ins Auge: viele der Köpfe sind nur von der Seite zu sehen oder richten sich gar vom Betrachter weg. Der Maler bewältigt die Stellung der Köpfe dabei mit erstaunlicher Souveränität, mit sehr starken Verkürzungen, so in der Pfingstdarstellung, die die Apostel als schräg sitzende Rückenfiguren mit in den Nacken gelegten Köpfen zeigt. Dreiviertelprofile gelingen dem Maler, indem er die abgewandte Gesichtsseite stark verkürzt wiedergibt, ein Mittel, das er bei vielen Figuren anwendet. Der Maler scheut sich aber auch nicht, dem Betrachter einen Hinterkopf zuzuwenden. Auf diese Weise entsteht innerhalb der Köpfe eine nachvollziehbare Räumlichkeit; sie gehen deutlich von einer etwas weiter vorn liegenden Raumbene in eine weiter hinten liegende über.

Diese Art der Verkürzung erfaßt vielfach auch die Körper der Figuren, wenn sie auch nicht immer gelingt. Die Körper sind schräg, verkürzt ins Bild gesetzt und beanspruchen für sich Raum. Bei sämtlichen Sitzfiguren ist der Maler bestrebt, mit Hilfe von Verkürzungen der Beine die raumgreifende Körpersituation deutlich werden zu lassen. Beson-

ders hohe Anforderungen stellte das Sitzmotiv der Maria im Pfingstfest. Die extremste Verkürzung der Oberschenkel ist allerdings vermieden, indem Maria nicht ganz frontal in der Mitte des Bildes sitzt, aber sie ist hier wohl am kühnsten durchgeführt und wird unterstützt durch die ebenso starke Verkürzung der Unterarme. Bei der Sitzfigur des Pilatus in der Händewaschung fällt neben der raumgreifenden Körperdarstellung ein zusätzlicher Achsenreichtum auf, der die Beweglichkeit des Körpers deutlich werden läßt.

Der Ausdrucksgehalt einer Bildszene schlägt sich in Gestaltung und Komposition nieder

So hat der Maler bei der Gestaltung der Darstellungen eine reiche Phantasie entwickelt, um die Figuren in Stellung, Haltung zu unterscheiden. Auf diese Weise ergibt sich ein reichbewegtes Bild mit unterschiedlichsten Bewegungsrichtungen, Blickbezügen, Gleichklängen und Divergenzen. Gerade in denjenigen Szenen, die mit viel Personal ausgestattet sind, ergibt sich so eine ausdrucksstarke Dramatik; die psychologische Erregtheit des Geschehens setzt der Maler um in wildbewegte Menschenmassen, gedrängte Figurengruppen. Umgekehrt wird das Bildpersonal reduziert, sobald es sich um Szenen ruhigen Inhalts handelt, oder die Komposition wird klar, symmetrisch aufgebaut, um der Szene Übersichtlichkeit und Ruhe zu verleihen.

Ganz auffällig wird dies beim Bild des Pfingstfestes. Nicht nur das Thema an sich beinhaltet Würde und hohe Feierlichkeit, auch die Komposition vermittelt diesen Eindruck. Der ganz symmetrische, strenge Aufbau der Architektur, die ebenso symmetrische Runde der Figuren, die ganz ausgewogene Verteilung der Elemente über die Bildfläche erzeugen über das Thema hinaus einen in sich beruhigten Ausdrucksgehalt. Hinzu kommt die feste Einbindung des architektonischen Rahmens in den Bildrahmen. Die Säulen rahmen die mit der Marienfigur besetzte Mittelachse des Bildes, korrespondieren mit den Pfeilerelementen an den Außenseiten der Bögen, die durch die parallel laufenden Bildränder festen Halt haben. Ähnliches geschieht im Marientod; und auch in den beiden Stallszenen findet der Inhalt der Darstellung eine Entsprechung in der Klarheit des architektonischen Rahmens.

Etwas anders sieht dies bei den Passionsszenen aus, hier stehen nicht mehr Ordnung und Ausgleich der Bildelemente im Vordergrund; die Kompositionen sind unruhiger, schließen sich in diesem Sinne aber wieder mit dem jeweiligen Inhalt zusammen. Aus dem Gleichgewicht geraten ist die Ölbergzene. Hier



Christus trägt das Kreuz.



Auferstehung Christi.

sind die Gewichte sehr ungleich verteilt, die linke Seite zeigt sich dicht gefüllt mit Figuren, die rechte Seite ist allein Christus vorbehalten; die Figur des Engels ist zu klein, um einen gewichtigen Akzent zu setzen. So entsteht eine Spannung zwischen den beiden Bildhälften, die ihre inhaltliche Entsprechung in der Einsamkeit Christi hat, dem angesichts der Passion niemand zur Seite steht. Also zeigt sich auch hier die Komposition eng mit dem dargestellten Inhalt verbunden.

Bei der Händewaschung des Pilatus und der Kreuztragung handelt es sich inhaltlich um dramatische, bewegte Szenen, und demgemäß lassen auch die Kompositionen den Eindruck von Ruhe und Ordnung weniger aufkommen. Die Aufgewühltheit der Massen, ihr lärmendes Treiben und Spotten drückt sich schon in der Vielzahl der dargestellten Personen aus. Die Köpfe ergeben ein dichtes Gedränge von Figuren, die Blickrichtungen gehen in unterschiedliche Bahnen, der Himmel über ihnen ist durch Waffen aufgerissen und ausgezackt.

So zeigt sich, daß die Kompositionen dem Inhalt entsprechend gedeutet werden können, daß sich der Ausdrucksgehalt der Szene in der Gestaltung des Bildes niederschlägt und durch die Komposition zusätzlich unterstützt wird. Monumentalität, Ruhe, Würde äußern sich in ausgewogenen, geordneten, übersichtlichen, z. T. symmetrischen Kompositionen (Marienszenen, Auferstehung); Dramatik, Aufruhr schlagen sich in ungleichgewichtigen (Ölberg) oder unruhigen Kompositionen nieder (Händewaschung, Kreuztragung).

Die «Wurzacher Tafeln» –
Beispiel eines zeichnerisch-linearen Stils

Die Charakterisierung der Tafeln zeigt, daß es sich bei dem Verfertiger der «Wurzacher Tafeln» um einen Maler handelt, der eine zeichnerisch-lineare Grundauffassung in der Sicht und der Darstellung der Dinge vertritt. Festmachen läßt sich dies an der Klarheit der Formen, einer flächenhaften Erschließung des Raumes, einer geschlossenen Form der Komposition und einer noch nicht zu einer Einheit verschmolzenen Vielheit der dargestellten Dinge. Grundsätzlich werden diese Eigenschaften der Tafeln durch die Lichtführung und die Farbgebung unterstützt, wobei gerade bei der Farbgebung deutliche Ansätze festzustellen sind, diese male- risch zu behandeln, was auf einen ausgebildeten Maler schließen läßt.

Neben diesem Streben nach harmonischer Farbgestaltung galt das Hauptinteresse des Malers aber seinen Figuren und ihrem Seelenleben, ihrem Ausdrucksgehalt, den er mitunter bis ins Übertriebene steigert. Insgesamt zeigt sich in der Darstellung der Figuren, daß der Maler bemüht war, sie als dreidimensionale Körper zu erfassen. Auch wenn es ihm nicht immer gelang, ein Körpermotiv mit voller Sicherheit zu erfassen, wird doch deutlich, daß er die Figuren vom Körper her dachte, sich Rechenschaft ablegte über die Räumlichkeit einer Körperhaltung, über die Möglichkeiten, innerhalb einer Figur Raum zu erzeugen mittels Licht und Schatten, Fal-

tenspiel und Farbe. Es zeigt sich aber auch, daß Räumlichkeit überwiegend auf die Figuren beschränkt bleibt, abgesehen von den Architekturen nicht von vornherein vorhanden ist, denn die Landschaft hat an der Erschließung des Raumes kaum Anteil, wird von ihr auch gar nicht angestrebt, wie künstliche Barrieren, ornamentierter Goldgrund, vegetabile Formen in Manier von Teppichmustern belegen. Für den Maler der «Wurzacher Tafeln» stand die möglichst naturgetreue Wiedergabe eines dreidimensionalen Körpers im Vordergrund, sie war sein Hauptanliegen; und so endet der Raum dort, wo die Figuren aufhören.

Gemalte Plastik? –

Vergleich mit anderen Werken Hans Multschers

Gerade diese letzten Beobachtungen waren immer wieder Grund für die Annahme, Hans Multscher habe diese Bilder selbst gemalt. Zur Unterstützung dieser These wurden schon in der älteren Forschung, aber auch in jüngster Zeit immer wieder Gegenüberstellungen von plastischen Bildwerken Multschers mit gemalten Figuren der Tafeln vorgenommen³. Die überzeugendste Gegenüberstellung betrifft die Landsberger Madonna mit den gemalten Marien des Wurzacher Bilderzyklus. Tatsächlich gehen hier die Übereinstimmungen bis in Details. Da diese Gegenüberstellung in der Literatur des öfteren untersucht wurde, soll an dieser Stelle allein das fotografische Nebeneinander der Köpfe für sich sprechen.

Da auch andere Gegenüberstellungen Übereinstimmungen zwischen plastischen Werken Multschers und gemalten Figuren des Wurzacher Zyklus erkennen lassen, soll hier exemplarisch der Auferstandene des Wurzacher Bilderkreises mit dem toten Christus des Sandizeller Dreifaltigkeitsreliefs verglichen werden. Bei diesem Vergleich ist ein ebenso hoher Übereinstimmungsgrad festzustellen wie bei den beiden Marien. Die Angabe des Rippenbogens und die horizontale Trennung von Brustkorb und Oberbauch stimmen überein. Auch die Dreiecksformation, die sich zwischen Oberbauch und Rippenenden zeigt, findet sich in beiden Versionen. Doch in der gemalten Fassung ist die Führung des Rippenbogens schräg verzeichnet, was meines Erachtens darauf zurückzuführen ist, daß der Maler Schwierigkeiten bei der Umsetzung des Vorbildes hatte.

Die Fußgestaltung dagegen scheint unmittelbar vom Alabasterrelief abgeleitet zu sein. In beiden Fällen ist ein derber breiter Fuß dargestellt, dessen Knochen sich deutlich herausheben und in kräfti-

gen Zehen enden. Der Maler versuchte sogar, den im Alabasterrelief leicht seitlich gedrehten Oberkörper wiederzugeben, was sich in der seitlichen Lage des Bauchnabels ablesen läßt. Doch die Körperhaltung des Auferstandenen erklärt eine solche Schrägführung nicht, denn in der Schulterpartie und im ganz frontal dargestellten Gesicht bestätigt sich die seitliche Körperdrehung nicht.

Bei der Behandlung von Kopf- und Barthaar weicht der Maler dann völlig vom plastischen Vorbild ab. Die weichen kompakten Wellen des Kopfhaares beim Alabasterrelief zeigen sich beim Wurzacher Auferstandenen in dünne Strähnen aufgelöst und ausgefranst. Vergleichbar ist allerdings die Würde des Antlitzes. Die Übertriebenheit des Ausdrucks, das Verzeichnen der Gesichtsformen, für viele Wurzacher Figuren kennzeichnend, findet sich beim Auferstandenen wie bei den Marien nicht. Es scheint, als habe das plastische Vorbild des Bildhauers auf den Maler eingewirkt, sich im Ausdruck zu mildern, die Heiligkeit der Person in eine Würdigkeit der Gestalt umzusetzen. Doch über eine gewisse Dumpfheit und Schwere ist der Maler dabei nicht hinausgekommen.

Im Hinblick auf den Bildaufbau kann ein Vergleich der Ölbergdarstellung mit dem Grabrelief Herzog Ludwigs im Bayerischen National-Museum München erhellend sein. In Dreiviertelprofil dem Betrachter zugewendet kniet Christus im Bilde; der kelchhaltende Engel steht erhöht über, räumlich hinter ihm. Dies entspricht der Figurenanordnung im Relief, wo der Körper des Herzogs weiter vorne liegt, sein nach oben gerichteter Blick an der tiefer im Bild liegenden Dreifaltigkeit vorbeigeht. Die wie hochgeklappt erscheinende Landschaft, die dekorativ mit Pflanzen überzogen ist, läßt sich wie die dekorierte Grundfläche des Reliefs begreifen, so daß hier ein ähnliches Verhältnis der Figur zur Grundfläche vorliegt.

Doch im Relief ist die räumliche Bezogenheit von Herzog und Trinität gegenüber der Ölbergzene klarer durchgeführt; eine Wendung des Herzogs in die Fläche hinein ist jedoch vermieden, auch wenn sie räumlich erforderlich wäre. Bei der gemalten Tafel ist die Zuwendung Christi zum Engel ganz verlorengegangen, denn Jesus schaut nach vorne aus dem Bilde heraus, der räumlichen Anordnung zum Engel genau entgegen. Dies ist aber nicht darauf zurückzuführen, daß der Maler das Problem der Wendung ins Bildinnere nicht meistern konnte. Im Marientod, aber auch im Pfingstfest zeigt er seine Könnerschaft bei den nach innen gewendeten Figuren. Das Verhältnis der sehr plastisch gestalteten Figuren zur Grundfläche aber läßt sich sehr gut miteinander vergleichen.



Marienszenen aus dem «Wurzacher Altar»: Geburt Christi und Anbetung der Heiligen Drei Könige.

Die Künstler: Hans Multscher
und ein malendes Mitglied seiner Werkstatt

Neben solchen recht überzeugenden Gegenüberstellungen gibt es noch eine ganze Reihe von Figuren Multschers, die man in den gemalten Tafeln wiederzuerkennen meint. Doch scheint es sich bei diesen Vergleichbarkeiten um Motivähnlichkeiten, um Typenvorbildlichkeiten, um die allgemeine Anlage der Gemälde im Hinblick auf das Verhältnis von Hintergrund und Figuren zu handeln, denn immer wieder gibt es auch Unterschiede, was z. B. Haar- oder Bartbehandlung anbetrifft.

Was im Hinblick auf die Beurteilung des Anteils Hans Multschers an den Tafeln viel wichtiger erscheint, sind die Unterschiede im Ausdruck der Gesichter. Diesen Unterschied müssen selbst die Befürworter der These, Multscher habe die Tafeln selbst gemalt, eingestehen. Bei den «Wurzacher Tafeln» ist festzuhalten, daß es sich vielfach um dumpfe, schwermütige Gesichter handelt, während Multschers Figuren durch seine ganze Schaffenszeit hindurch einen edlen, feinen Ausdruck zur Geltung bringen. Manche der Gesichter auf den gemalten Tafeln geraten fast zur Karikatur, wobei dies allerdings nicht auf die «heiligen» Personen zutrifft. Hier scheint der Ausdruck durch unmittelbare plastische Vorbilder Multschers gemildert.

Die Verbindung zwischen der Plastik Multschers und den «Wurzacher Tafeln» läßt sich also folgendermaßen fassen: Multscher, der sich hier zum er-

sten Mal mit einem geschnitzten Altarretabel mit gemalten Flügeln vorstellt – frühere sind nicht überliefert –, war darauf bedacht, bei einer für seine noch relativ junge Werkstatt umfangreicheren, wichtigen Arbeit die Anfertigung der Einzelteile zu überwachen. Während er den Ulmer Kargaltar noch ganz eigenhändig ausführte, mußte er für dieses Retabel die Arbeit an den Tafeln einem Mitarbeiter überlassen, den er aber dennoch nicht ganz selbstständig arbeiten lassen wollte und dies bei einem vermutlich noch kleinen Mitarbeiterstab auch nicht zu tun brauchte.

Während Hans Multscher an die Plastik des Schreins wahrscheinlich selbst Hand anlegte, überließ er die Anfertigung der Gemälde einem Maler, dessen Streben nach Wirklichkeitssinn, Erfassung der Räumlichkeit einer Figur seinem eigenen Anliegen entgegenkam; so läßt sich die raumhaltige Wirkung der gemalten Figuren erklären. Beim Aufbau der Szenen mag der Einfluß Multschers insofern eine Rolle gespielt haben, daß sich flächige Schichten parallel zur Bildfläche entfalten, ganz einem in Holz oder Stein gearbeiteten Relief gemäß.

Ganz sicher aber hat Multschers Plastik Einfluß auf die Gestaltung einiger gemalter Figuren genommen. Dies gilt z. T. für die heiligen Personen, dies mag auch für gestalterische Einzelprobleme gelten, bei denen der Maler Schwierigkeiten hatte und Multscher mit konkreten Vorbildern dienen konnte, so daß sich deren Ausdrucksgehalt auch auf die gemalten Personen übertragen hat. Bei der Gestaltung

der Begleitfiguren scheint Multscher dem Maler mehr Freiheit gelassen zu haben.

Auch in der Farbgestaltung gibt es Hinweise, daß es sich bei dem Verfertiger der Tafeln um einen ausgebildeten Maler gehandelt haben dürfte. Die Farbgebung ist weit davon entfernt, eine einfache Kolorierung gemalter Skulpturen zu sein. Der Maler entwickelt Möglichkeiten, die festen Formen der Figuren malerisch zu behandeln, die gesamte Tafel tonig zu binden, auch wenn es dem Künstler nicht überall gelingt.

Noch von anderer Seite erfährt die Annahme, daß es sich bei dem Maler der «Wurzacher Tafeln» und dem Bildhauer Hans Multscher nicht um eine einzige Person handelt, Unterstützung. Seit einer Untersuchung von Charles Sterling ist in der Forschung weitgehend akzeptiert, daß es sich bei dem Hersteller der «Wurzacher Tafeln» um einen Maler aus dem bayerischen Kunstkreis handelt, was sich durch eine ganze Reihe von Vergleichsbeispielen der Zeit um 1430 bis 1450 erhärten läßt¹.

Das plastische Werk Multschers zeigt aber, daß er seine Schulung im westlichen Kunstkreis empfangen hat. Wenn er auch malerisch tätig gewesen sein sollte, erscheint es doch immerhin fraglich, warum er im Bereich der Malerei aus anderen (einheimi-

schen) Quellen geschöpft haben sollte als in seiner plastischen Tätigkeit, wenn er mit der westlichen Kunst (also auch der Malerei) so vertraut war.

Vielmehr scheint es doch so zu sein, daß Multscher mit der Nachfrage nach umfangreicheren Altarretabeln in seiner Werkstatt einen Mitarbeiterstab aufbaute, mit dem er in der Lage war, ein in allen Teilen ebenbürtiges Werk zu schaffen. Daß dabei im Laufe der Jahre Mitarbeiter wechselten, ist nur natürlich, so daß man sich sehr gut vorstellen kann, daß Multscher in «seiner» Gattung, der Plastik, seine Hauptbeschäftigung fand, daß er die Malereien aber unterschiedlichen Mitarbeitern anvertraute. Immer aber blieb wohl der Gesamtentwurf der Retabel in Multschers Hand, um die Einheit des Werkes zu gewährleisten, so daß sich hieraus die engen Beziehungen zwischen Skulptur und Malerei erklären lassen. Nicht zuletzt wird Multscher eben um der Harmonie des Werkes willen Mitarbeiter beschäftigt haben, die seinem eigenen künstlerischen Streben nahestanden.

Daß diese Art des Werkstattbetriebes damals üblich war, scheint das Beispiel der Werkstatt Hans Strigels d. Ä. von Memmingen zu belegen. Strigel wird urkundlich nur als Maler bezeugt. Aus seiner Werkstatt gingen verschiedene Altarwerke mit Schnitze-



Kopf der «Landsberger Madonna», ca. 1437. Rosenkranzaltar der katholischen Stadtpfarrkirche Landsberg am Lech.



Kopf der Maria in der Geburtsszene des «Wurzacher Altars», dessen Tafeln 1437 von Hans Multscher gemalt wurden.



Pfingstfest.



Marientod.

reien hervor, bei denen das Schnitzwerk von unterschiedlichen Bildhauern angefertigt wurde. Hans Strigel war wohl Inhaber einer Altarbauwerkstätte, fertigte die gemalten Tafeln selber an und zog für die plastischen Arbeiten unterschiedliche Bildhauer heran. Umgekehrt hieße das für Multschers Werkstatt, daß er selber die wichtigsten plastischen Arbeiten anfertigte, für die Tafeln aber verschiedene Maler heranzog.

Und letztlich unterscheiden sich Multscher und der Maler der «Wurzacher Tafeln» in ihrer grundsätzlichen Haltung zu den darzustellenden Dingen. Eine genaue Untersuchung der Plastik Multschers ergibt, daß er von Anbeginn seines künstlerischen Wirkens eine malerische Anschauungsweise vertritt⁵.

Dieser ganz grundsätzliche Unterschied der beiden Künstler (Multscher als Vertreter einer mehr malerischen Anschauungsweise und der Maler der «Wurzacher Tafeln» als Vertreter einer mehr zeichnerisch-linearen Anschauungsweise) vermag vieles zu erklären, was die Tafeln von den plastischen Werken Hans Multschers bei aller Vergleichbarkeit trennt.

ANMERKUNGEN:

1 Nachdem die letzte große Monographie über diesen Künstler schon weit über zwanzig Jahre zurückliegt, hat sich die Autorin dieses Artikels in ihrer Dissertation bemüht, alle bisher aufgeworfenen Aspekte zu berücksichtigen.

Irmtraud Dietrich: Hans Multscher, Plastische Malerei – Malerische Plastik. Zum Einfluß der Plastik auf die Malerei der

Multscher-Retabel. Dissertation Bochum (1991), Bochumer Historische Studien 12. Bochum (1992).

Weitere grundlegende Arbeiten:

Kurt Gerstenberg: Hans Multscher. Leipzig (1928).

Alfred Schädler: Die Frühwerke Hans Multschers. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 14 (1955), S. 385–444.

Manfred Schröder: Das plastische Werk Hans Multschers in seiner chronologischen Entwicklung. Dissertation Tübingen (1955); Tübinger Forschungen zur Kunstgeschichte 10. Tübingen (1955).

Manfred Tripps: Hans Multscher, seine Ulmer Schaffenszeit 1427–1467. Weissenhorn (1969).

Manfred Tripps: Das dunkle Jahrzehnt in der Stilbildung Multschers (1440–1450). In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 19 (1970), S. 1–14.

Ulrich Söding: Hans Multschers «Wurzacher Altar». In: Münchener Jahrbuch der Bildenden Kunst, 3. Folge Band XLII (1991), S. 69–116.

Manfred Tripps: Hans Multscher – Meister der Spätgotik. Sein Werk, seine Schule, seine Zeit. Katalog zur Ausstellung in Leutkirch im Allgäu anlässlich des Stadtjubiläums (1993).

2 Ihren Namen haben die Tafeln von ihrem langjährigen Aufenthalt in der Galerie der Truchsessin von Waldburg-Zeil-Wurzach. Auf der Marientodtafel befindet sich die Inschrift, die diese Tafeln fest mit Multscher verbindet: «bitte got für hansen muoltscheren vo richehofe burg ze ulm haut dz werk gemacht do ma zalt m cccc xxxvii» – Bitte Gott für Hans Multscher von Reichenhofen, Bürger zu Ulm, hat das Werk gemacht, da man zählt 1437. Eine weitere Inschrift findet sich als Zweizeiler auf der Tafel mit dem Pfingstfest: HAHS NUOLTS CER VO RICHE / HOVEN HAVT GE – Hans Multscher von Reichenhofen hat ge(geben), gemacht?

3 Jüngst Ulrich Söding: Hans Multschers «Wurzacher Altar». In: Münchener Jahrbuch der Bildenden Kunst, 3. Folge Band XLII (1991), S. 89 ff. und Irmtraud Dietrich (1992), S. 198 ff.

4 Charles Sterling: The Master of the «Landsberg» Altarwings. In: Kunsthistorische Forschungen, Otto Pächt zu Ehren. Salzburg (1972), S. 150–165.

5 Die ausführliche Untersuchung dazu bei Irmtraud Dietrich (1992), S. 218 ff.



«Hoffnungslos»
nannte Albert Speck
dieses Bild.

Rechts unten:
Die Aufnahme wurde
1933 in der Heil-
anstalt Zwiefalten
gemacht und zeigt
den 38jährigen
Patienten in der
Anstaltskleidung.

Manfred Kretschmer Albert Speck – der Maler Ebingen 1895–1938 Heilanstalt Zwiefalten

Im Frühjahr 1994 tauchte in der Galerie Albstadt ein Blumenstillleben in Kreide eines unbekanntes Malers namens Albert Speck auf. Der kompetente Galerist erkannte sogleich den künstlerischen Wert der Arbeit und ging der Sache nach. Der Maler sollte in den 30er Jahren in psychiatrischer Behandlung gewesen sein. Die Spur führte ins psychiatrische Landeskrankenhaus Zwiefalten, wo Albert Speck von 1933 bis zu seinem Tode 1938 behandelt wurde. Ein offensichtlich kunstverständiger Arzt hatte damals Bilder von Speck gesammelt, die erst jetzt nach entsprechenden Recherchen wieder zu Tage gefördert werden konnten. Weitere Bilder kamen ein Jahr später in Zwiefalten zum Vorschein; diese waren Ende der 30er Jahre vom Sohn des damaligen Verwaltungsleiters der Heilanstalt Zwiefalten, einem angehenden Mediziner, zusammengetragen worden. All diese Bilder, insgesamt mehr als 40 an der Zahl, wurden im Herbst 1995 im Psychiatrischen Landeskrankenhaus Zwiefalten und 1996 im Heimatmuseum Weißenau in Ausstellungen erstmals öffentlich gezeigt. Eine Ausstellung in der Galerie Albstadt ist in Vorbereitung.

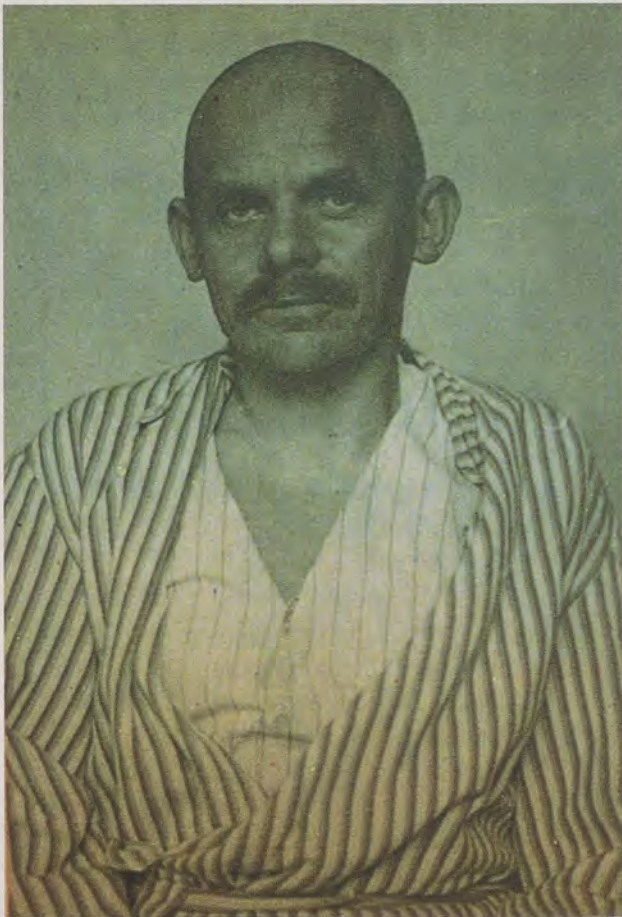
Der künstlerische Reiz, der von Albert Specks Bildern ausgeht, ist so unmittelbar, daß es lohnend schien, der Biographie und der Krankheitsgeschichte des Malers nachzugehen im Kontext mit dem zeitgeschichtlichen und psychiatriehistorischen Hintergrund. Dies wurde dadurch erleichtert, daß die Krankenakte von Speck noch vollständig erhalten ist. Deshalb wissen wir relativ viel über sein Leben und sein Schicksal.

Maler aus Ebingen und Kunstmaler in München – Aufruf beklagt, der Mensch sei rücksichtslos erzogen

Albert Speck stammte aus einfachen Verhältnissen. Sein Vater war Schreiner. Er war das einzige Kind seiner Eltern, verbrachte sein ganzes Leben in Ebingen und blieb unverheiratet. Nach Abschluß einer Malerlehre versuchte er, sich 1912 in München als Kunstmaler weiterzubilden, kam jedoch an der Kunstgewerbeschule nicht an, ging für ein Semester an die städtische Malerschule und besuchte Abendkurse. Auch war er kurze Zeit in Wien, wo er möglicherweise als Theatermaler arbeiten wollte. Speck

war also schon in jungen Jahren künstlerisch tätig und wollte dies zu seinem Beruf machen.

Dann kam der Erste Weltkrieg, Albert Speck wurde Soldat und einmal verwundet. Danach zwangen ihn die Verhältnisse, wieder als Malermeister zu arbeiten, und er betrieb ein eigenes Handwerksgeschäft. Im Herbst 1932 starb seine Mutter, die ihm sehr viel bedeutet hatte. Erste Anzeichen depressiver Verstimmung traten auf. Die politischen Turbulenzen Anfang 1933 beunruhigten ihn und waren wohl der Anstoß zu einem dramatischen Aufruf an die Menschheit, den er kurz vor seiner Einweisung in die Heilanstalt Zwiefalten zu Papier brachte und weithin verbreitet wissen wollte. Darin prangerte er Egoismus und Raffgier an und formulierte geradezu prophetisch: *Läßt sich ein jeder Mensch von diesem Gedanken leiten, dann ist das Ende der Menschheit besiegelt, dann wird sich bloß noch der voll entwickelte Mensch, der zugleich rücksichtslos und räuberisch erzogen ist, sich helfen können und alles schwache, bescheidene menschlich-christlich erzogene würde zugrunde gehen. Die Kinder würden darben, die alten Mütter und Väter ließe man ohne Liebe sterben. Die Kranken, Krüppel und sonst bedauerlichen würden keine Hilfe von Menschen zu erwarten haben. Die Jugend ginge zu-*



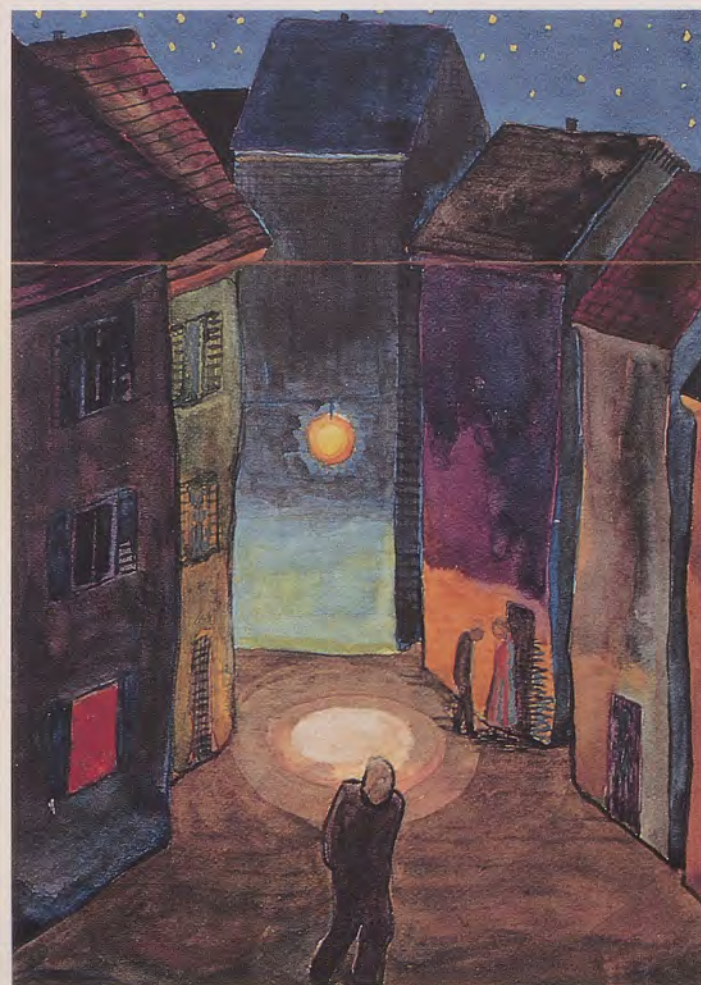
grunde, es gäbe Krieg auf Krieg, weil doch Materialismus gesättigt sein will, weil der Kriegsgewinnler seinen Beutel noch nicht voll genug, der Industrielle noch andere Besitzungen, die seiner Feinde, besitzen möchte, der Großgrundbesitzer sich noch andere Länder aneignen möchte. Der große General, der doch schon viele Orden hat, noch mehr haben möchte. Alles wäre bloß noch ein Räubern und Plündern auf dem Erdball, und aus diesem Trümmerhaufen würden zuletzt nur noch ganz wenige hervorkriechen, aber wir alle wollen doch noch leben.

Aber auch das Scheitern seiner künstlerischen Ambitionen dürfte psychodynamisch ein Anstoß für seine depressive Krise gewesen sein. So schrieb Albert Speck im Februar 1934 in der Heilanstalt Zwiefalten, er sei *Maler mit Leib und Seele*, und an anderer Stelle einmal: *Besonders der Gedanke, daß ich nicht mehr malen darf, daß ich nicht mehr die geliebte Kunst, mit der sich meine Gedanken von Jugend auf mit voller Liebe und Leidenschaft befaßten, nicht mehr ausüben darf, daß ich nicht mehr in aller Stille und Andacht an Gottes schöner Natur mich erfreuen darf und dessen Schönheit mit Farben und Stift im Bilde nicht festhalten darf, macht es mir schwer.*

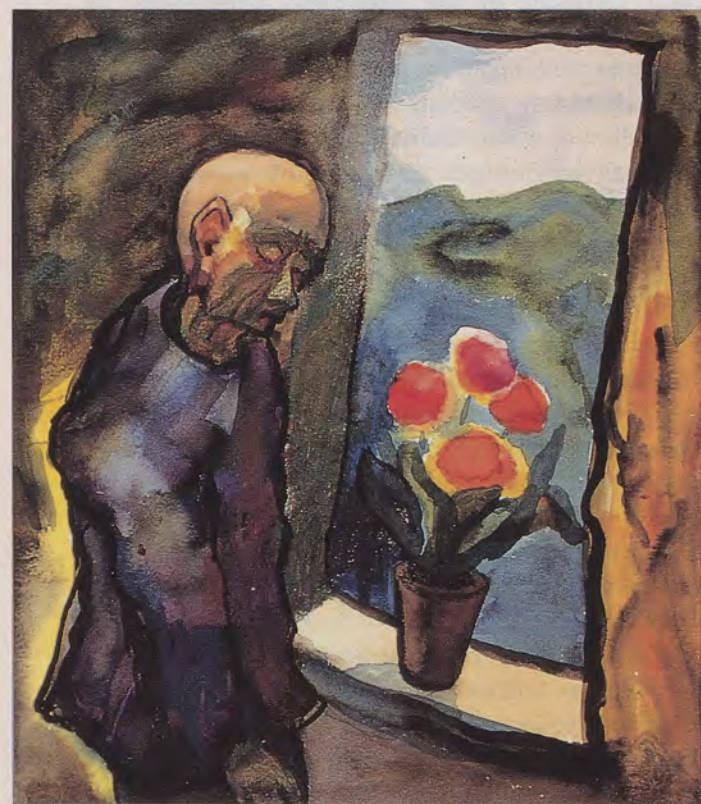
Albert Speck war 38 Jahre alt, als er in die Heilanstalt Zwiefalten kam. Seine Erkrankung, die mehr als fünf Jahre andauerte, war im Kern von einer schweren depressiven Symptomatik geprägt. Er litt unsäglich unter Schuldgefühlen, Selbstvorwürfen und vermeintlicher Wertlosigkeit. Obwohl primär nicht besonders gläubig veranlagt, suchte er nun auch Zuflucht in der religiösen Dimension. Er fürchtete um sein Seelenheil, betete händeringend stunden- und tagelang mit erhobener Stimme. In den akutesten Stadien war das Krankheitsbild außerdem von wahnhaften Eigenbeziehungen und Trugwahrnehmungen überformt, was ihm damals die Diagnose einer Schizophrenie eintrug. Nach heutiger Definition würde man von einer schweren depressiven Psychose oder einer wahnhaften Depression sprechen. Schon am Beginn seiner Erkrankung hatte er ein umfassendes Schuldbekenntnis verfaßt, in dem er eine Fülle von alltäglichen Verfehlungen aus Jahrzehnten in typisch depressiver Weise als schwere Sünde erlebte und bereuen zu müssen glaubte.

Einweisung in die Heilanstalt Zwiefalten – die künstlerische Persönlichkeit in der Krankheit erhalten

Die malerische Produktivität Albert Specks während seines Aufenthalts in Zwiefalten war großen Schwankungen unterworfen. Es war immer ein Zeichen relativer Besserung, wenn er wieder zu malen anfang. 1934 sollen seine Bilder mehr krankhaft



*Oben wird mit Licht gespielt,
unten der Ausdruck depressiver Freudlosigkeit.*



phantastischen Charakter angenommen haben. Er stellte Motive aus der Bibel dar und versah sie mit eigenartigen Erläuterungen. Diese Bilder sind bis auf eines nicht erhalten geblieben. 1935 scheint es ihm dann besser gegangen zu sein. Er nahm nun zeitweilig an der Arbeitstherapie teil, spielte auch Schach und malte viel. Es werden jetzt seine Aquarelle erwähnt, die einen ausgeprägten Farbensinn und ein gutes Kompositionstalent erkennen ließen, er erfand täglich neue Motive, bringe Licht und Farbe, Stimmung und Leben in seine Bilder. Aus dieser Zeit dürften viele der jetzt aufgefundenen Bilder stammen. Eine genaue zeitliche Zuordnung ist jedoch nicht mehr möglich.

Man sieht Specks Bildern an, daß er schon in gesunden Tagen eine künstlerische Ausbildung erhalten und eine entsprechende Entwicklung genommen haben muß. Man sieht es an seinen technischen Fertigkeiten, seinem Gestaltungsvermögen und seinem geschmackvollen, überaus differenzierten Umgang mit Farben. Unverkennbar ist auch, wie er sich mit den großen Vorbildern seiner Zeit als Maler auseinandersetzt. Bei manchen von Albert Specks Gestalten fühlt man sich an Edvard Munch (1863–1944) erinnert, der in seinen Holzschnitten und Gemälden ähnlich expressionistische Figuren oder Paare in Beziehungskonflikten dargestellt hat. Aber auch die anschauliche, aus dem Zeichnerischen entwickelte Malerei eines Hans Thoma (1839–1924) glaubt man in manchen Bildern wiederzuerkennen, wie vielleicht auch die naive Sachlichkeit eines Reinhold Nägele (1884–1972).

Specks Bilder gehören also nicht in den Bereich von Bildneren Geisteskranker, wie man sie von Adolf Wölfli oder aus der Prinzhorn-Sammlung kennt. Seine künstlerische Persönlichkeit ist auch in der Krankheit erhalten geblieben. Sein depressives Erleben und seine persönliche Problematik hat er oft originell und phantasievoll dargestellt: Depression, Vereinsamung, Enge, Zuflucht ins Religiöse, Spannung zwischen Licht und Dunkel. Daneben sind aber auch von Problemen unbelastete Bilder, reizende Landschaften, Tiere und Akte entstanden, wohl in anderen Zeitabschnitten.

Das Malen konnte Speck in seiner Krankheit sicher entlasten. Es war für ihn wohl die einzige Therapie, die ihm damals wirklich ein wenig geholfen hat. Einen künstlerischen Wert hat er seinen Bildern aber in jener Zeit selbst nicht beigemessen. Dennoch muß ihm das Malen gerade in der Krankheit ein großes Bedürfnis gewesen sein, denn seine Produktivität war beträchtlich und seine Ausdruckskraft von ungewöhnlicher Qualität. Nur ein Bruchteil seiner Werke aus dieser Zeit ist wohl erhalten geblieben.

Nicht alle seiner
Bilder bezeichnete
Albert Speck, doch
diesem gab er den
Titel «Allein».



ben. Albert Speck scheint in Zwiefalten trotz oder gerade durch seine Krankheit einen künstlerischen Höhepunkt erreicht zu haben, der mit seinem Tod 1938 ein jähes Ende fand. Im vergangenen Jahr sind noch einzelne Bilder in seiner Heimatstadt Ebingen aufgetaucht, die er schon vor seiner Erkrankung gemalt hat, die ihn aber auch da schon als begabten Künstler ausweisen.

Albert Specks Tod am 13. Februar 1938 bewahrt ihn vor der Vernichtung «lebensunwerten» Lebens

Die Verhältnisse in den Heilanstalten waren in den 30er Jahren unvergleichlich schlechter als heute: Geschlossene Stationen, große Wachsäle, primitivste sanitäre Einrichtungen und ein vorwiegend kustodiales Betreuungssystem; gewiß kein Rahmen, der künstlerische Kreativität förderte. Eine wirksame Therapie von Geisteskrankheiten gab es noch nicht; mit ein Grund, weshalb die Psychiatrie in der NS-Zeit noch mehr in den Sog von Rassenhygiene und Eugenik geriet: Sterilisierungsgesetz 1934, «Euthanasieaktion» seit 1940. Auch personelle Veränderungen setzten nach 1933 in der Heilanstalt Zwiefalten ein. Der Direktor wurde schon bald aus politischen Gründen entlassen. An seine Stelle kam ein junger nationalsozialistischer Heißsporn. Der Ökonomieverwalter avancierte mit politischem Rückenwind an die Heilanstalt Weißenau. Für ihn wurde ein rechtschaffener Bürgermeister einer kleinen Gemeinde, der politisch nicht konform war, nach

Zwiefalten als Verwaltungsleiter «verbannt». Dies war ein Glück für Speck, denn dessen Sohn kümmerte sich zeitweilig sehr persönlich um den Patienten und versorgte ihn mit Malutensilien.

Albert Speck starb am 13. Februar 1938 in einer hochfieberhaften Krise. Sein früher Tod hat ihm erspart, zwei Jahre später in der Tötungsanstalt Grafeneck während der Aktion zur Vernichtung «lebensunwerten» Lebens im Gas umgebracht zu werden. Denn aufgrund seiner Diagnose und des langjährigen Anstaltsaufenthaltes wäre er mit Sicherheit auf die Todesliste gekommen. So konnte er in seiner Heimatstadt Ebingen begraben werden; das Grab ist aber nicht mehr erhalten.

ANMERKUNG:

Herzlich gedankt sei an dieser Stelle Frau Lieselotte Bischoff, Kisslegg, und Frau Hedwig Butz, Zwiefalten, für die großzügige Überlassung der Bilder für Ausstellungen und Reproduktionen.

Albert Speck – der Maler

Ausstellungen:

4.–8. 6. 1997 Münsterklinik Zwiefalten

14. 6.–13. 7. 1997 Zentrum für Psychiatrie
Reichenau

Vernissage 14. 6. 1997, 12.00 Uhr

Einführung: Dr. Manfred Kretschmer

ERWIN KEEFER: Rentierjäger und Pfahlbauern. 14 000 Jahre Leben am Federsee, hrsg. vom Federseemuseum Bad Buchau, Zweigstelle des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1996. 112 Seiten mit 150 meist farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 39,-

Ohne Zweifel gehören der Federsee und die Schussenquelle im Oberland zu den archäologisch aufregendsten Regionen in Deutschland. An der Schussenquelle gelang vor rund 120 Jahren weltweit zum erstenmal der Beweis für die Anwesenheit des Menschen in der eiszeitlichen Tundra. Die 1875 ergrabene jungsteinzeitliche «Pfahlbau-Siedlung im Hochmoor bei Schussenried galt gar als «schwäbisches Pompeii». Später ergruben die Archäologen die imposante Wasserburg Buchau, das «schwäbische Troja», wie man die Siedlung euphorisch bezeichnete. Der Fund eines der ältesten Räder der Welt bei Allenshausen 1992 vermochte der Bedeutung des Federsees für die Erforschung der Vor- und Frühgeschichte gleichsam die Krone aufzusetzen.

Schon seit Jahrzehnten war in Bad Buchau ein Museum eingerichtet, in dem wichtige Funde und Forschungsergebnisse einem interessierten Publikum präsentiert wurden. Zwischen 1992 und 1995 wurde dieses «Federseemuseum» – inzwischen im Rang eines Zweigmuseums des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart – völlig neu gestaltet und die museale Schau auf den neuesten Stand der Wissenschaft gebracht. Wenige Monate nach der Neueröffnung des Federseemuseums liegt nun der von dem Verantwortlichen für die Neukonzeption des Museums, Dr. Erwin Keefer, verfaßte Museumskatalog vor, der – so viel sei vorweg gesagt – in eben der gleichen Weise wie das Museum selbst zu einem äußerst lehrreichen Gang durch die Vor- und Frühgeschichte geriet.

Freilich liegt die Bedeutung des Federsees nicht nur in den dort gemachten Funden, wie sie uns heute im Museum vorliegen. Der Federsee hat auch einige wesentliche Seiten der archäologischen Forschungsgeschichte geschrieben. Bereits die wissenschaftliche Be- und Verarbeitung der erwähnten Funde an der Schussenquelle bedeuteten einen Meilenstein in der Entwicklung der Archäologie von einer spekulativen zu einer eher naturwissenschaftlich ausgerichteten Wissenschaft. Es folgte der sogenannte «Pfahlbaustreit» um die richtige Interpretation der entdeckten Reste von Holzbauten am oder im See.

Erwin Keefer nimmt in seiner jüngsten Veröffentlichung diesen Streit gleichsam zum Anlaß, um – nach einigen einleitenden Seiten zur geologischen und biologischen Entwicklung des Gebiets – die Archäologie als eine mit

modernen wissenschaftlichen Methoden arbeitende Forschungsdisziplin vorzustellen. Auch die frühen Ausgräber werden genannt und dabei die unglückseligen ideologischen Verirrungen von Karl Hans Reinerth in den 1930er Jahren nicht vergessen. Der Rest des Katalogs führt den Leser in 34 Abschnitten, verfaßt in einer klaren, verständlichen und prägnanten Sprache, durch rund 14 000 Jahre: Vom Ende der letzten Eiszeit über die mittlere und jüngere Steinzeit, die Bronzezeit bis in die Jahrhunderte der keltischen Besiedlung, die durch den Hortfund von Kappel mit den ungemein eindrucksvollen vogelköpfigen Feuerböcken, die zum Signet des Federseemuseums wurden, keinen Leser unberührt lassen wird.

Als gelungen ist freilich nicht nur die sprachliche Seite des Werkes zu bezeichnen. Der Katalog ist zudem reich bebildert, die Farbqualität der Fotos exzellent; man vergleiche dazu etwa die durch den Fotografen erzielte Ästhetik der Steinkeile aus der Schussenquelle (S. 41), die ganzseitige Sammlung frühbronzezeitlichen Schmucks (S. 88) oder die Glasperlen aus der gleichen Epoche (S. 92). Oftmals entsteht nachgerade der Eindruck, keinen archäologischen, sondern einen Kunstkatalog in Händen zu halten. Wesentlichen Anteil am gelungenen Äußeren des Werkes dürfte die liebevolle Bearbeitung des Buches durch den Layouter haben. Trotz anspruchsvollem Inhalt und wenig belebtem Bildmaterial – archäologische Dokumentationen sind nun einmal keine «Action-Fotos» – atmet das Werk eine ganz ungewöhnliche Lebendigkeit, ja Heiterkeit, freut sich der Leser von Seite zu Seite über neue Aspekte der Gestaltung; eine Freude, die ihn ständig mit erneuertem Interesse auf den Text rückverweist. Die klaren und bei aller wissenschaftlichen Exaktheit teilweise auch humorvollen Zeichnungen des Reutlinger Graphikers Burkhard Pfeifroth tun ein übriges.

Bleibt noch zu erwähnen, daß der so klar gegliederte Katalog selbstverständlich über ein Inhaltsverzeichnis verfügt und auch über eine Zeittafel zur Abfolge der Kulturen (20 000 v. Chr. bis 1. Jahrhundert n. Chr.), ohne die sich der Leser in vergleichbaren archäologischen Werken doch oft allein gelassen fühlt. Dazu kommen einige Literaturhinweise, die – um noch einen Tropfen Wasser in den Wein zu gießen, denn nur das Werk des Allmächtigen ist perfekt – vielleicht etwas ausführlicher hätten ausfallen können.

Es steht zu hoffen, daß weitere Zweigmuseen und Sammlungsbestände des Württembergischen Landesmuseums eine ähnliche Bearbeitung erfahren können; und dies nicht trotz, sondern gerade wegen der Finanznot in den Museumskassen. Publikationen dieser Art sind die beste und publikumswirksamste Art der Werbung für die Anliegen der Museen. Um den Rückhalt der Öffentlichkeit zu erhalten, will diese begeistert sein. Und sei es mit Hilfe von Sponsoren!

Raimund Waibel

ERWIN ZILLENBILLER: **Kulturland – Erbe und Auftrag.** Verlag regionalkultur Ubstadt-Weiher 1996. 128 Seiten mit zahlreichen Skizzen, Abbildungen und 12 farbigen Landkarten. Gebunden DM 56,-

Die Landschafts- und Siedlungsgeschichte des mittleren Laucherttales wird sehr anschaulich und systematisch dargestellt. Nach einer kurzen Einführung in die Erdgeschichte Südwestdeutschlands folgt ein Beitrag, der den Wandel der Landschaft aufzeigt, der durch die Kräfte der Natur im Tertiär und Quartär entstanden ist. Starke Eingriffe des Menschen beginnen erst durch die Siedlung der Alamannen und durch die starke Rodungstätigkeit im Mittelalter. Der Verfasser geht auf die Siedlungsgeschichte, auf die Landflucht nach dem Dreißigjährigen Krieg, die Wirtschaftsweisen im Feld- und Waldbau ein. Die zwölf farbigen gebietsgleichen Landkarten über das mittlere Laucherttal zeigen die Entwicklungsphasen der Landschaft von den Eiszeiten bis zur Gegenwart.

Der Verfasser schaut aber nicht nur zurück. In einem Ausblick weist er auf die Gefahren hin, die entstehen, wenn keine langfristigen Konzepte entwickelt werden: Ausweitung von Siedlungsflächen, Zunahme des Waldes, Rückgang wertvoller Biotopflächen u. a. Wer diesen negativen Wandel vermeiden will, muß rechtzeitig ökologische Planungen vorantreiben. Beispiele im Gebiet der mittleren Lauchert zeigt der Verfasser auf, sie können modellhaft für viele Gemeinden Baden-Württembergs sein.

Durch klare Gliederung, viele farbige Abbildungen und einfache Sprache wird die gründliche wissenschaftliche Untersuchung der Landschafts- und Siedlungsgeschichte den Laien verständlich gemacht.

Wilhelm Rößler

MAX SCHEIFELE: **Als die Wälder auf Reisen gingen. Wald – Holz – Flößerei in der Wirtschaftsgeschichte des Enz-Nagold-Gebietes.** Braun Verlag Karlsruhe 1996. 370 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 49,-

Zur Wirtschaftsgeschichte des Nordschwarzwaldes liegt mit diesem Buch eine Untersuchung vom Rang eines Standardwerkes vor. Ist schon der Titel des Buches trefend bildhaft, so besticht diese äußerst gründliche und faktenreiche Untersuchung durch eine überaus anschauliche Darstellung zu einer Fülle von Aspekten zum wichtigsten Kapital des Nordschwarzwaldes, dem Wald.

Älteste Zeugnisse weisen auf die Flößerei bereits in römischer Zeit hin. Im 18. Jahrhundert erreichte der Holländer-Holzhandel eine Dimension, die das romantische Bild vom Stämme-Flößen längst überstiegen hat: Ganze Wälder werden auf Enz, Würm und Nagold auf eine weite Reise ins Unterland, an den Niederrhein bis nach Holland geschickt. Goldgräberstimmung und mehr Geld,

als der Nordschwarzwald jemals vorher und danach gesehen hat, kennzeichnen diese Epoche, die nach etwa einhundert Jahren zu Beginn des 19. Jahrhunderts schon wieder zu Ende war.

In diesem Buch legt Landesforstpräsident a. D. Dr. Max Scheifele seine über Jahre in mühevoller Archivarbeit recherchierte und durch genaueste Geländekenntnis untermauerte Wirtschaftsgeschichte des nordöstlichen Schwarzwaldes vor. Dies ist bereits das zweite umfangreiche Werk über die Flößerei im Nordschwarzwald. Vorausgegangen waren die Geschichte der Murgschifferschaft und kleinere Abhandlungen über die Flößerei auf Alb und Oos. Für sein jüngstes Werk erhielt Scheifele den Landespreis für Heimatforschung und den Ehrendokortitel der Universität Freiburg/Breisgau.

Der Autor beginnt mit einem Abschnitt über die Landschaft und ihre politische Geschichte. Darin werden sowohl naturräumliche als auch herrschaftliche Voraussetzungen des Holztransportes erläutert. Flößerei war die billigste Form der Holzbringung in vorindustrieller Zeit, daher war die Entwicklung des Holzhandels stark vom Verlauf der Gewässer abhängig. Im Enzgebiet sind die Entfernungen zwischen Holzeinschlagsgebiet und den Wasserwegen gering, so konnte sich hier die Langholzflößerei früher und besser entwickeln als etwa im Nagoldgebiet.

Am Zusammenfluß von Nagold, Würm und Enz gelegen, entwickelte sich die ehemalige badische Residenz Pforzheim schon in mittelalterlicher Zeit zu einem bedeutenden Zentrum der Flößerei im nordöstlichen Schwarzwald. Alle aus württembergischen Wäldern stammenden Stämme sowie das für die Städte an der Enz oder die Reichsstadt Heilbronn bestimmte Holz hatten Pforzheim zu passieren. Diese Lage – so weist Scheifele nach – nutzte die Markgrafschaft natürlich aus und zwang die württembergischen Untertanen zum Verkauf des Holzes an Pforzheimer Bürger.

Nachdem das Herzogtum Württemberg sich lange Zeit dieser Benachteiligung gebeugt hatte, wurde unter Herzog Christoph mit den Mitte des 16. Jahrhunderts erlassenen Landesordnungen eine Wende in der Wirtschaftspolitik sichtbar. Scheifele legt dar, daß der Staat nach dem Dreißigjährigen Krieg nunmehr im Sinne merkantilistischer Theorie ganz entscheidend auf das Wirtschaftsleben einwirkte, mit dem Ziel, ein einheitliches württembergisches Wirtschaftsgebiet zu schaffen. Man sucht die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Landes und damit auch des Waldes voll auszunutzen, wobei das Holzgeschäft möglichst den eigenen Bewohnern und nicht Angehörigen fremder Staatswesen überlassen werden soll. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts gelang es den Württembergern, mit holländischen Händlern einen Kontrakt über Langholzlieferungen abzuschließen. Damit begann das Zeitalter der «Holländer Tanne». Das Thannen Holz Commerce wurde zur ersten Nahrungsquelle und das Zeitalter nach 1750 zur goldenen Zeit des Fernholzhandels – für badische und württembergische Holzhändler.

Lebendig und spannend wie ein (Wirtschafts-)Krimi schildert Scheifele die ersten Gehversuche Schwarzwäl-

der Holzhändler im großen Geschäft mit dem Langholz. *Man hat den Eindruck, daß jeder, der bewegliches Kapital besitzt oder Mittel flüssig machen kann, sich in Goldgräberstimung dem neuen Handel zuwendet. Es sind unternehmungslustige, risikobereite, aber nicht selten auch skrupellose Personen, die im Holzhandel den Ton angeben.*

Typisch für diese Zeit sind die Holzkompagnien. Finanzkräftige Vereinigungen auf Zeit, vielfach bestehend sowohl aus badischen und württembergischen Holzhändlern, die mit enormem Aufwand Flüsse als Floßstraßen herrichten lassen und mit ebensolchen Gewinnen die ehemals abgelegenen urwaldähnlichen Wälder nach Holland verkaufen. In ihren Wirtschaftsformen kündigt sich bereits der Übergang zum Kapitalismus an. Hier sind vor allem die Calwer Holländer-Holzcompagnien und die Pforzheimer Holländer-Holz-Compagnie zu nennen.

Dies konnte jedoch nicht ohne Folgen für die Landschaft bleiben: Den heutigen schwarzen Wald, das Überwiegen der Fichte, sieht Scheifele als unmittelbare Folge der Kahlschläge im 18. Jahrhundert. Zugleich jedoch, so merkt er an, wurde der ruinöse Zustand des Waldes zur Geburtsstunde der modernen Forstwirtschaft auf wissenschaftlicher Grundlage.

Der Holzhandel zog Tagelöhner an, die als Kolonisten die abgelegenen Täler an den Nebenflüssen von Enz und Nagold besiedelten. In der ihm eigenen präzisen und plastischen Ausdrucksweise beschreibt Scheifele die Schwierigkeiten dieser Menschen mit den Bewohnern der Nachbarorte und mit den staatlichen Behörden, sich einen dauerhaften Wohnort «auf dem Wald» zu sichern. *Alles in allem ist die Geschichte der Nordschwarzwälder Waldkolonien ein dunkles Kapitel württembergischer wie badischer Forstgeschichte, resümiert er.*

Neben der Langholzflößerei gewann im 17. Jahrhundert der Handel mit Brenn- und Bauholz große Bedeutung, denn in den waldarmen Gebieten am Unterlauf der Enz und am Neckar wurde ein Mangel spürbar. Im Bemühen um neue Bezugsquellen und bessere Ausnutzung des vorhandenen Holzes schloß Württemberg 1747 einen Vertrag mit Baden, in dem die Scheiterholztrift auf der Enz und Nagold festgeschrieben wurde. Umfangreiche Wasserbauten wurden erstellt, um das tagelang eingeworfene Scheiterholz mit einer Flutwelle zu Tal zu befördern. In den staatlichen Holzgärten wie Bissingen und ihren Filialen wurde es ausgezogen und weiterverkauft. Ein Jahrhundert später bewirkten Handelsfreiheit und bessere Transportbedingungen, vor allem durch die Eisenbahn, das Ende des Scheiterholzflößens.

Diese Entwicklung leitete auch den Rückgang der Langholzflößerei ein. Es kam das Ende einer Epoche, die Wohlstand und Ansehen in die ehemals arme Region gebracht und die den Niederlanden durch enorme Holzlieferungen den Aufstieg zur weltweiten See- und Handelsmacht ermöglicht hatte.

Scheifeles Buch braucht Zeit zum Lesen. Wer sich die Zeit nimmt, wird dankbar sein für dieses Werk, das in einzigartiger Weise umfassende Einblicke in frühere Lebensgrundlagen und Lebensweisen der Menschen im Nordschwarzwald vermittelt.

Elke Osterloh-Gessat

ULRICH MÜLLER und WERNER WUNDERLICH (Hrsg.): **Herrscher – Helden – Heilige.** (Mittelalter Mythen Band 1). UVK Fachverlag für Wissenschaft und Studium St. Gallen 1996. 781 Seiten. Gebunden DM 124,-

Wenn von Mythen die Rede ist, stehen nahezu zwangsläufig Personen im Mittelpunkt, die für den Titel dieses Bandes namensgebend waren. Sechzehn Herrscher, fünfzehn Helden und sechzehn Heilige werden hier unter dem Aspekt des mit ihnen verbundenen, teilweise bis in die Gegenwart ausstrahlenden «Mythos» beleuchtet. Die hier dargestellten Lebensgeschichten und teilweise auch die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des von ihnen ausgehenden Mythos spielten durchweg im Mittelalter, ist der umfangreiche Band doch Teil des internationalen Projekts «Medieval Mythos»; ihm sollen weitere Darstellungen u. a. zu den Themen Dämonen, Monster, Fabelwesen; Burgen, Länder, Landschaften; Bilder, Symbole, Allegorien sowie Ideen, Institutionen, Lebenswelten folgen. Dieses Projekt befaßt sich mit Mythen, die entweder aus dem Mittelalter stammen oder für diesen historischen Abschnitt von Bedeutung sind. In erster Linie wurden sie in Literatur, Kunst, Religion und Brauchtum überliefert, weshalb Mythenforschung ein interdisziplinär angelegtes wissenschaftliches Forschungsgebiet ist, mit dem sich neben der Mediävistik auch Anthropologie, Ethnologie, Archäologie, Geschichtswissenschaft, Literaturwissenschaft und andere Fachbereiche befassen.

Der aus dem Griechischen stammende Begriff bedeutete ursprünglich Geschichte im Sinne von Erzählung. Um solche handelt es sich bei Mythen auch nach heutigem Verständnis; in ihnen wird ein modellhaftes Konzept für das Verständnis von Gestalten, Geschehen und Ideen als Darstellung des Verhältnisses des Menschen zu seinen Erfahrungen und zur Welt gesehen. Auf diese Weise wurden als fundamental empfundene Wahrheiten und archaisches Wissen aufbewahrt und tradiert. Deshalb unterliegen Mythen der Tradition und dem Wandel. Ihre symbolhafte oder auch lebenspraktische Bedeutung verändert und paßt sich den stets sich erneuernden Bedingungen an. Deshalb können Mythen auch als Antworten auf bestimmte historische Erfahrungen verstanden werden, die unter veränderten Situationen befragt werden und zu neuen Konzepten führen können. Mythen müssen stets von neuem ihre «Leistungsfähigkeit» im Sinne einer Akzeptanz darlegen; das mythische Erzählen wird von den sich verändernden Voraussetzungen beeinflusst.

Besonders deutlich wird diese Wandlungsfähigkeit, die erzählerisch zum «Überleben» eines Mythos beiträgt, bei der Kyffhäuser-Sage, die das Andenken an Friedrich I. Barbarossa bis in die Gegenwart wachgehalten hat. Wie kaum ein anderer mittelalterlicher Herrscher hat dieser aus einem schwäbischen Geschlecht stammende Kaiser die Sehnsüchte nach nationaler Größe und Bedeutung über die Jahrhunderte hinweg bestimmt. Besondere Nahrung erhielt die aus dem Barbarossa-Mythos gespeiste Phantasie des weltbeherrschenden deutschen Kaisertums

im 19. Jahrhundert. Aber auch der Zeitgeist der Gegenwart ist gegenüber den Verlockungen eines falsch verstandenen Mythos nicht gefeit, wie die Formulierungen im Geleitwort des damaligen Ministerpräsidenten Hans Filbinger zum Katalog der Staufer-Ausstellung 1977 zeigen, in dem bedauert wird, daß Deutschland sich seit der Epoche der Schwabenkaiser *nicht mehr zu alter Kraft und Geltung* erholt habe.

In ähnlicher Weise konzentrieren sich im Mythos von Karl dem Großen unterschiedliche Vorstellungen von einer Herrschergestalt. Diese bei weitem bedeutendste und wirkungsmächtigste Figur des Mittelalters wurde in den verschiedenen Zeiten und Räumen Europas allerdings in unterschiedlichen Facetten je nach der historischen, politischen, literarischen oder religiösen Situation dargestellt und geradezu instrumentalisiert. Bereits im Mittelalter war das Karlsbild keine festumrissene Größe. Der Beitrag in diesem Sammelband beschreibt die mythischen Merkmale, die Vielschichtigkeit und die Variationsmöglichkeiten des Karlsbildes, das nahezu ausschließlich von positiven Elementen bestimmt ist, jedoch auch einige wenige kritische Zeugnisse enthält.

Bei Herrschern ist es naheliegend, daß die mit ihnen verbundenen mythischen Phantasien um Macht und nationale Größe kreisen. Diese Wirkung entfaltete sich besonders intensiv, wenn die mythische Figur – wie bei Karl dem Großen – in einen engen Zusammenhang mit himmlischen Kräften gebracht werden konnte. Aber auch Heilige blieben nicht davon verschont, für national-staatliche Belange in Anspruch genommen zu werden. Schon Jakob Grimm behauptete in seiner *Deutschen Mythologie* eine Wesensverwandtschaft zwischen dem heidnischen germanischen Gott Wotan und dem christlichen Erzengel Michael, und so wurde zur Hoch-Zeit des Nationalstaatsgedankens im 19. Jahrhundert die *Verbindung des Schutzheiligen mit seinem Schützling* so innig gesehen, daß der Beschützer bald als Vertreter und Idealbild desselben – als «deutscher Michel» schlechthin – erschien. Diese Figur hat demnach sehr viel mehr mit der neuzeitlichen Nationalstaatsbildung als mit mittelalterlichen Heiligentradiationen zu tun. Während der deutsche Michel im 19. Jahrhundert allerdings die Aufgabe hatte, als aufrechter Streiter für Recht und Wahrheit für das Gemeinwesen und seine Angehörigen nach innen Identität und Integration zu ermöglichen und sich nach außen abzugrenzen, verlor diese Symbolgestalt in der politischen Karikatur, die sich seiner bald bemächtigte, seine heldenhaften Attribute, wurde zum Zeichen der Verschlafenheit mit der zipfelmützigen Nachthaube bekleidet und hat so bis in unsere Tage überlebt.

Werner Frasch

RICHARD STROBEL: *Die Kunstdenkmäler der Stadt Schwäbisch Gmünd*. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Bd. II: Kirchen der Altstadt ohne Heiligkreuzmünster. 266 Seiten mit 333 Abbildungen und Plänen, 32 Farbabbildungen und 5 Faltafeln. Bd. III: Profanbauten der Altstadt ohne Stadtbefestigung. 407 Seiten mit 572 Abbildungen und Plänen, 24 Farbabbildungen und 9 Faltafeln. Deutscher Kunstverlag München 1995. Leinen DM 148,-

Die Inventarisierung von Bau- und Kunstdenkmalen gehört seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu den wichtigen Aufgaben der Denkmalpflege unseres Landes. Neue Impulse gab das Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes für Baden-Württemberg im Jahr 1972. Es initiierte zunächst eine Listenerfassung der einzelnen Denkmale, in der ohne eingehende Darstellung die schützenswerte Besonderheit eines Objektes allgemein begründet wird. In besonderen Inventaren sollen ausführliche, mit Plänen und Bildern belegte Beschreibungen folgen, die auch schriftliche und bildliche Quellen, die Bau- und Restaurierungsgeschichte sowie die Literatur erfassen. Nach Bänden über das ehemalige Oberamt Ulm, den Stadtkreis Mannheim und den Rems-Murr-Kreis liegen nun die Bände II und III des auf vier Bände konzipierten Inventars der Stadt Schwäbisch Gmünd vor. Die alte Stauferstadt blieb von den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs weitgehend verschont. In ihrer Altstadt birgt sie eine hochwertige historische Bausubstanz. Dabei handelt es sich nicht nur um die Kirchen wie die bedeutende romanische Johanniskirche und das spätgotische Heiligkreuzmünster, sondern auch um einen reichen Bestand historischer Wohnbauten, die die Stadt für ein exemplarisches Großinventar besonders geeignet erscheinen ließen. Das neue Inventar besitzt gegenüber den bereits vorhandenen ein größeres Buchformat und einen neuen Abbildungsmaßstab von 1:200 für Bauaufnahmen, der eine größere Maßgenauigkeit ermöglicht. Auch die Abbildungen, die nun zum Teil farbig sind, haben eine bessere Wiedergabequalität.

Band I, der noch in Vorbereitung ist, wird sich der Stadtbaugeschichte, der Stadtbefestigung und dem Heiligkreuzmünster widmen, und Band IV wird sich mit den Kirchen und Profanbauten außerhalb der Altstadt und in den Ortsteilen befassen.

Der vorliegende Band II handelt von den übrigen zehn Kirchen und Klöstern der Altstadt in Patroziniumsfolge. Die Darstellung der einzelnen Kirchen hat ein einheitliches Schema, das eine rasche Orientierung ermöglicht: Einer vollständigen chronologisch geordneten Literaturliste folgen Listen von Plänen, Entwurfszeichnungen, Ansichten und historische Fotografien. Das einleitende Kapitel schildert die Bau- und Restaurierungsgeschichte von den Anfängen bis in unsere Tage. Hier wie bei der anschließenden Beschreibung der Bauten von außen und innen und bei der Ausstattung sind die Pläne und Abbildungen in der Regel erfreulich textnah plaziert. Fotos sind immer mit dem Jahr der Aufnahme versehen, was nicht nur

rückblickend, sondern auch für zukünftige Zustandsvergleiche von Bedeutung sein kann. Die Grundrisse der ehemaligen Klöster sind auf Faltplänen wiedergegeben. Ihrer Bedeutung entsprechend umfaßt die Beschreibung der Johanniskirche 72 Seiten mit 96 Abbildungen. Von allen wichtigen ornamentalen und bildlichen Details gibt es Fotos, Zustandsbeschreibungen und Deutungen ihres Sinngesalts.

Band III befaßt sich mit den Profanbauten der Altstadt in alphabetischer Reihenfolge. Vorangestellt ist eine Haustylogie mit charakteristischen Beispielen aus Schwäbisch Gmünd: Sie umfaßt Steinbauten des Mittelalters, spätmittelalterliche Fachwerkbauten, mittelalterliche Dachwerke, barocke Häuser und Umbauten sowie Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Beschreibung der einzelnen Straßen, Gassen und Plätze ist nach Hausnummern geordnet. Dadurch verweist das Einzelobjekt in vielen Fällen auf einen Gesamtzusammenhang mit anderen Gebäuden der Straße und damit auch auf ihre historische Entwicklung. Allen Straßen und gegebenenfalls auch Häusern sind Literaturangaben sowie geschichtliche Daten der Erbauung, der Veränderungen und der Nutzung vorangestellt. Die Gebäudebeschreibungen reichen von der bloßen Nennung eines architektonischen Details bis hin zu ausführlichen Darstellungen, illustriert durch Grundrisse, Schnitte und eine fotografische Dokumentation. Die neun Faltafeln zeigen neben einem Plan der Altstadt Abwicklungen von Straßenzügen wie z. B. der Bocksgasse und des Marktplatzes. Die beiden Inventarbände für Schwäbisch Gmünd verdienen das Prädikat vorbildlich. Sie setzen Maßstäbe für künftige weitere Inventare. Das Werk, besonders auch das Inventar der Profanbauten, wird sicherlich dazu beitragen, sowohl bei den betroffenen Besitzern als auch in der Öffentlichkeit für die Anliegen der Denkmalpflege zu werben und die Sensibilität für einen pfleglichen Umgang mit den historischen Bau- und Kunstdenkmalen zu erhöhen. *Siegfried Albert*

Graviert, gemalt, gepreßt. Spätgotische Retabelverzierungen in Schwaben. Bearbeitet von HANS WESTHOFF, ROLAND HAHN, ANNETTE KOLLMANN, ANETTE KLÖPFER, mit Beiträgen von Anke Koch und Heribert Meurer. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart 1996. 566 Seiten mit 505 Abbildungen, davon 34 in Farbe. Leinen DM 78,-; CD-ROM DM 78,-

Die festliche Wirkung auf spätgotischen Altarretabeln, Tafelbildern und Skulpturen bestimmen gemalte Brokat- und Samtgewänder der Heiligen, gepreßte, applizierte und gravierte Muster auf Vorhängen und Schreinhintergründen. Die Vorlagen für diese Strukturen und Muster sind in der Regel von kostbaren Seidenbrokaten, die vorwiegend aus Italien stammen, übernommen wie auch von zeitgenössischer Grafik. Die Künstler haben die Muster während ihrer Wanderjahre in Skizzenbücher aufgezeichnet – wobei auch Vorlagen der Lehrwerkstätten ko-

piert wurden – und sie dann später in ihrer eigenen Werkstatt verwendet, teils detailgetreu, teils erweitert und verändert.

Das Württembergische und das Badische Landesmuseum haben seit den 70er Jahren eine Sammlung derartiger Muster angelegt, die sich im wesentlichen auf die Retabelkunst der Jahre 1430 bis 1530 im Gebiet des ehemaligen Schwäbischen Kreises beschränkt. Die Muster wurden dafür direkt von den Retabeln, Gemälden oder Skulpturen abgezeichnet, da Fotografien Verzerrungen ergeben hätten. Von den über tausend gesammelten Mustern sind in dem vorliegenden Buch etwa 450 abgebildet, zudem etwa 300 weitere aus anderen Kunstlandschaften, die zum Vergleich dienen.

Im einführenden Teil des Buches werden die verschiedenen Hauptmotive, mit denen die Seidenbrokate versehen wurden, sowie die Verzierungstechniken, die die Künstler anwendeten, erläutert. Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen der Konservatoren Hans Westhoff und Roland Hahn sowie die Überlegungen von Heribert Meurer, Stuttgarter Oberkonservator für die Kunst des Mittelalters, über die Möglichkeiten und Grenzen der Anwendung. Sie zeigen, daß genaue Untersuchungen der Muster eine Reihe von neuen Forschungen anstoßen und zu neuen Ergebnissen führen können, daß sie zum Beispiel Aussagen über Werkstattzusammenhänge oder über die Aufenthalte der Künstler während der Wanderjahre zulassen. Ja, sie ermöglichen teilweise neue Lokalisierungen, Datierungen und Zuschreibungen ganzer Retabeln, einzelner Flügel oder Skulpturen. In einzelnen Fällen konnte ein Vergleich der Muster sogar dazu beitragen, weit verstreute Altarteile wieder zusammenzubringen. Die Autoren betonen aber auch, daß die Mustersammlung nur ein Hilfsmittel unter mehreren ist und meist nur im Zusammenhang mit anderen Untersuchungen zu eindeutigen Ergebnissen führt.

Im Katalog, von Annette Kollmann und Anette Klöpfer erstellt, wurden die in Originalgröße auf Folie gezeichneten Muster so verkleinert, daß sie mit dem dazugehörigen Text auf eine Buchseite passen. Der Text zum abgebildeten Muster nennt dessen Aufbewahrungsort, Titel, Künstler, lokalisiert dessen Vorkommen am Objekt, datiert, ordnet das Muster in die Kunstlandschaft ein, beschreibt dessen Technik und verweist auf Vergleichsmuster. Ein sehr hilfreiches Standortregister der im Katalog erwähnten Kunstwerke sowie ein Glossar technischer Begriffe ergänzen das Buch, dessen Inhalt auch über eine CD-ROM am Computer gelesen und geschaut werden kann. Den Autoren ist es gelungen, das von ihnen gesammelte Material hervorragend aufbereitet vorzulegen und damit ganz sicher weitere Forschungen auf dem Gebiet der spätgotischen Kunst anzustoßen – und das noch zu einem sehr annehmbaren Preis. *Sibylle Setzler*

THOMAS ESER: **Hans Daucher. Augsburger Kleinplastik der Renaissance.** Deutscher Kunstverlag München/Berlin 1996. 399 Seiten mit 121 Abbildungen. Leinen DM 148,-

Der vorliegende Band erschließt erstmals das Leben und Werk des Augsburger Bildhauers Hans Daucher in Form einer umfassenden und zugleich überaus kritischen Künstlermonographie. Dabei setzt sich der Autor eingangs mit den bisherigen Ergebnissen der Forschung auseinander, insbesondere mit den Studien von Wilhelm von Bode (1887), Wilhelm Pinder (1929) und Julius Baum (1957). Vor allem aber mit den ausführlicheren Vorarbeiten von Georg Habich (1903), der leider unveröffentlichten Freiburger Dissertation von Walter Fries (1919/1922) und der darauf aufbauenden, ein Jahr danach veröffentlichten Studie von Philipp Maria Halm.

Im Anschluß an die kritische Reflexion des Forschungsstandes ordnet Eser das Oeuvre Hans Dauchers (um 1485–1538) aus neuer Sicht in die zeitgenössische Entwicklung des künstlerischen Schaffens des frühen 16. Jahrhunderts in Süddeutschland ein. Dabei integriert er zugleich mittels einer überzeugenden Analyse der sporadischen archivalischen Nachrichten das Leben Dauchers, da die Archivalien trotz aller Lückenhaftigkeit Ereignisse erkennen lassen, die sowohl das Werk als auch den Lebensverlauf deutlich beeinflussten: der Umzug als Kind mit der Familie des Vaters Adolf Daucher von Ulm nach Augsburg, die Lehre beim Onkel Gregor Erhart, die langjährige Mitarbeit in der Werkstatt des Vaters, zunächst als Geselle, dann als Meister; danach das anfängliche Florieren der eigenen Werkstätte und deren wohl als Folge des Wiedertäuferprozesses und der Ausweisung von Dauchers Frau Susanna aus Augsburg verursachter Niedergang sowie der ebenfalls urkundlich dokumentierte weitere soziale Abstieg zum Bedienten des Herzogs Ulrich von Württemberg in Stuttgart. Dort von Anfang an mit Krankheit geschlagen und 1537 *in das Siechenhaus geordnet*, muß offenbleiben, ob Daucher in Stuttgart *als bestellter Diener* überhaupt noch als Bildhauer gearbeitet hat.

Thomas Eser jedenfalls gelingt es überzeugend, die nach dem Urkundenfund Theodor Demmlers (1913) Hans Daucher von der attributsorientierten Kunstgeschichtsschreibung für sein letztes Lebensjahrzehnt zugeschriebene Attributskette in Frage zu stellen. Als nicht länger haltbar erweisen sich durch die Darlegungen zum Begriff der «Großplastik» und ihrer Herstellung in konventionellen Bildhauerwerkstätten der Zeit in Verbindung mit Diskrepanzen zwischen dem Format dokumentierter Werkgruppen der Augsburger Zeitgenossen und Dauchers gesichertem Oeuvre auch die Spekulationen der bisherigen kunstgeschichtlichen Forschung über diesen nicht dokumentierten Werkbestandteil im Schaffen des Meisters.

Überzeugend ist auch Esers Argumentation, daß es zwar für die Beteiligung der Werkstatt von Hans Dauchers Vater Adolf an der Ausstattung der Augsburger Fugger-

kapelle mehrere Hinweise gibt und Hans Daucher Mitglied dieser Werkstattgemeinschaft war. Dieses Indiz ist aber noch kein Beweis dafür, daß Sohn Hans auch an der Kapellenausstattung beteiligt war. Zumal stilkritische Beweisführungen aufgrund der schwer vergleichbaren Dimensionen von Hans Dauchers gesichertem Oeuvre der kleinen Flachreliefs mit großer Plastik und Skulptur auf enge Grenzen stoßen. Wobei gerade die gesicherten Flachreliefs sich nicht nur in der Dimension, sondern auch formal so erheblich vom Großplastischen des Fuggerischen Altaraufsatzes unterscheiden, daß direkte Stilvergleiche, wie sie Karl Feuchtmayr versucht hat, drohen, zu *Stilblüten zu werden*. Anders beim Annaberger Altar, dessen Architektur der Charakter eines großen Reliefs mit *schichtartig applizierten Teilen* anhaftet. Der Rezensent kann daher dem Autor zustimmen, wenn er Adolf Dauchers «Sun» sowohl urkundlich als auch stilkritisch als Schöpfer des dortigen Marienreliefs sieht; zumal Meister Hans für Annaberg in Sachsen nachweislich auch Visierungen angefertigt hat.

Zwar läßt sich Hans Daucher in Annaberg am Meißener Kapellenportal und am Saverner Relief mit einiger Sicherheit auch als Entwerfer großformatiger Rahmenarchitektur nachweisen und als Schöpfer von Skulpturen mittlerer Größe fassen. Da aber der entsprechende stilkritisch faßbare Bestandteil des Oeuvres sich auf die sächsischen Aufträge beschränkt, ist Thomas Eser zuzustimmen, wenn er sich gegen die geradezu inflationäre Zuschreibungsflut von Werken an den «Großplastiker» Hans Daucher wendet. Eine Flut, die während der letzten Jahrzehnte über Objekte aus den verschiedensten Materialien und unterschiedlichster Gattungen hinweggeschwappt ist. Obwohl alle bisher anonymer Autorschaft, wurden sie dazu herangezogen, im Verein mit den Spekulationen über Dauchers angebliche Italienreise das kunsthistorische Renommee des Meisters sowie unser Bild von seiner Künstlerpersönlichkeit auf Kosten stilkritischer Plastibilität und historischer Haltbarkeit zu steigern: Weg vom Bestand des gesicherten Oeuvres, das ihn als hochqualifizierten Spezialisten im Bereich der Kleinplastik und dort zugleich als etablierte Künstlerpersönlichkeit des frühen 16. Jahrhunderts ausweist, geprägt vom Material und einem ganz persönlichen Stil.

Von der so gewonnenen sicheren Basis aus diskutiert Thomas Eser des weiteren Werkphänomene, d. h. das verwendete Material, die Funktion der in Auftrag genommenen Kleinbildwerke und die dahinterstehenden Interessen ihrer Auftraggeber. Zugleich erörtert er objektübergreifende Charakteristika im Schaffen Hans Dauchers und integriert in die betreffenden Herausarbeitungen Gesichtspunkte der Räumlichkeit der Kalksteinreliefs zwischen Bearbeitungs- und Illusionswert sowie Dauchers Umgang mit dabei benutzten Vorlagen zeitgenössischer Künstler – Albrecht Dürer, Hans Holbein, Hans Schwarz – und die Auswahlkriterien.

Maßgeblich für die Themen und Funktionen von Dauchers Kleinreliefs waren, wie Eser weiter aufzeigt, seine Auftraggeber, insbesondere Friedrich II. von der Pfalz sowie weitere Reichs- und Kurfürsten aus dem Augsburger

und Nürnberger Reichstagsumfeld, aber auch etablierte Beamte beziehungsweise Gelehrte wie etwa Johannes Stabius oder Willibald Pirckheimer. Wobei auffällt, daß der Kern des gesicherten Daucherschen Oeuvres fast ausschließlich aus dem Jahre 1522 stammt. Thomas Eser versucht, dieses auffällige Faktum dadurch zu erklären, daß Friedrich II. von der Pfalz die drei Einzelbildnisse Karls V. und Kaiser Maximilians I. sowie das sogenannte «Reitertreffen» Karls V. mit seinem Bruder Ferdinand bei Daucher bestellt habe, um durch Ehrengeschenke ans Kaiserhaus eine wohlwollende Prüfung seiner Petitionen zu erzielen: Eingliederung des Klosters Kaisheim ins Pfalz-Neuburgische Gebiet, Anspruch auf den Titel eines Vizekönigs von Neapel, Werbung um die Hand Leonores und um die Reichsstatthalterschaft. Das lasse sich auch daraus ablesen, daß die diesbezüglichen Wünsche des Auftraggebers in erheblichem Maße in die Ikonographie mit eingeflossen seien. Die mehrfache Darstellung des verstorbenen Kaisers Maximilian habe dessen Enkel und Nachfolger Karl an die traditionelle Verpflichtung gegenüber dem Kerngebiet des Reiches erinnern sollen. Zudem sei das zitathafte, höfisch ritterliche Ambiente als Manifestation der Zusammengehörigkeit der alten deutschen Oberschicht des Reiches und ihr bewahrenswertes Verhältnis zur regierenden Dynastie aufzufassen. Trotz kluger Gedanken und daraus resultierender möglicher Interpretationsversuche ist das meines Erachtens – und das bedauere ich ein bißchen – die einzige spekulative Passage in dieser ansonsten so verlässlich recherchierten, exakt und sachkundig die Fakten wägenden Arbeit.

Exakt und schlüssig sind wieder die im Schlußabschnitt zusammengefaßten Ergebnisse. Sie korrigieren in summa bisher traditionelle, nicht länger haltbare Erklärungsmodelle für den zu Beginn der Neuzeit in der deutschen Kunst erfolgten Stilwandel. Für Hans Daucher selbst verdrängen sie das gängige Klischee vom «Renaissancenünstler als freischaffendem, aus eigener Intuition schöpfendem Künstlerindividuum». Es weicht zu Recht dem zutreffenderen Bild vom spezialisierten Kunsthandwerker neuer Art, der – eingebunden in Familientraditionen – einen gewandelten Kunstmarkt zu bedienen hatte und sich durch entsprechende Spezialisierung auf eine neue, neuerdings gefragte Kunstgattung, den «Markenartikel Kalksteinrelief», sowohl künstlerischen als auch wirtschaftlichen Erfolg verschaffen konnte.

Ein Anhang mit der Zusammenstellung der zeitgenössischen archivalischen Erwähnungen Hans Dauchers in chronologischer Reihenfolge und ein umfangreicher, komplett bebildeter Katalog, in dem die im Textteil besprochenen Bildwerke ausführlich erläutert werden, runden diese Monographie ab, die die bisherige Forschung erheblich revidiert und darüber hinaus neue Erkenntnisse bringt. Sie ist alles in allem ein wichtiger Beitrag zur Entwicklung der frühen Renaissance in Oberdeutschland und der sich dabei verändernden Stellung der Künstlerpersönlichkeit.

Manfred Tripps

CECILIA POWELL: **William Turner in Deutschland**. Prestel Verlag München 1995. 276 Seiten mit 276 Abbildungen, davon 111 in Farbe. Gebunden DM 98,-

Der 1775 als Sohn eines Barbiers in London geborene William Turner gilt als der bedeutendste Landschaftsmaler Englands im frühen 19. Jahrhundert. Mit zwölf Jahren begann er bereits seine künstlerische Laufbahn, mit fünfzehn stellte er schon in der Royal Academy aus, in der er 1802 ordentliches Mitglied, 1807 Professor für Perspektive wurde. Als er 1851 starb, war er als Maler europäischen Rangs anerkannt. Er hinterließ ungefähr 20000 Werke, meist Zeichnungen, die ihm als Vorlage für seine Aquarelle und Ölbilder dienten.

Zwischen 1817 und 1844 unternahm Turner sieben Reisen durch Deutschland, die er zeichnerisch und malend dokumentierte. Mehrfach besuchte er dabei auch Südwestdeutschland. So reiste er 1833 von Köln über Mannheim, Heidelberg, Heilbronn, Stuttgart und Ulm nach Venedig, 1841/42 hielt er sich längere Zeit in Konstanz auf, und 1844 erkundete er das Neckartal, eines der kleinen Rheintäler, wobei er sich in Heidelberg und Umgebung, in Heilbronn, in Hirschhorn, Zwingenberg und Neckarsteinach aufhielt.

Diesen Reisen verdanken wir eine ganze Reihe von Zeichnungen und Aquarellen, die Städte und Dörfer ebenso zeigen wie Landschaften oder einzelne Gebäude. Da seine Werke immer wieder auch als Vorlagen für Stahlstiche dienten, erlebten seine Abbilder eine weite Verbreitung, wurde sein Blick auf die Orte und Landschaften für die Zeit bestimmend.

Zunächst (Seite 11–96) beschreibt Cecilia Powell die Reisen Turners durch Deutschland, geht seinen Routen nach und skizziert die dabei entstandenen Werke. Es gelingt ihr dabei en passant eine sehr anschauliche Schilderung des Reisens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der auf diesen Reisen berührten Orte. Im zweiten Teil (Seite 97–126) beschäftigt sich Pia Müller-Tamm mit dem malerischen Spätwerk Turners an vier Beispielen: Feste Ehrenbreitstein, Walhalla, Stadt Heidelberg und Schloß Rosenau. Danach folgen 82 Farbtafeln – der schönste Teil des insgesamt hervorragend bebilderten und splendid ausgestatteten Buches. Im vierten Teil (Seite 211–256) werden dann alle deutschen Motive durch die renommierte Turner Forscherin Cecilia Powell katalogmäßig erfaßt und beschrieben. Verschiedene Register und eine Auswahlbibliographie runden das gelungene Werk ab.

Wilfried Setzler

MARTIN BLÜMCKE: **Karl Julius Weber, der Demokrit aus Hohenlohe (1767–1832).** Marbacher Magazin, Sonderheft 70. Deutsche Schillergesellschaft Marbach 1996. 106 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 12,-

Vor 30 Jahren nahm die Öffentlichkeit zum letztenmal Notiz von Karl Julius Weber. Damals edierte aus Anlaß des 200. Geburtstages der Winkler Verlag in seiner unvergessenen «Fundgrube» eine einbändige Auswahl aus Webers Werken unter dem Titel *Demokritos, der lachende Philosoph*. Seitdem ist einer der originellsten Köpfe der deutschen Literatur höchstens noch einigen Eingeweihten ein Begriff. Hier und da wird er zitiert, zum Beispiel sein Grabspruch *Hier liegen meine Gebeine, ich wollt es wären deine*, vielfach ohne den Verfasser zu kennen.

Es ist deshalb mehr als eine Pflichtübung, wenn das Deutsche Literaturarchiv in Marbach in seiner Magazin-Reihe an Karl Julius Weber erinnert. Diese Persönlichkeit zwischen den Zeiten, dem aufklärerischen 18. Jahrhundert und dem vehement anbrechenden Industriezeitalter, der wir historische Essays und geistvolle Feuilletons verdanken, verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden. Nicht nur weil sie aus Hohenlohe stammt, Heinrich Heine ihre Arbeiten gelesen und Karl Kraus sie in seiner «Fackel» abgedruckt hat, sondern auch weil dieser Autor in seiner Biographie wie in seinen Werken die Ausnahme von der deutschen Regel darstellt. Der Journalist Martin Blümcke, der sich seit Jahren damit beschäftigt, faßt das Phänomen Weber kurzweilig und kritisch, kontrapunktisch und kreativ zusammen.

1767 (zwei Jahre vor Napoleon, den er verachtete) in Langenburg als Sohn eines in fürstlichen Diensten stehenden Rentmeisters geboren, schien ihm eine Beamtenlaufbahn vorgeschrieben. Er studierte in Erlangen Rechtswissenschaft, wechselte an die Universität Göttingen, die damals nicht nur wegen Lichtenberg als Hochburg der Aufklärung galt, mußte aber aus Geldmangel eine Hauslehrerstelle bei einem Bankier aus Lyon annehmen. Auf Reisen lernte er Paris, die Provence und Zürich kennen und kehrte nach zwei Jahren über Italien nach Deutschland zurück, wo er Privatsekretär des Grafen zu Erbach-Schönberg wurde und in Mergentheim Gelegenheit hatte, die Geschichte der Ordensritter zu studieren. Er brachte es sogar zum Regierungsrat, wurde nach Bad König im Odenwald beordert, wo er sich ziemlich verloren vorkam (*Ich habe bisher in der Welt gelebt, hier wohne ich auf dem Dorfe*).

Die entscheidende Wende in seinem Leben trat ein, als eine ihm auftragene Bildungsreise mit einem jungen Erbgrafen nicht zum gewünschten Erfolg führte. Er zog sich 1804 zu seiner Schwester nach Jagsthausen zurück, ging mit ihr und ihrem Mann, einem Beamten, nach Weikersheim, Künzelsau und schließlich Kupferzell, wo er, ledig geblieben, 1832 (im Todesjahr Goethes) starb.

Karl Julius Weber war ein gebildeter, weitgereister Mann, er kannte die europäischen Metropolen von Paris bis Lon-

don, von Wien bis Berlin, er reiste, der Mode der Zeit gemäß, vor allem zu Fuß. In seiner Bibliothek standen 11 000 Bände, von Homer bis zu den Autoren seiner Zeit. Die meisten las er in der Originalsprache, in Hebräisch, Griechisch, Latein, Spanisch, Italienisch, Französisch, Englisch. Als Abgeordneter im Stuttgarter Landtag betätigte er sich auch politisch. Zu Lebzeiten berühmt wurde er durch seine Reisebeschreibung *Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen*, eine ideale Mischung aus Information und Unterhaltung, die über viele Jahrzehnte dem Bildungsbürger als Vademecum diente. Er verfaßte eine Geschichte der *Möncherey*, schrieb über das *Ritterwesen* und das *Papstthum*. Sein Lebenswerk jedoch ist der *Demokritos*, der lachende Philosoph; in ihm zog er kritisch-ironisch die Summe seiner Erfahrung und Belesenheit. Seine gesamte literarische Tätigkeit ist in 30 Bänden publiziert worden.

Martin Blümcke, dem Autor des Marbacher Magazins, gelingt es auf überschaubarem Raum glänzend, Person und Werk Webers aus dem Geist der Aufklärung zu beschreiben, ohne die Schwächen zu übersehen und die Merkwürdigkeiten zu unterschlagen, die Webers Biographie kennzeichnen und ihn vom weitgereisten Weltmann zum Einsiedler werden ließen.

Der «lachende Philosoph» erklärt diese Merkwürdigkeit selber so: *In meinem 37. Jahre fiel ich wie vom Himmel in ein Dorf und wollte als verdorbener Städter verzweifeln – kaum nach einem Jahr vergaß ich bei Metzelsuppen die herrlichen dinners diplomatiques, auf Schwein reimt Wein, auf Wurst Durst.* Doch hinter dem *Dorf-Nemo*, wie er sich selber nennt, steckt einer der hellsten Essayisten-Köpfe des Jahrhunderts, der sich ebenso für die Rechte der Autoren einsetzt, wie er sich den Ansichten eines Rousseau verpflichtet weiß. *Rettung liegt nur in der Rückkehr zur alten Einfachheit und zur Natur*, schreibt er. Als Humorist ist er seelenstark: *Mit einem Seufzer umfaßt der Humorist die Welt, und mit einem Lächeln verwischt er eigenes Unglück und fremdes.* Sein aufgeklärter Geist berechtigt ihn zu der Gewißheit: *Der Tod ist kein furchtbares Knochengerippe, sondern ein freundlicher Genius, der uns die lebensmüden Augen zudrückt zum ewigen Schlafe.* Heinrich Domes

EVA WALTER: **Isolde Kurz und ihre Familie. Biographie.** Stieglitz Verlag Mühlacker 1996. 370 Seiten mit 9 Abbildungen. Efalim DM 38,-

Um es gleich vorwegzunehmen, so wünscht man sich Sachbücher: einerseits informativ, an Fakten orientiert, kenntnisreich, andererseits anschaulich, lesbar, unterhaltsam. Ja, diese Biographie der Isolde Kurz, diese Darstellung ihrer Familie liest sich spannend und locker wie ein Roman.

Die ersten Kapitel, etwa ein Drittel des Buches, sind ganz und gar den Eltern gewidmet. Die Autorin beschreibt die Herkunft und den Werdegang der beiden und erzählt, wie die 22jährige Marie von Brunnow (1826–1911), litera-

risch interessierte Pazifistin und Sozialistin, ihrem verehrten Dichter Hermann Kurz (1813–1873), dem *blauen Genie* des Evangelischen Stifts zu Tübingen, *nachstellt*, wie sich die beiden kennenlernen, wieder aus den Augen verlieren und schließlich endgültig finden. Quellengetreu schildert sie die familiären Verhältnisse: die unkonventionelle Mutter, die sich *am Puls der Zeit* zunächst in der 48er-Bewegung als *rote Republikanerin* stark engagiert, dann aber aus der Politik in die Familie zurückzieht und dort auch die inneren und äußeren Voraussetzungen für die spätere schriftstellerische Karriere der Tochter schafft. Weiterhin die Tätigkeit und politische Ambitionen des Vaters als Autor, Redakteur, Übersetzer und Lyriker, als Angestellter der Tübinger Universitätsbibliothek, zermüht im Kampf um das tägliche Brot und um die Anerkennung als Schriftsteller, sowie die ganz unterschiedlichen vier Brüder.

Im Mittelpunkt des Buches steht aber natürlich die 1853 in Stuttgart geborene Isolde Kurz selbst. Nachgezeichnet wird, wie diese im Kreis von vier sich zeitweilig heftig bekämpfenden Brüdern aufgewachsen ist, 1877 nach Florenz kommt – ihr elf Monate älterer Bruder Edgar (1853–1904) hatte sich dort als Arzt niedergelassen –, in der deutschflorentiner Künstlerkolonie zur gefeierten Lyrikerin, schließlich mit ihren *Florentiner Novellen* (1890) zur Erfolgsautorin wird und dieses auch nach ihrer Umsiedlung nach München 1919, ja bis zu ihrem Tode in Tübingen 1944 bleibt.

Eva Walter stützt sich auf historische Quellen und wertet sie bei aller schriftstellerischer Freiheit sehr genau, auch wenn sie Hermann Kurz irrtümlich ein Monatsgehalt von 900 Gulden zubilligt und dieses in Wirklichkeit sein Jahresgehalt war (S. 116). Ihre biographische Darstellung lebt vor allem auch dadurch, daß sie nicht nur das Verhältnis von Isolde zu ihren Eltern, ihren Brüdern, zu den Männern beschreibt, sondern auch die Zeitverhältnisse, die Lebensumstände ausleuchtet. Leider werden die letzten Jahrzehnte Isoldes lediglich kurz skizziert. Dies ist schade, nicht nur weil 1931 ihr stark autobiographisch gefärbter Roman *Vanadis* zum sensationellen Erfolg wurde, sondern weil sich daran auch hätte stärker festmachen lassen, wie sehr Schriftsteller ideologisch vereinnahmt und instrumentalisiert werden können.

Wilfried Setzler

HEINRICH TÖLKE: **Göbrichen/Neulingen. Monographie eines Dorfes und einer Landschaft im Norden Pforzheims.** Zwei Bände. Verlag Bernhard Gengenbach Bad Liebenzell 1995. Band I: 458 Seiten mit 174 Bildern und Zeichnungen, 59 Faksimiles, 113 Karten und Skizzen, 93 Tabellen und Listen. Pappband DM 68,-; Band II: 404 Seiten mit 134 Bildern und Zeichnungen, 78 Faksimiles, 34 Karten und Skizzen, 111 Tabellen und Listen. Pappband DM 68,-; beim Bezug beider Bände: DM 125,-

In den letzten Jahren sind viele und umfangreiche Ortschroniken, Heimatbücher und Dorfgeschichten erschienen, doch die hier vorliegende zweibändige Monographie ist in ihrer Datenfülle, ihrer Quellenliebe und ihrem Materialreichtum bislang unerreicht. Allein das Inhaltsverzeichnis der beiden großformatigen Bände (DIN A4) benötigt, zweispaltig, neun (!) Seiten.

Zwar verzichtet der Autor, Lehrer in Göbrichen, auf Fußnoten und Anmerkungen, doch packt er alle ihm bekannten Angaben, Daten, Nachweise und Signaturen in den Text. Die Bände gleichen stellenweise verknappten Quelleneditionen. So reiht der Autor Lagerbuchauszüge oder Urkundenregesten aneinander, statt daß er daraus zusammenfassende Erkenntnisse gewinnt und weitergibt. Andererseits, wer sich für spezielle historische Ereignisse, strukturelle Elemente oder wirtschaftliche Verhältnisse interessiert und die Bücher als Nachschlagewerke benutzt, erhält zuverlässige Angaben und erschöpfende Auskünfte. Auch der Heimatkundeunterricht kann die Bände gewinnbringend «ausschlachten», ihm wird Material in Hülle und Fülle geboten. Ja, Menge und Genauigkeit kennzeichnen die Bände, bilden ihren besonderen Wert, machen dem Leser aber auch große Schwierigkeiten, beeinträchtigen den Lesefluß und nehmen die Leselust.

Gegliedert sind die beiden Bände in 19 Kapitel, die ihrerseits wieder – in ein strenges, bis zu drei weitere Stufen umfassendes Dezimalsystem – unterteilt sind. Der erste Band beginnt mit einer Ortsbestimmung: Wo liegt Göbrichen, wer hat das Dorf gegründet, was bedeutet sein Name, wie sieht sein Siedlungsbild aus? Es folgen Kapitel zu den *natürlichen Lebensgrundlagen*, über *Natur und Landschaft in Einzelbildern* und über die Katharinentaler Senke als eine *landschaftlich und geologisch ganz besondere Hochebene*. Weiter beschreibt der Autor das landwirtschaftliche Leben, wobei er neben allgemeinen Bedingungen – Dreifelder-Wirtschaft, Leibeigenschaft, Steuern, Fronen – vor allem auf *Einzelbilder bäuerlichen Lebens* – Backhäusle, Dreschhalle, Mundart, Familienkundliches – und Einzelfälle eingeht. Ein eigenes Kapitel ist dem Wald und seiner Nutzung, zwei Kapitel sind der Flur, ihrer Entstehung, Entwicklung und Aufteilung gewidmet. Der zweite Band behandelt den abgegangenen Ort Neulingen, die Grundherrschaft, die 1527 vom Kloster Herrenalb an die Markgrafen von Baden kam, das Hofgut Katharinental, die kirchlichen und schulischen Verhältnisse, Auswanderungen, die *Herausbildung der Staatlichkeit* und besondere Ereignisse. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Anhang *Leben in Göbrichen 1992* schließen den Band ab.

Geeignet sind die beiden Bände als Geschichts- und Quellenwerk nicht nur für Göbrichen, sondern auch für die Nachbarorte Nußbaum, Bauschlott, Ruit, Dürren, Kieselbronn, Enzberg, Ispringen, Eutingen, Eisingen und Pforzheim, mit denen sich eigene Abschnitte befassen.

Wilfried Setzler

Israelitische Oberkirchenbehörde im Königreich Württemberg. Inventar des Bestands E 212 im Staatsarchiv Ludwigsburg, bearb. von ERWIN BIEMANN, WOLFGANG SCHMIERER und GERHARD TADDEY. (Werkhefte der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Serie C Staatsarchiv Ludwigsburg, Heft 2). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1996. 119 Seiten. Kartoniert DM 20,-

Findbücher sind die notwendigen Ordnungsinstrumente in einem Archiv. Sie helfen, im Heuhaufen der zusammengetragenen Akten die berühmte Nadel zu finden. Oft weisen sie den Weg zu regelrechten Schätzen, und dennoch werden sie, wie alle alltäglichen Hilfsmittel, nicht beachtet, höchstens ihr Fehlen beklagt. So verhielt es sich auch lange Zeit mit den Akten zur jüdischen Geschichte des Landes, die nur provisorisch, über das Abgabeverzeichnis von 1919, erschlossen waren. Doch das jetzt vorgelegte Findbuch hat solche Klagen für die im Staatsarchiv Ludwigsburg gelagerten Akten der Israelitischen Oberkirchenbehörde im Königreich Württemberg endlich gegenstandslos gemacht.

Mit großer Sorgfalt und in eine neue Ordnung gebracht – eine Konkordanz hilft, alte Aktennummern weiterhin zu identifizieren – erschließt das Inventar einen für die Geschichte der jüdischen Gemeinden im Königreich Württemberg äußerst wichtigen Bestand. Er setzt sich zusammen aus den Unterlagen der Israelitischen Oberkirchenbehörde und denen der Israelitischen Zentralkirchenkasse, beides Einrichtungen, die 1832 im Gefolge des württembergischen Emanzipationsgesetzes von 1828 in *Betreff der öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen* entstanden.

Die 457 Büchel des Bestands E 212 spiegeln das Staatskirchentum wider, das der Israelitischen Religionsgemeinschaft mit der staatlichen Anerkennung aufgezwungen wurde und erst endete, als die Israelitische Religionsgemeinschaft 1912 zu einer Körperschaft des öffentlichen Rechts wurde. Aufgeteilt in sieben Abteilungen – von der Organisation der Oberkirchenbehörde über die Kirchenzucht bis hin zur Armenunterstützung –, bieten die in der Regel 1832 beginnenden Akten eine Fülle an Information zu den allgemeinen Verhältnissen wie zu den Funktionen der jeweiligen israelitischen Kirchengemeinden. Sie spiegeln nicht nur die strenge Reglementierung wider, der die jüdischen Religionsgemeinden unterworfen waren, sondern zeichnen auch ein Stück weit die innerjüdische Auseinandersetzung um die Assimilation nach, um die sich viele Juden im Gefolge der Emanzipation bemühten. Ein ausführlicher Personen-, Sach- und Ortsindex hilft bei der raschen Orientierung in diesem für die jüdische Geschichte Württembergs einmaligen und unersetzlichen Bestand.

Benigna Schönhagen

HELGA MERKEL: Die Daimler-Familie Sindelfingen. Zur Wahrnehmung des soziokulturellen Wandels in einer Industriestadt. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Band 84). Tübinger Vereinigung für Volkskunde Tübingen 1996. 286 Seiten. Broschiert DM 35,-

Das Hauptthema dieses als Dissertation entstandenen Werkes ist die Frage nach den Ursachen der «inneren» Urbanisierung Sindelfingens, eines Ortes, der zwar seit 1263 Stadtrechte besaß, bis ins 20. Jahrhundert hinein jedoch dörflich strukturiert blieb. Bei aller Konzentration auf Sindelfingen verliert die Autorin allerdings nie den Blick für größere über diese Stadt hinausreichende Zusammenhänge. Für sie sind die Sindelfinger Verhältnisse, Entwicklungen und Veränderungen exemplarisch für eine Verstädterung, wie sie viele – auch kleine – Gemeinden nach dem Zweiten Weltkrieg erfaßt hat. So gelingt es ihr, präzise und anschaulich – vom Mikrokosmos Sindelfingen ausgehend – zu allgemeinen Aussagen über die späte Industrialisierung, die *gesamtgesellschaftliche Modernisierung*, zu gelangen: etwa über die Modernisierungsstrategien der Nationalsozialisten und deren Rolle auch nach dem *Zusammenbruch des Dritten Reiches* oder über das dörfliche Beharrungsvermögen, das eben auch zur modernen Zeit gehöre.

Interessant sind ihre Beobachtungen zu den Sindelfinger Gemeindefesten: dem traditionellen Kinderfest, dem Kuchenritt, dem Internationalen Straßenfest. Sie wertet die Feste als Indikatoren für den Urbanisierungsprozeß aus, untersucht deren Ablauf im Wandel der Zeit. Überzeugend kann sie die Wertvorstellungen, die *in die ästhetischen Festhandlungen verpackt sind*, aufdecken und so auch deren verändernde Funktionen erklären. Dabei stützt sich die Autorin neben amtlichen archivalischen und gedruckten Quellen auf 62 Einzel- und Gruppeninterviews, zudem in hohem Maße auf Akten aus Privathaushalten: Briefe, Tagebücher, Fotos und Fotoalben, Familienbibeln, Poesiealben und Schulbücher. Diese bunte und vielfältige Quellenbasis belebt das Buch und macht es trotz mancher theoretischen Erörterung auch für Nicht-Fachleute lesens- und empfehlenswert.

Sibylle Wrobbel

HANS-PETER JANS: Sozialpolitik und Wohlfahrts-pflege in Ulm 1870–1930. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Band 25). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1994. 548 Seiten mit 13 Schaufeln und einer Faltkarte. Kartoniert DM 64,-

Daß in Zeiten wirtschaftlicher Schwierigkeiten und damit verbundener sozialer Problemstellungen gerade die Leistungskraft der Kommunen gefordert ist, wird gegenwärtig besonders deutlich. Diese Feststellung trifft auch – wenngleich mit anderen Vorzeichen – auf den in dieser Untersuchung berücksichtigten Zeitraum zu, an dessen

Anfang und Ende jeweils ein wichtiger Einschnitt in die Sozialpolitik im weitesten Sinne zu verzeichnen ist.

Der um 1870 sich verstärkende Urbanisierungsprozeß, gekennzeichnet durch Festungsbau, Eisenbahnbau und Zunahme des unzünftigen Gewerbes, stellte auch die «Armenfürsorge» der Stadt Ulm vor eine neue Herausforderung. Die am Individualschicksal orientierte Armenpflege reichte jetzt nicht mehr aus, um die strukturell bedingten Benachteiligungen ganzer Bevölkerungsgruppen auszugleichen; es zeigte sich zunehmend die Notwendigkeit einer verstärkten sozialpolitischen Intervention, die sich in Ulm in einer breitgefächerten kommunalen Sozial-, Arbeits- und Gesundheitsverwaltung niederschlug, die an die Stelle der herkömmlichen privaten Wohltätigkeit – getragen durch das liberale Bürgertum – trat. Das Ende dieser Phase ist geprägt durch die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Auswirkungen des Ersten Weltkrieges, auf den die «Geburt des Interventionsstaates» datiert wird: der Staat, und nicht mehr weitgehend die Kommune allein, übernahm die Verantwortung für die Fürsorge der Klein- und Sozialrentner, die sich aus der Kriegsfürsorge entwickelt und nichts mit der oft diskriminierenden Armenfürsorge gemein hatte.

In dieser Studie über die Mittelstadt Ulm wird gezeigt, daß trotz dieser qualitativen Erweiterung der sozialen Fürsorge auf den Staat der Kommune eine Fülle von Aufgaben verblieben. So verlor beispielsweise die bislang von der Gemeinde zu tragende Wandererfürsorge angesichts der staatlichen Erwerbslosenfürsorge zwar an Gewicht, dagegen gewann die Säuglings-, Kinder- und Jugendfürsorge sowie die Altenpolitik während der Weimarer Republik an Bedeutung und stellte an die kommunale Wohlfahrtspolitik hinsichtlich der verwaltungsmäßigen Abwicklung, der Koordinierung unterschiedlicher Angebote und der beruflichen Qualifizierung des Personals besondere Anforderungen.

Auf Ulm bezogen macht diese Arbeit deutlich, daß sich die städtische Fürsorge, von wenigen Bereichen abgesehen, im Rahmen der allgemeinen Entwicklung bewegte und sich vor allem an anderen württembergischen Städten – in der Frühphase allerdings auch an Großstädten wie Berlin, Hamburg und London – orientierte. Sie zeigt jedoch auch auf, daß der Forschungsansatz, Sozialpolitik auf das (staatliche) Sozialversicherungssystem zu beschränken, zu kurz greift. Die kommunale Fürsorge darf im System sozialer Sicherung nicht ausgeblendet werden, vielmehr muß die kommunale Fürsorge und nicht die Sozialversicherung als *Ursprung sozialer Politik* angesehen werden. Die Ergebnisse der Studie stützen die These, daß sich der Durchbruch des modernen Interventionsstaates mit der kommunalen Daseinsvorsorge und nicht erst mit den Entscheidungen auf zentralstaatlicher Ebene vollzogen hat.

Werner Frasch

Neue Siedlungen – Neue Fragen. Eine Folgestudie über Heimatvertriebene in Baden-Württemberg – 40 Jahre danach. Ein Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Mit einem Vorwort von Hermann Bausinger. Hrsg. von CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER. Silberburg-Verlag Tübingen 1995. 279 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 39,80

Der Bereich der Vertriebenenforschung, er «boomt» auch in Baden-Württemberg. Kein Wunder, daß es so ist, denn das Land im Südwesten – damals dreigeteilt und zwei verschiedenen Besatzungszonen zugeschlagen – nahm seit Herbst 1945 proportional gesehen mehr Heimatvertriebene auf als jeder andere deutsche Flächenstaat, wobei Württemberg-Baden eine – freilich ungesuchte – Vorreiterrolle spielte. Die kürzlich erschienene, brillante Studie von Sylvia Schraut *Flüchtlingsaufnahme in Württemberg-Baden 1945–1949* weist detailliert und eindrücklich nach, welche Probleme damals durch die schnelle Ankunft hunderttausender meist völlig mittelloser Deutscher aus dem Osten und Südosten Europas aufgeworfen wurden und wie man versuchte, dieser Probleme Herr zu werden.

Neben reinen Versorgungs- und Unterbringungsproblemen existierte vor allem die Frage, wie die Heimatvertriebenen in die bestehende Gesellschaftsordnung integriert werden konnten. Wenn auch vielfach der Fleiß der «Neudeutschen» die «alteingesessene» Bevölkerung davon überzeugte, daß hier auch eine Hilfe bei den umfassenden Aufbauarbeiten des zerstörten Landes eingetroffen war, der man deshalb nicht mit Ablehnung begegnen konnte, so war die Wohn- und Lebenssituation der Betroffenen, die oft in regelrechten Heimatvertriebenen-Siedlungen wie Amorbach, Sindlingen, die Eichenau, Rot oder Giebel in Stuttgart unterkamen, bisweilen mit nichts anderem zu vergleichen als mit einer Ghetto-Situation. Wie zuletzt die vom Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde (Tübingen) unter der Federführung von Matthias Beer ausgerichtete, überaus verdienstvolle Ausstellung über das Lager Schlotwiese in Zuffenhausen versucht auch der hier zu rezensierende Sammelband, den Ansatz der soziologischen Untersuchung von der Siedlung herzuleiten, *weil hier in einer überschaubaren Einheit wesentliche Züge der sozialen und kulturellen Entwicklung deutlich werden* (S. 12). Mit diesen Worten war 1958 ein Projekt des Tübinger Volkskunde-Instituts auf den Weg gebracht worden, das im Jahr darauf seine Untersuchungsergebnisse unter dem Titel *Neue Siedlungen* publizierte und aufgrund dieses damals neuen Ansatzes wegweisend war.

Im Multi-Gedenkjahr 1995 wurde nun der vorliegende, von Christel Köhle-Hezinger herausgegebene Band veröffentlicht, dessen verschiedene Autorinnen und Autoren in einer Projektgruppe kooperierten und aus unterschiedlichen Blickwinkeln die Situation der Heimatvertriebenen in der zweiten, dritten und teilweise vierten Generation

beleuchten, wobei es nicht zuletzt auch um eine Überprüfung der Arbeitsergebnisse von 1959 ging. Es sind diese unterschiedlichen Blickwinkel, die den Wert des recht anregend zu lesenden Bandes ausmachen. Ob die Rolle der Landsmannschaften, die Beurteilung der heutigen Asylsuchenden und Auswanderer, das eigene Selbstverständnis, der Heimatbegriff, die Einschätzung der eigenen Integration, auch die politische Rolle: Die Vielfalt der Themen, die die Texte anbieten und die fast ausnahmslos auch auf der Grundlage von Gesprächen mit ehemaligen Heimatvertriebenen zustande gekommen sind, bietet dem Leser einen guten Überblick und viele Anregungen zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema, das in einem Bundesland, wo über ein Viertel der Wohnbevölkerung aus Heimatvertriebenen-Familien stammt, noch lange Zeit ein wichtiges Arbeitsfeld für die historische Forschung bleiben wird.

Frank Raberg

In einem Satz

PHILIPP RÖDER: **Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Schwaben.** Zwei Bände. Nachdruck der 2. Auflage von 1800/1801. Verlag für Kunstreproduktionen Christoph Schmidt Neustadt a.d. Aisch 1996. 1270 Seiten. Gebunden DM 188,-

Dieses gesuchte und äußerst rare Werk, das hier nun in einem verdienstvollen Nachdruck vorgelegt wird, hält die Verhältnisse des alten «Römischen Reiches deutscher Nation» kurz vor seiner Auflösung fest, bietet einen hervorragenden Überblick und – wie es im Untertitel heißt – eine *vollständige alphabetische Beschreibung aller im ganzen Schwäbischen Kreis liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer, Flecken, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, merkwürdiger Gegenden u.s.w. mit genauer Anzeige von deren Ursprung, ehemaligen und jezigen Besitzern, Lage, Regiments-Verfassung, Anzahl und Nahrung der Einwohner, Manufakturen, Fabriken, Viehstand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anstalten, vornehmsten Merkwürdigkeiten u.s.w.*

ARMIN DIETER: **Glanzlichter der Hohenzollernstraße. Natur und Sehenswürdigkeiten.** Die schönsten Ausflugsziele. Verlag Tübinger Chronik 1996. 112 Seiten mit zahlreichen Farbabbildungen. Kartonierte DM 25,-

Mit hervorragenden Fotos und einem lebendigen Text skizziert der Autor liebevoll das einstige Fürstentum Hohenzollern, führt dessen Sehenswürdigkeiten vor Augen und beschreibt malerische Orte, Kunstschatze und reizvolle Landschaften: ein gefälliges Büchlein, in dem alles stimmt, sogar der Preis.

BERND KLAGHOLZ (Redaktion): **Vom Kriegsende bis zur Währungsreform: Die Geschichte Leinfelden-Echterdingens 1945–1948.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Leinfelden-Echterdingen, Band 3). Stadt Leinfelden-Echterdingen 1996. 215 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 26,-

In vier Kapiteln beleuchten die Autoren diesen Abschnitt der Nachkriegsgeschichte von Leinfelden, Echterdingen, Musberg und Stetten, so das Ende des Zweiten Weltkrieges (Bernd Klagholz), den Alltag unter französischer und amerikanischer Besatzung (Klagholz und Iris Lächele), den demokratischen Neubeginn (Lächele) und die Heimatvertriebenen (Susanne Bock); zudem geht in einem abschließenden Exkurs Paul Sauer ganz allgemein auf den demokratischen Neubeginn in Nordwürttemberg und Nordbaden unter amerikanischer Herrschaft ein.

ANNE LIPP und ANDREAS SCHMAUDER: **Ein Jahrhundert Leben in Waldenbuch – vom Kaiserreich bis zur Gegenwart.** WEGRAhistorik-Verlag Stuttgart 1996. 162 Seiten mit etwa 150, vielfach farbigen, Abbildungen. Pappband DM 45,-

Im Mittelpunkt dieses auch äußerlich ansprechenden Buches stehen die Lebensumstände der in Waldenbuch lebenden Menschen, wobei aber auch ganz spannend und gut lesbar die bauliche, die wirtschaftliche und die gesellschaftliche Entwicklung der letzten hundert Jahre aufgezeigt werden.

SABINE BEATE REUSTLE: **Stift und Stadt Backnang im 16. Jahrhundert. Territorialisierung und Reformation in einer württembergischen Amtsstadt.** (Backnanger Forschungen, Band 2). Fr. Stroh Verlag Backnang 1996. 376 Seiten mit 15 Abbildungen und einigen Tabellen. Kartonierte DM 49,-

Hier legt die Stadtarchivarin von Winnenden ihre an der Stuttgarter Universität gefertigte Dissertation vor, eine gründliche und materialreiche Arbeit, die nicht nur Backnanger Geschichte erhellt, sondern Aspekte württembergischer Landes- und Kirchengeschichte aufgreift und dabei manch Neues aufdeckt.

PETER BLICKLE: **Oberschwaben. Politik als Kultur einer deutschen Geschichtslandschaft.** Bibliotheca academica Verlag Tübingen 1996. 68 Seiten mit neun teils farbigen Abbildungen. Broschierte DM 18,-

Mit diesem Bändchen legt die 1996 gegründete Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur ihre erste Veröffentlichung vor, in der ihr Vorsitzender überzeugend darlegt, daß Oberschwaben als Geschichtslandschaft eine in Jahrhunderten befestigte Tradition von frühen Formen des Republikanismus und des Parlamentarismus kulturell hervorgebracht hat.

MARTIN GAISER: **Altheim (Alb). Eine Reise in die Vergangenheit.** Geiger Verlag Horb 1996. 84 Seiten mit 91 Abbildungen. Pappband DM 29,80

Dieses Buch lebt von den vorzüglichen Fotos, die der verstorbene Volkskundler und Tübinger Professor Helmut

Dölker in den 50er Jahren vom Ort und seinen Einwohnern gemacht hat: ein hervorragender Einblick in den (vergangenen) dörflichen Alltag, nicht nur von Altheim.

Ulm und Oberschwaben. Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Band 50. Stadtarchiv Ulm 1996. 329 Seiten mit 16 Abbildungen. Broschiert DM 48,-

Einen Schwerpunkt dieses Bandes bildet ein umfangreicher (S. 7–138) und wichtiger Aufsatz von Raimund Waibel über Ulm und das Salz, in dem er seine Forschungsergebnisse zum Mythos vom Reichtum aus dem Ulmer Salzhandel veröffentlicht, zwar nur – wie er schreibt – als kommentierte Materialsammlung, dennoch eine erste Gesamtdarstellung des Ulmer Salzhandels, die dessen Organisation, den Im- und Export sowie dessen Bedeutung für die Stadt und das Umland beleuchtet.

REINHARD GRÖPER: Erhoffter Jubel über den Endsieg. Tagebuch eines Hitlerjungen 1943–1945. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1996. 330 Seiten. Leinen DM 39,-

Dieses Tagebuch, das der Autor vierzehnjährig – als seine Schule von Stuttgart nach Rottweil verlegt wurde – begonnen hat, belegt – ergänzt durch den Briefwechsel mit den Eltern – eindrücklich das Denken und Handeln eines Schülers im «Dritten Reich», zeigt, welchen Einfluß die Lehrer hatten und welche Rolle die staatliche Propaganda, gerade bei Heranwachsenden, spielte.

HEIDTMANN/BARTH/WEIDEMANN: Das Bahn-Buch: 100 Jahre Strom- und Zugverbindung Tettngang – Meckenbeuren. Verlag Lorenz Senn Tettngang 1995. 273 Seiten mit 68 Abbildungen. Kartoniert DM 34,50

Die Pioniertat des kleinen Amtsstädtchens Tettngang, anno 1895 die erste elektrische Eisenbahn Europas oder gar der Welt (!) verwirklicht zu haben, wird in dem professionell gemachten Buch unterhaltsam und aufgelockert geschildert, wobei ein straffes Lektorat – keine langatmigen Wiederholungen –, die richtigen Karten und Bilder an der rechten Stelle und stets ein Blick über den Tettnganger «Tellerrand» hinaus gerade für eine örtliche Veröffentlichung zur Heimatkunde besonders zu loben sind.

KARL HEINZ BURMEISTER: Die Grafen von Montfort. Geschichte, Recht, Kultur. Festgabe zum 60. Geburtstag, hrsg. von Alois Niederstätter. UVK Universitätsverlag Konstanz 1996. 352 Seiten mit einigen Abbildungen. Leinen DM 68,-

Dieser Band vereinigt anlässlich seines 60. Geburtstages 26 Aufsätze von Karl Heinz Burmeister, Professor und Direktor des Vorarlberger Landesarchivs in Bregenz, zur Geschichte der Grafen von Montfort, die – als Nebenzweig der Tübinger Pfalzgrafen im 13. Jahrhundert begründet (1787 ausgestorben) – für Jahrhunderte mit ihren Linien Montfort-Werdenberg, -Feldkirch, -Bregenz und -Tettngang zu den wichtigsten politischen Kräften des Bodenseeraums zählten.

Weitere Titel

HELMUT WEIMERT: Heidenheimer Häuserbuch. Band 1: Die Hauptstraße 1618–1830. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Heidenheim, Band 9). Heidenheim 1996. 550 Seiten. Broschiert DM 32,- (zu beziehen beim Stadtarchiv 89522 Heidenheim)

TRUDE SCHÜLE und MARGIT HÖFLE: Wo's heimelig ist. Poetische Bilder aus Württemberg. Silberburg Verlag Tübingen 1996. 84 Seiten mit 32 Farbabbildungen und 30 Federzeichnungen. Pappband DM 39,80

HANS BLAU: Als Lausbub war ich Milliardär. Eine Kindheit nach dem Ersten Weltkrieg. Silberburg Verlag Tübingen 1996. 96 Seiten. Gebunden DM 19,80

ULI ROTHFUSS: Das Besenmännle. Und andere sagenhafte Geschichten aus dem Nordschwarzwald, dem Pfingzgau und dem Kraichgau. Silberburg Verlag Tübingen 1996. 120 Seiten mit einigen Illustrationen von Dieter Huthmacher. Broschiert DM 16,80

Der Landkreis Calw. Ein Jahrbuch, Band 14. Redaktion: GABRIELE VOGEL und KARL-HEINZ FISCHER. Landratsamt Calw 1996. 224 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Broschiert

Reisen fürs Industriezeitalter. Emil Kesslers Tagebücher: Studienreisen nach Paris und in die Alpenländer 1833 und 1834. Bearbeitet und für die Herausgabe vorbereitet von HANS-JÜRGEN ENZWEILER. (Technik und Arbeit, Band 7). G. Braun Verlag Karlsruhe 1996. 240 Seiten mit 120, teils farbigen Abbildungen. Gebunden DM 36,-

MANFRED EICHHORN: Die Schwäbische Weihnacht. Eine Legende. Silberburg Verlag Tübingen 1996. 56 Seiten mit Zeichnungen von Uli Gleis. Pappband DM 19,80

KUNO ULSHÖFER: «Ein Haus für Arme und Kranke ...» Kurze Geschichte des Hospitals zum Heiligen Geist in Schwäbisch Hall. (Schriftenreihe des Vereins Alt Hall, Heft 14). Schwäbisch Hall 1995. 62 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 13,80

OTTO BORST (Hrsg.): Ein Jahrhundert beginnt. Baden und Württemberg 1900 bis 1914. (Stuttgarter Symposien, Band 4). Silberburg Verlag Tübingen 1996. 256 Seiten mit 18 Abbildungen. Kartoniert DM 19,80

Jahrbuch 1995/96 des Heimat- und Altertumsvereins Heidenheim an der Brenz. 6. Jahrgang, herausgegeben von Helmut Weimert. Heidenheim 1996. 388 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 44,- (zu beziehen beim Stadtarchiv 89522 Heidenheim)

Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am 7. und 8. Juni 1997 im Kloster Kirchberg in Sulz am Neckar

Samstag, 7. Juni 1997

- 8.00 Uhr Abfahrt am Busbahnhof Stuttgart, Bussteig 14
9.00 Uhr Ankunft im Kloster Kirchberg
Zimmerbelegung und Imbiß

10.00 Uhr Mitgliederversammlung im Kloster Kirchberg

Tagesordnung

1. Begrüßung und Grußworte
2. Bericht des Vorsitzenden
3. Bericht des Geschäftsführers
4. Bericht des Schatzmeisters
5. Bericht des Kassenprüfers
6. Entlastung des Vorstands durch die Mitgliederversammlung
7. Wahlen zum Vorstand und Beirat
8. Verabschiedung von Resolutionen
9. Entscheidung über eingegangene Anträge
10. Verleihung einer Ehrenmitgliedschaft
11. Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens fünf Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden zu übermitteln.

- 12.30 Uhr Mittagessen
13.30 Uhr **Fahrt nach Oberndorf**
Besichtigung der ehemaligen Augustinerklosterkirche mit Fresken von Johann Baptist Enderle, u. a. eine der größten Golgatha-Darstellungen des Barock
Führung: Prof. Dr. Wilfried Setzler
14.45 Uhr Abfahrt ins Schlichemtal
Exkursion im Naturschutzgebiet «Unteres Schlichemtal», Preisträger des Kulturlandschaftspreises 1996 des SHB und des Württembergischen Sparkassen- und Giroverbands.
Enthüllung einer Gedenktafel
Führung: Forstdirektor Uwe Sperlich und Forstamtmann Hermann Engeser
Besichtigung der Ruine Irslingen, ehemalige Burg der Herren von Urslingen und späteren Herzöge von Spoleto. Die Burg entstand wohl im 12. Jahrhundert und ging während des 30jährigen Krieges unter.
Führung: Prof. Dr. Wilfried Setzler
17.45 Uhr Rückfahrt nach Kirchberg
18.30 Uhr Abendessen

Abends Gelegenheit zum Besuch der Haigerlocher Schloßkonzerte (Beginn 20.00 Uhr). Es spielt die Violoncellistin Natalia Gutmann Suiten von Johann Sebastian Bach. Der Eintritt beträgt pro Person 40,- DM (nicht im Reisepreis enthalten). Karten können, je nach Verfügbarkeit, über den SHB reserviert werden.

Sonntag, 8. Juni 1997

- 7.30 Uhr Kurzandacht mit Pfarrer Michael Raitelhuber
8.00 Uhr Frühstück
9.00 Uhr **Abfahrt nach Sulz-Glatt, Besichtigung des Neuneck'schen Wasserschlosses aus dem 16. Jahrhundert**
Führung: Bernhard Rüth, Leiter des Kreisarchivs im Landkreis Rottweil, Siegfried Esslinger und Paul Ilzhöfer, Leiter des Bauernmuseums Schloß Glatt
10.30 Uhr **Rückfahrt nach Kirchberg**
Besichtigung des ehemaligen Augustinerinnenklosters Kirchberg
Führung: Pfarrer Michael Raitelhuber und Verwaltungsleiter Bruder Knapp
12.30 Uhr Mittagessen
13.30 Uhr **Abfahrt nach Nordstetten**
Besichtigung des Judenfriedhofs mit dem Grab des 1812 in Nordstetten geborenen Schriftstellers Berthold Auerbach, Besuch des Berthold-Auerbach-Museums
Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Bernd Ballmann, Lehrer
15.30 Uhr **Weiterfahrt nach Horb**
Stadtrundgang: u. a. gotische Spitalkirche, Stadtbild, Rathaus
Gelegenheit zur Kaffeepause
Führung: Fremdenverkehrsamt Horb
17.30 Uhr **Rückfahrt nach Stuttgart**

Preis für das Begleitprogramm zur Mitgliederversammlung (inkl. Busanreise, Busexkursionen, Führungen, Eintrittsgebühren)

- 220,- DM inkl. Vollpension im Doppelzimmer
 - 230,- DM inkl. Vollpension im Einzelzimmer
- Selbstfahrer erhalten auf diese Preise einen Nachlaß von 30,- DM.

Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried

Im Naturschutzzentrum hat die Saison 1997 am 1. März begonnen. Die Resonanz in der Bevölkerung war überwältigend, besuchten doch im März bereits über 500 Besucher das Haus. Zur Eröffnung der Fotoausstellung «Frösche und Molche im Pfrunger-Burgweiler Ried» am 6. April 1997 kamen allein über 150 Personen.

Obwohl noch nicht vollständig fertiggestellt, findet die Kinder-Mitmachausstellung bei unseren kleinen und großen Gästen besonderen Anklang.

Die Gestaltung des Außengeländes wurde mit der Heckenpflanzaktion am 19. April 1997 abgeschlossen. Rund 1500 Heckenpflanzen tragen dazu bei, daß Hausfassade und Hof sich bald in einem «grünen Kleid» zeigen werden.

Erstmals hat das Naturschutzzentrum mit einem Stand an der Umweltmesse in Pfullendorf vom 19. bis 20. April 1997 teilgenommen. Messe und Stand waren gut besucht, so daß unser Haus nun auch im südlichen Teil des Landkreises Sigmaringen einen höheren Bekanntheitsgrad erreicht hat.

Programm Juni 1997 bis Oktober 1997

Das Pfrunger Ried – ein Moor und seine Geschichte (Wochenend-Seminar)

Samstag, 14. Juni 1997, 10.00 Uhr, bis Sonntag, 15. Juni 1997

Auf Exkursionen im Pfrunger Ried bestimmen wir Vögel und Pflanzen, beobachten Schildkröten und Libellen und erleben in Diavorträgen das ganze Spektrum des Lebensraums Moor im jahreszeitlichen Wandel. Führungen zur geologischen Entstehung sowie zu der prähistorischen und historischen Entwicklung der Region runden das Bild der Kulturlandschaft Pfrunger-Burgweiler Ried ab.

Es werden Fahrgemeinschaften gebildet; bitte geben Sie bei der Anmeldung an, ob Sie eine Mitfahrgelegenheit anbieten können.

Treffpunkt: Naturschutzzentrum

Preis (inkl. Führungen, Vorträge und Ausflug, ohne Anreise):

- 130,- DM inkl. Halbpension/Doppelzimmer
- 140,- DM inkl. Halbpension/Einzelzimmer

Anmeldung an:

Schwäbischer Heimatbund, Weberstr. 2, 70182 Stuttgart,
Telefon: (07 11) 2 39 42 11, Fax: (07 11) 2 39 42 44

Veranstalter: Schwäbischer Heimatbund in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Naturkunde Stuttgart.

Leitung: Lothar Zier

Eröffnung der Fotoausstellung Libellen – geheimnisvolle Geschöpfe zwischen Wasser und Luft

Sonntag, 15. Juni 1997, 13.30 Uhr

Wer kennt sie nicht, die geschickten Flieger, die im Sommer über die Wasserflächen schießen. Das Leben der Libellen beginnt jedoch weitgehend verborgen unter Wasser. Von den 70 in Baden-Württemberg heimischen Arten finden sich 44 im Pfrunger-Burgweiler Ried, viele davon sind gefährdet. Grund genug, dieser Insektengruppe eine eigene Ausstellung zu widmen.

Vom 15. Juni 1997 bis 28. September 1997 ist diese Ausstellung zu sehen.

Begleitend zur Ausstellung findet eine Führung am Sonntag, 6. Juli 1997, um 14.00 Uhr statt.

Wahre Geschichten vom Moor

Samstag, 11. Oktober 1997, 20.00 Uhr

Die dunkle Jahreszeit ist die Zeit der Märchen- und Geschichtenerzähler. Einheimische und «Rei'g'schmeckte» erzählen gruselige, kuriose, lustige und tragikomische Begebenheiten, die sich im Pfrunger Ried zugetragen haben. Untermalt wird dies mit Dias und musikalischen Einlagen.

Ort: Gaststätte «Goldenes Kreuz», Pfrungen

Dauer: 2–3 Stunden

Kostenbeitrag: bis 16 Jahre: frei

ab 17 Jahre: 5,- DM

In Zusammenarbeit mit der Pädagogischen Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung in Baden-Württemberg, Stuttgart. Leitung: Lothar Zier

«Mitglieder werben Mitglieder» Gewinnen Sie einen Reisegutschein!

Wir führen unsere Aktion «Mitglieder werben Mitglieder» fort und hoffen, daß Sie in Ihrem Verwandten- und Bekanntenkreis, bei Kollegen und Freunden wieder kräftig für unseren Verein werben. Informationen über die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes im Naturschutz und in der Denkmalpflege, ein Probeheft der «Schwäbischen Heimat» sowie unser Veranstaltungsprogramm verschicken wir gerne kostenlos.

Ihr Engagement möchten wir wieder belohnen – Sie erhalten:

einen Reisegutschein über DM 150,- bei Werbung von drei neuen Mitgliedern,

einen Reisegutschein über DM 300,- bei Werbung von fünf und mehr neuen Mitgliedern.

Zudem verlosen wir unter allen Werbern: Zehn Reisegutscheine im Wert von DM 100,- sowie 20 Beuronener Kunstkalender.

Alle Werber erhalten den Schwäbischen Heimatkalender 1998.

Neue Mitglieder im Schwäbischen Heimatbund

158 Eintritte vom 1. 1. bis 17. 4. 1997

Altstetter, Günter, 48159 Münster
Anshelm, Frank, 71732 Tamm
Bacher, Stefan, 71263 Weil der Stadt
Bader, Günter, 53604 Bad Honnef
Baßler, Lotte, 70192 Stuttgart
Bauer, Konrad, 71336 Waiblingen
Baum, Gisela, 70191 Stuttgart
Bäder, Marga, 70176 Stuttgart
Beck, Eva, 70597 Stuttgart
Berroth, Gerhard,
71737 Kirchberg/Murr
Biermann, Ingeborg, 70599 Stuttgart
Biesenbach, Ruth,
73230 Kirchheim/Teck
Blum, Friedrich,
73230 Kirchheim/Teck
Bosch, Diethelm, 78532 Tuttlingen
Böck, Marianne, 71691 Freiberg
Bönsch, Erika, 70825 Korntal
Breucha, Margret, 70192 Stuttgart
Bubeck, Ruth, 73230 Kirchheim/Teck
Buck, Lottelore, 70437 Stuttgart
Bulling, Walter, 88214 Ravensburg
Busacker-Scharpff, Dorothea,
71229 Leonberg
Bürkle, Daniela, 71364 Winnenden
Caroli, Angelika, 70192 Stuttgart
Cintzi, Norbert, 73235 Weilheim
Conrad, Detlev, 70794 Filderstadt
Conradi, Heidi,
61184 Karben-Kloppenheim
Cuhorst, Reinhild, 70174 Stuttgart
Digel, Elfriede, 70563 Stuttgart
Dühning, Volker, 74374 Zaberfeld
Dürr, Helmut, 70736 Fellbach
Eisenhut, Reinhold, 72805 Lichtenstein
Endress, Renate, 72622 Nürtingen
Endriss, Gerold, 72574 Bad Urach
Engst, Ingeborg, 70197 Stuttgart
Evers, Renate, 70619 Stuttgart
Federmann, Hans, 74336 Brackenheim
Fendrich, Hilde,
71706 Markgröningen
Fiedler, Erna, 70499 Stuttgart
Fink, Martin, 72793 Pfullingen
Freygang, Hans-Günther,
74076 Heilbronn
Fuhrmann, Gustav, 70469 Stuttgart
Funk, Erika, 70374 Stuttgart
Gaiser, Sonja, 88212 Ravensburg
Gammel, Horst, 72622 Nürtingen
Garke, Klara,
72108 Rottenburg/Neckar
Gerlach, Erika, 75417 Mühlacker
Giebeler, Sabine, 73230 Kirchheim
Gindele, Helene, 72070 Tübingen
Glaser, Brigitte, 70374 Stuttgart
Glauning, Fritz, 89073 Ulm

Glockner, Eckard, 70569 Stuttgart
Gottfriedsen, Ulrike M.,
70184 Stuttgart
Gökeler, Hermann, 70195 Stuttgart
Gössel, Ingeborg, 73728 Esslingen
Großmann, Siegfried,
71083 Herrenberg
Groz, Wolfgang, 78628 Rottweil
Haasis, Heinrich, 72406 Bisingen
Hachenberger, Richard,
71665 Vaihingen a. d. Enz
Hallmann, Anne, 70176 Stuttgart
Happold, Gisela, 74369 Löchgau
Herrmann, Christian,
71083 Herrenberg-Kayh
Herzog, Stefan, 72657 Altenriet
Heß, Ulrich, 70374 Stuttgart
Hirsch, Albert, 89617 Untermarchtal
Hoernke, Wolfgang, 70567 Stuttgart
Hummel, Hans-Peter,
70825 Korntal-Münchingen
Huth, Heidemarie, 70186 Stuttgart
Hüttner, Rudolf, 79183 Waldkirch
Jäger, Marianne, 70191 Stuttgart
Junger, Wilhelm, 74189 Weinsberg
Kantlehner, Dorothea, 72076 Tübingen
Kappert, Hanna, 70469 Stuttgart
Klose, Barnim, 71032 Böblingen
Kost, Thomas, 72119 Ammerbuch
Köhnert, Renate, 71364 Winnenden
Krieger, Ingrid, 70499 Stuttgart
Kulturkreis Herrenberg, Wolfgang
Heineken, 71083 Herrenberg
Kurok, Dieter, 71384 Weinstadt
Kurz, Wolfgang, 70794 Filderstadt
Lackner-Kundegraber, Maria,
89075 Ulm
Lankers, Roland, 71686 Remseck
Lautner, Rotraud, 70597 Stuttgart
Mack, Wolfgang, 73614 Schorndorf
Maier, Else, 70176 Stuttgart
Maier, Georg, 88353 Kißlegg
Majocco, Ulrich,
73529 Schwäbisch Gmünd
Mensch, Hans, 88400 Biberach
Metka, Johanna, 71696 Möglingen
Miehlich, Irmgard, 75417 Mühlacker
Miehlich, Wolfgang, 75417 Mühlacker
Mora, Peter, 97892 Kreuzwertheim
Mozer, Jürgen, 72147 Nehren
Mönch, Wolfgang, 71543 Wüstenrot
Mühleck, Martha, 73207 Plochingen
Nadolny, Bruno, 72074 Tübingen
Noppel, Rosemarie, 70839 Gerlingen
Nübel, Bernhard, 72770 Reutlingen
Osswald, Hans, 70199 Stuttgart
Ostertag, Else, 70191 Stuttgart
Pfnennig, Eva, 73230 Kirchheim/Teck
Pfullinger, Reinhard, 75417 Mühlacker
Polnik, Wilfried, 70825 Korntal
Prennig, Anton, 78739 Hardt
Pysik, Wolfgang, 88471 Laupheim
Quintus, Eva, 73230 Kirchheim/Teck

Rahm, Karl-Heinz, 70374 Stuttgart
Raichle, Sieglinde, 70188 Stuttgart
Rathfelder, Anna, 72070 Tübingen
Rebmann, Diemut, 71032 Böblingen
Rehm, Heiko Franz, 88097 Eriskirch
Rösch-Vogel, Marion, 75248 Ölbrenn
Rudel, Inge, 73207 Plochingen
Sauter, Gisela, 70734 Fellbach
Sawade, Annette, 70619 Stuttgart
Sawade, Gottfried, 70619 Stuttgart
Scheuerle, Wanda,
71229 Leonberg-Höfingen
Schick, Lothar, 78628 Rottweil
Schirmer, Gerhard, 88521 Ertingen
Schmid, Wilfried, 73240 Wendlingen
Schmitt, Wolfgang, 88400 Biberach
Schnell, Ingeborg, 70567 Stuttgart
Schott, Karl-Heinz, 74074 Heilbronn
Schönherr, Heike, 72160 Horb
Schramm, Gertrud, 72070 Tübingen
Schulz, Alexander, 70372 Stuttgart
Schulz, Elisabeth, 72076 Tübingen
Schwarz, Erna, 70374 Stuttgart
Seeger, Hilmar, 70374 Stuttgart
Sessler, Erika, 70565 Stuttgart
Simpfendorfer, Margarete,
73108 Gammelshausen
Single, Irmgard, 73230 Kirchheim/Teck
Spellenberg, Axel, 70184 Stuttgart
Spingler, Brigitte, 71229 Leonberg
Stahl, Ilse, 72076 Tübingen
Steinacker, Thomas, 70197 Stuttgart
Stockburger, Katrin, 72076 Tübingen
Stoll, Heiko, 72138 Kirchentellinsfurt
Traub, Elfriede, 88212 Ravensburg
UWA – Unabhäng. Wählergemeinsch.
Auenwald e.V., G. Seiter,
71549 Auenwald
Uebel, Helga,
70771 Leinfelden-Echterdingen
Vogt, August, 74172 Neckarsulm
Volkstumsverein Leutkirch,
Franz Dorner, 88299 Leutkirch
Völlm, Rotraud,
70825 Korntal-Münchingen
Wagner, Albert, 88348 Saulgau
Weber, Brigitte, 71706 Markgröningen
Weber, Christa, 72622 Nürtingen
Weber, Günther, 71364 Winnenden
Weiß, Martin, 73467 Kirchheim
Wiegand, Hans-Joachim,
72649 Wolfschlugen
Wielandt, Veit-Ulrich,
72488 Sigmaringen
Wirtjes, Elisabeth, 70569 Stuttgart
Wolf, Ursula, 70193 Stuttgart
Wolpert, Heinz, 72770 Reutlingen
Wörz, Ilona, 70327 Stuttgart
Zarth, Wolfgang, 73773 Aichwald
Zehbe, Hans-Joachim, 89079 Ulm
Zeining, Elisabeth, 70374 Stuttgart
von Woellwarth, Reinhardt,
73457 Essingen

Tagung: «Die Alamannen und das Christentum. Zeugnisse eines kulturellen Umbruchs»

Die Begegnung der Alamannen mit der christlichen Religion und ihr Übertritt zum Christentum in einem allmählich sich vollziehenden Prozeß stellen einen Vorgang von großer Tragweite dar, der die weitere Geschichte Alamanniens nachhaltig mitgestaltet hat und bis in die Gegenwart hinein prägt. Schriftliche und materielle Zeugnisse ermöglichen es, den Prozeß der Verchristlichung nachzuvollziehen, d. h. die Begegnung der vorchristlichen religiösen Vorstellungen mit dem Christentum der Spätantike ebenso zu verfolgen wie die allmähliche Zuwendung der Alamannen zur christlichen Religion.

Zu unserem diesjährigen Themenschwerpunkt «Die Alamannen» veranstalten die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der Schwäbische Heimatbund und die Universität Tübingen eine wissenschaftliche Studientagung unter dem Leitthema: «**Die Alamannen und das Christentum. Zeugnisse eines kulturellen Umbruchs**».

Tagungsleitung: Dieter R. Bauer, Stuttgart
Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen
Prof. Dr. Barbara Scholkmann, Tübingen

Donnerstag, 17. Juli 1997

15.00 Uhr Empfang mit Steh-Kaffee
15.30 Uhr Begrüßung und Einführung
Die Alamannen und das Christentum im Spiegel der Schriftquellen
Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen
17.00 Uhr Ethnogenese, Verfassung und Struktur der Alamannen vor 500
Prof. Dr. Dieter Geuenich, Duisburg
20.00 Uhr Besiedlungsgeschichte nach archäologischen Quellen
Dr. Michael Höper, Freiburg i. Br.

Freitag, 18. Juli 1997

9.00 Uhr Die Entwicklung der Grundherrschaft bei den Alamannen
Prof. Dr. Thomas Zotz, Freiburg i. Br.
10.45 Uhr Vorchristliche und christliche Bildwelt im Grabbrauch
Prof. Dr. Helmut Roth, Bonn
14.00 Uhr Besuch der Ausstellung:
Die Alamannen
Landesausstellung Baden-Württemberg im Südwest LB Forum, Stuttgart (beim Hauptbahnhof)
20.00 Uhr Begegnung einer laborierten mit einer »einfachen« Religion:
Der Transformationsprozeß des Christentums im Frühmittelalter
Prof. Dr. Arnold Angenendt, Münster

Samstag, 19. Juli 1997

9.00 Uhr Pagane Religiosität in Pactus und Lex Alamannorum
Prof. Dr. Ruth Schmidt-Wiegand, Münster
10.45 Uhr Spätantikes Christentum und das Kontinuitätsproblem nach archäologischen Quellen
Dr. Karola Jäggi, Basel
14.00 Uhr Die Eigenkirche als abendländische Erscheinung
Prof. Dr. Wilfried Hartmann, Tübingen
15.30 Uhr Neue archäologische Aspekte zur Christianisierung der Alamannen
Prof. Dr. Horst Wolfgang Böhme, Marburg
17.00 Uhr Die Goldblattkreuze als Zeichen der Christianisierung
Prof. Dr. Matthias Knaut, Berlin
20.00 Uhr Frühe Kirchen Alemanniens
Prof. Dr. Barbara Scholkmann

Sonntag, 20. Juli 1997

9.00 Uhr Gottesdienst
10.00 Uhr Eintritt in den abendländischen Kulturkreis:
Ende einer eigenständigen alamannischen Kultur?
Schlußdiskussion
Leitung: Martin Blümcke
12.30 Uhr Mittagessen – Tagungsende

Tagungskosten

Tagungsbeitrag mit Verpflegung und Übernachtung im Doppelzimmer: 260,- DM (im Einzelzimmer: 320,- DM)
Studierende und Arbeitslose: 160,- DM
Tagungsbeitrag mit Verpflegung (ohne Übernachtung/ Frühstück): 190,- DM
Studierende und Arbeitslose: 110,- DM
Ausnahmeregelungen in Härtefällen nach Rücksprache.
Es ist nur möglich, an der ganzen Tagung teilzunehmen.

Tagungshaus Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart – Tagungshaus Hohenheim – Paracelsusstraße 91, 70599 Stuttgart

Anmeldung und Rückfragen

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Geschäftsstelle), Im Schellenkönig 61, 70184 Stuttgart, Telefon: (07 11) 16 40-6, Telefax: (07 11) 16 40-777

Referats-Sekretariat:

Frau Petra Braun, Telefon: (07 11) 16 40-752

Bitte fordern Sie hier das Programm bzw. die Anmeldeunterlagen an!

**Historie und Legende:
Was Sie schon immer über »Faust«
wissen wollten.**



Günther Mahal
Faust. Und Faust.
Der Teufelsbündler
in Knittlingen und Maulbronn.

216 Seiten mit 89 Abb.,
geb. mit Schutzumschlag
48,- DM / 350,- öS / 44,50 sfr
ISBN 3-89308-260-3

**Zwei Faustbilder gänzlich unterschiedlicher Kontur
und Attraktivität stehen einander gegenüber:**

Als fast gesichert gilt, daß Knittlingen der Geburtsort des historischen (Johann) Georg Faust, der etwa von 1480–1540 gelebt hat, ist. Während Knittlingen jedoch eine weithin sagenfreie Zone blieb und sich mit seinem berühmtesten Sohn lange schwer tat, ist die Klosterstadt Maulbronn zum Mittelpunkt rußigen Treibens und blutbezeugter Exekutionen geworden.

»Faust. Und Faust«: In diesem Buch geht es nicht um den Versuch, das Bemühen um historische Revitalisierung gegen pralles Legendenleben auszuspielen. Man lasse also den Doktor Faust, den Teufelsbündler, in seinem Turm. Den er freilich nie bewohnt hat.

Aber was man sonst noch von ihm weiß – oder eben nicht –, das erfährt das faustgeneigte Publikum aus diesem Buch.

Attempto Verlag Tübingen

27 LEBENS-BILDER

aus der bekannten Fernsehreihe
„Frauen im Hause Württemberg“ von
Hansmartin Decker-Hauff



Frauen im Hause Württemberg

Von Hansmartin Decker-Hauff

Herausgegeben von Wilfried Setzler, Volker Schäfer und Sönke Lorenz in Zusammenarbeit mit Andreas Schmauder. 304 Seiten, 111 Abbildungen, davon 71 in Farbe. Großes Format: 17 x 24,5 cm. Fester Einband mit Fadenheftung und farbigem Schutzumschlag. DM 69,-. ISBN 3-87181-390-7

SUBS-PREIS DM 59,- bis 30.6. '97

Liebesgunst

Mätressen in Württemberg. Von Susanne Dieterich. 176 S. mit 33 Abb., 15 x 21,5 cm, geb. DM 39,-. Liebesgunst und Liebesneid – Rollenbild und Stellung der Geliebten auf Zeit an Württ. Höfen des 17. u. 18. Jhds., ihr Einfluß auf Kunst und Politik. Auf die Biographien bekannter Frauen wie Wilhelmine von Grävenitz und Franziska von Hohenheim wird ausführlich eingegangen.

Der gelernte König

Wilhelm II. von Württemberg – ein Porträt in Geschichten. Von Anni Willmann. 160 S., zeitgenössisch illustriert, geb. DM 29,-. Ein abwechslungsreiches, kurzweiliges Buch für jeden, der an Zeitgeschichtlichem interessiert ist. Biographisches und Anekdotisches fügt sich zu einem einzigartigen Porträt Wilhelms II. zusammen.

Sperrige Landsleute

Wilhelm I. und der Weg zum modernen Württemberg. Von Karl Moersch. 272 S. mit 50 historischen Abb., 15 x 21,5 cm, geb. mit farbigem Schutzumschlag. DM 39,-. Wilhelm I. hat wie kein anderer württembergischer König die Geschichte seines Landes im 19. Jahrhundert geprägt. Der Autor zeichnet Württembergs Weg zum modernen Staat facettenreich nach und porträtiert dabei unterhaltsam Wilhelms prominente Mitstreiter und Kontrahenten; sperrige Landsleute allesamt.

Württemberg und Rußland

Geschichte einer Beziehung. Von Susanne Dieterich. 216 S. mit 58 Abb., teilweise in Farbe, geb. DM 49,-. Vielgestaltig waren und sind die Verbindungen zwischen Württemberg und Rußland, spannend die Geschichten, die sich dahinter verbergen.



DRW

DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co
70771 Leinfelden-Echterdingen

25 Jahre Aktion Irrenberg

Seit 25 Jahren wird das Naturschutzgebiet Irrenberg, das fast ausschließlich im Besitz des Schwäbischen Heimatbundes ist, durch eine große bürgerschaftliche Aktion gepflegt. Die steilen Nord- und Osthänge der ehemaligen Holzwiesen wurden Ende der 60er Jahre von den Landwirten aus Balingen-Streichen und Balingen-Zillhausen nicht mehr bewirtschaftet und drohten zu verbuschen. Viele einzigartige Pflanzenarten wären in diesem Gebiet verloren gegangen. Verschiedene Persönlichkeiten aus dem Balingen-Raum sahen diese Not und regten die „Aktion Irrenberg“, das einmalige Mähen und das Abrechen und Wegbringen des Mähgutes zur Tierfütterung, Bodenverbesserung oder Kompostierung, an. Hans-Dieter Stöffler, ehemaliger Leiter des Forstamtes Balingen, Gerhard Schach, Gaunaturenschutzwart des Albvereins, Dr. Eberhard Theurer, Gemeinderat aus Balingen, Alwin Luppold, ehemaliger Ortsvorsteher von Streichen und Siegfried Hetzel aus Streichen waren die herausragenden Persönlichkeiten dieser Aktion und sind teilweise noch heute aktiv dabei. Wir sind aber auch allen ungenannten Helfern der Region um den Irrenberg und vielen Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes, die immer wieder zur Stelle waren, dankbar. Hervorheben wollen wir noch den Heimatverein Kohlraisle aus Tieringen, der nun schon seit vielen Jahren das Gras mäht und bei der Aktion mithilft.

Am Samstag, 26. Juli 1997, findet die diesjährige Aktion Irrenberg statt. Wie in jedem Jahr sind wir auf den Einsatz von vielen freiwilligen Helferinnen und Helfern angewiesen.

Die lokale Prominenz mit Landtagsabgeordneten, Landrat, Oberbürgermeister von Balingen, Ortsvorsteher, Gemeinde- und Ortschaftsräten, Forstdirektor, Jägern und Naturschutzwarten wird sicherlich dabei sein. Die Hauptarbeit liegt jedoch in den Händen von 70 bis 100 Helfern. Der Heimatbund sollte wieder mit mindestens 30 Personen vertreten sein, um seinen Anteil zu leisten.

Das gemähte Gras muß zusammengereicht und auf Plastikbahnen ins Tal befördert werden. Dort wird es auf Wagen geladen und abgefahren.

Neben der Arbeit bleibt sicherlich Zeit, die Schönheit des Naturschutzgebietes Irrenberg zu genießen. Es bietet sich ein herrlicher Ausblick auf die Albberge bei Balingen und das Albvorland.

Selbstverständlich wird für das leibliche Wohl gesorgt: Am Mittag gibt es zünftiges Vesper, zu dem alle Helferinnen und Helfer eingeladen sind. Im Rahmen einer kleinen Feier wollen wir daran erinnern, daß es diese Aktion nun schon seit 25 Jahren gibt.

Wir bitten Sie herzlich, an dieser Aktion mitzuwirken und nach Ihren Kräften mitzuhelfen.

Der Bus fährt am **Samstag, 26. Juli 1997, um 8.00 Uhr vom Busbahnhof Stuttgart** (Bussteig 14) ab. Zustiege sind nach Vereinbarung entlang der Fahrtstrecke Stuttgart-Tübingen-Hechingen-Irrenberg. **Diese Fahrt ist für die Teilnehmer kostenlos!**

Wir bitten um Ihre Anmeldung bei der Geschäftsstelle, Weberstraße 2, 70182 Stuttgart, Telefon (07 11) 2 39 42 11.



«Schlösser» – ein Magazin für Baden-Württemberg

Viermal im Jahr informiert «Schlösser Baden-Württemberg» über den Kulturbesitz des Landes, der immerhin rund 150 landes- und kulturgeschichtlich bedeutsame Bauwerke und etwa 90 Garten- und Parkanlagen umfaßt. Die Quartalszeitschrift wird von der *Staatsanzeiger für Baden-Württemberg GmbH* in einer Auflage von rund 40 000 Exemplaren in Zusammenarbeit mit dem Verwaltungsbereich «Staatliche Schlösser und Gärten» des Finanzministeriums herausgegeben.

Ziel des «Schlösser»-Magazins ist es, einerseits aktuelle Informationen über Ausstellungen, Konzerte oder Sonderführungen in den historischen Bauwerken weiterzugeben oder neu eingerichtete Info-Zentren vorzustellen. Andererseits wird großer Wert darauf gelegt, Hintergrundwissen zu vermitteln: über Herrscher und ihre Zeit ebenso wie über Künstler und ihre Auftraggeber. Aufgezeigt wird, welche Anstrengungen notwendig sind, um wertvolle Baudenkmäler und ihre Innenausstattungen zu erhalten, zu restaurieren bzw. originalgetreu zu ergänzen. Im Blickpunkt stehen in jedem Heft Neuerwerbungen, die dem Interieur badischer und württembergischer Schlösser den Glanz vergangener Tage zurückgeben.

In diesem Heft finden Sie eine Postkarte, mit der Sie «Schlösser Baden-Württemberg» bestellen können.

(Falls keine Postkarte mehr vorhanden ist, können Sie auch schreiben oder anrufen: Staatsanzeiger für Baden-Württemberg GmbH, «Schlösser», Postfach 10 43 63, 70038 Stuttgart, Telefon (07 11) 6 66 01-31 oder -30.)

Chor des Schwäbischen Heimatbundes

ehem. Chor der Volkshochschule Stuttgart 1946

Einladung zu einem schwäbisch-sommerlichen Konzert am Dienstag, dem **22. Juli 1997**, 19.30 Uhr, im Robert-Bosch-Saal des Rotebühlzentrums, Rotebühlplatz 28 in Stuttgart.

Frisch gesungen: Lieder – Balladen – Chöre

von Friedrich Silcher, Karl Marx, Emil Kübler (Ausschnitte aus der Sauerkraut-Kantate), Hermann-Josef Dahmen (Schnitzfolge von der Alb), Fred Kühenthal (Schwäbisches Quodlibet), Johann Rudolf Zumsteeg (1760–1802) und Emilie Zumsteeg (1797–1857).

Johann Rudolf Zumsteeg war Cellist und Konzertmeister des Stuttgarter Hoforchesters und ein geschätzter Komponist, seine Tochter Emilie gründete den Stuttgarter Frauenliederkranz und wirkte als Musiklehrerin am Katharinenstift.

Ausführende: Wolfgang Isenhardt, Tenor
Angela Straub, Sopran
Michael Kuhn, Klavier
Heidrun Cargnelli, Akkordeon
und ein Instrumental-Ensemble
Gerald Friese – verbindende Worte
Chor des Schwäbischen Heimatbundes

Leitung: Albrecht Luy

Änderungen vorbehalten!

Eintrittspreise: DM 15,-/Erwachsene
DM 10,-/Kinder und Jugendliche

Vorverkauf: Geschäftsstelle
des Schwäbischen Heimatbundes
Weberstraße 2, 70182 Stuttgart
Telefon (07 11) 2 39 42 11

Stiftskirche in Stuttgart

Für die Stiftskirche in Stuttgart liegen Umbau- und Erweiterungspläne vor, die in der Bevölkerung von Stuttgart und darüber hinaus sehr kontrovers diskutiert werden. Nach den Plänen des Preisträgers des Architektenwettbewerbs, Bernhard Hirche aus Hamburg, soll ein Anbau aus Stahl/Glas erstellt werden und große Umbaumaßnahmen im Kircheninnern stattfinden, insbesondere soll eine neue Decke eingezogen werden.

Der Schwäbische Heimatbund hat zu diesen Plänen folgende **Stellungnahme** an den Gesamtkirchengemeinderat in Stuttgart und an die Presse abgegeben:

«Mit Sorge hat der Schwäbische Heimatbund die Planungen des ersten Preisträgers des Architektenwettbewerbs Bernhard Hirche aus Hamburg zur Kenntnis genommen, zur Unterbringung der vielfältigen Nutzungsansprüche einen gläsernen Anbau auf die Freifläche zwischen Schiller- und Marktplatz zu errichten. Wir sind erleichtert darüber, daß der Gesamtkirchengemeinderat die Planung dieses Anbaus nicht mehr weiter verfolgt.

Die Stiftskirche in der inneren Gestaltung eines nach rationalen Gesichtspunkten nach dem Krieg wieder- und neuerbauten Gotteshauses in den Jahren des schnellen

Wiederaufbaus stellt für uns ein bedeutendes zeitgenössisches Zeugnis jener Epoche dar, die sich durch Einfachheit und Herbeheit auszeichnet.

Deshalb müssen alle Veränderungen sehr wohl überlegt sein, und nur schwerwiegende Gründe können uns überzeugen, daß von dem historischen Zeugnis des Wiederaufbaus nach dem Kriege abgewichen wird bzw. Teile davon abgebrochen werden.»

Ortsgruppe Untermarchtal – Kalkofenmuseum Einweihung des Flurkreuzes

Verbunden mit einem **Tag der offenen Tür und Vorführungen alter Handwerkstechniken im Kalkofenmuseum** Untermarchtal, am Sonntag, den **13. Juli 1997**.

Um 11.00 Uhr **Einweihung des Flurkreuzes** (Standort: Nähe Kalkofenmuseum) durch Herrn Pfarrer Jürgen Dolderer

Musikalische Umrahmung: Liederkranz Untermarchtal

Kurze Ansprachen: Martin Blümcke, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes; Alfons Ziegler, Bürgermeister von Untermarchtal

Ab 12.30 Uhr **Vorführungen alter Handwerkstechniken:** Unsere Mitglieder Alfons Roth und Josef Traub demonstrieren das *Aufziehen eines eisernen Radreifs auf ein neues Holzrad*. Eine alte Handwerkskunst, die heute vergessen ist.

Schmiedemeister Alfons Roth zeigt das alte *Handwerk der Schmiede* und führt auch die alte Technik des Feuerschweißens vor. Frau Kreszentia Traub, Untermarchtal, und Frau Dagmar Tress aus Bichishausen zeigen das *Spinnen von Schafwolle*. Gezeigt wird auch das Zwirnen und wie das gesponnene Garn von den Spulen auf die Haspel zu Ricken aufgehaspelt wird.

Das uralte *Handwerk der Töpfer* zeigen Volker und Ursula Billmann, die in Untermarchtal eine Töpferei betreiben.

Das alte *Handwerk des Küfers* führt uns Küfermeister Fritz Gerster aus Attenweiler vor.

Um 13.00 und 15.00 Uhr wird das *Trocken- und Naßlöschchen von gebrannten Kalksteinen* in der Werkshalle vor der Ofenöffnung demonstriert.

Für Speisen und Getränke ist reichlich gesorgt.

Ab 11.30 Uhr servieren wir ein Mittagessen sowie Kaffee und Kuchen.

Diese Veranstaltung findet auch bei schlechtem Wetter statt.

Parkplätze befinden sich beim Kalkofenmuseum.

Liebe Mitglieder, liebe Gäste,

das Reiseprogramm 1997 bietet, wie in den vergangenen Jahren auch, Studienreisen auf hohem Niveau zu interessanten Zielen. Für den Erfolg unseres Reiseprogramms spricht die hohe Nachfrage: Viele Exkursionen sind bereits ausgebucht. Aber auch denjenigen, die ihren Terminkalender für dieses Jahr noch nicht ausgefüllt haben, können wir noch Plätze anbieten. Vielleicht ist ja im folgenden Überblick für Sommer und Herbst 1997 «Ihre» Studienreise dabei:

Ausführliche Informationen finden Sie in unserer Programmbroschüre 1997, die wir Ihnen und Ihren Freunden und Bekannten gerne kostenlos und unverbindlich zuschicken. Fragen zum Programm beantwortet gerne Frau Finckh unter Telefon (0711) 2394211.

Studienreisen

Das besondere Ereignis – nur alle vier Jahre:

Die «Landshuter Hochzeit 1475»

Sonntag, 6. Juli, bis Mittwoch, 9. Juli 1997

Führung: Harald Schukraft

Dieses Festspiel, das die Hochzeit von Herzog Georg dem Reichen von Bayern-Landshut mit Hedwig, der Tochter des polnischen Königs Kasimir IV., originalgetreu in Szene setzt, entführt Sie in die mittelalterliche Welt einer prächtigen Fürstenhochzeit von 1475.

Auf touristischen Straßen durch Süddeutschland:

Die Straße der Staufer

Donnerstag, 10. Juli, bis Sonntag, 13. Juli 1997

Führung: Dr. Uwe Kraus

Die ca. 300 km lange «Straße der Staufer» berührt nahezu alle bedeutenden Punkte, die mit der Geschichte, Kunst, Kultur und Politik der Staufer in ihrer engsten Heimat zusammenhängen.

Klosterpracht und Städtemacht in Ober- und

Niederösterreich

Mittwoch, 23. Juli, bis Sonntag, 27. Juli 1997

Führung: Manfred Akermann

Diese Reise führt Sie zu den Kunstschatzen und großartigen Zeugnissen alter Klosterkultur in der Wachau und an der Donau.

Jütland, eine alte Kulturlandschaft zwischen den Meeren

Samstag, 16. August, bis Samstag, 30. August 1997

Führung: Prof. Dr. Albrecht Leuteritz

Diese Reise führt Sie durch die von Fjorden, Seen und Flüssen zerklüftete Landschaft Dänemarks, die gleichermaßen durch ihre Naturschönheit wie durch ihre bedeutenden Bau- und Bilderwerke besticht.

Moskau und der «Goldene Ring»

Sonntag, 31. August, bis Sonntag, 7. September 1997

Führung: Sibylle Setzler und Nora Bierich

Geschichte und Kunst Rußlands erfahren Sie auf dieser Exkursion in die russische Metropole und die alten russischen Städte.

Auf Spurensuche im Nordschwarzwald:

Grimmelshausen und sein Simplizius Simplizissimus

Samstag, 13. September, bis Sonntag, 14. September 1997

Führung: Harald Schukraft

Neben dem Besuch von Grimmelshausens Wirkungsstätten erkunden Sie bei kleinen Wanderungen die von ihm beschriebenen Gegenden.

Auf den Spuren von Gustav Schwab:

Eine literarische Wanderstudienreise

Freitag, 19. September, bis Sonntag, 21. September 1997

Führung: Dr. Benigna Schönhagen und

Prof. Dr. Wilfried Setzler

Diese Wanderstudienreise möchte Sie mit Leben und Werk des Dichters vertraut machen und die Schwäbische Alb, wie er sie erlebt hat, auf kleinen Wanderungen erschließen.

«Mach nur einen Plan» (II). Stadtplanung als Utopie und Inszenierung von Macht: Hauptstadt Berlin

Samstag, 20. September, bis Sonntag, 28. September 1997

Führung: Sven Gormsen

Stadtplanung als Utopie von Macht und Mittel der Machtdemonstration interessiert uns auf dieser Fahrt in die Hauptstadt Berlin.

Städtereise Prag: Fünf Tage in der Goldenen Stadt

Mittwoch, 1. Oktober, bis Sonntag, 5. Oktober 1997

Führung: Dr. Benigna Schönhagen

Die hunderttürmige Stadt, in der Weltgeschichte geschrieben wurde, erwartet Sie mit ihren Palais, Kirchen und verwinkelten Gäßchen.

Vom alamannischen Stammesherzogtum zum staufischen Herzogtum Schwaben

Freitag, 3. Oktober, bis Sonntag, 5. Oktober 1997

Führung: Prof. Dr. Wilfried Setzler

Neben der politischen Geschichte sollen auf dieser Reise auch die erhaltenen Zeugnisse von Kunst und Kultur der Zeit vom 8. Jahrhundert bis zur Stauferzeit «erfahren» werden.

Ries/Ostalb

Abschalten – Wandern – Erholen

Die gastlichen fünf im Württembergischen Ries: die ehemalige Reichsstadt Bopfingen, die ehemalige Deutsch-Ordensstadt Lauchheim sowie die Gemeinden Kirchheim/Ries, Riesbürg und Unterschneidheim laden ein zum Urlaub, Wochenende, Ausflug.

Ideale Wander- und Radfahrmöglichkeiten durch 2200 ha Landschafts- und Naturschutzgebiete, Wald und Heide, interessante Kulturdenkmale, Offnethöhlen, archäologischer Lehrpfad, Burgen, Schlösser und Museen mit 6000 Jahren Geschichte sowie zahlreiche Freizeitangebote.

Prospekte anfordern bei:

Touristikverein Ries-Ostalb

73441 Bopfingen, Geschäftsstelle Rathaus

Telefon 073 62/801-21, Telefax 073 62/801-50

WÜRTEMBERGER



LEBENSART

Wie könnte man sich nach einem Arbeitstag besser erholen, als mit einem Glas Würtemberger. Bei der Vielfalt der Rebsorten findet jeder das Richtige. Und nicht zuletzt gilt Württemberg als das „Land der großen Roten“. So wird mit einem rassigen Trollinger – des Württembergers liebstes Kind – ein Abend garantiert zum Feierabend.

KENNER TRINKEN  WÜRTEMBERGER

ALTE LANDKARTEN & STADTANSICHTEN

aus Württemberg, Baden, Schwaben

An- und Verkauf

Katalog auf Anfrage

(mit Sonderteil Felix Hollenberg)



KUNSTHAUS SCHALLER
STUTTART

Marienstraße 3 - 70178 Stuttgart

Telefon (0711) 162 65 - 15

Telefax (0711) 162 65 - 55

NEUE BÜCHER BEI THEISS

VOM VOGELHERD ZUM WEISSENHOF

KULTURDENKMÄLER IN
WÜRTEMBERG



In 18 reich bebilderten Kapiteln veranschaulichen namhafte Archäologen, Kunsthistoriker und Architekten den vielfältigen Bestand herausragender Kulturdenkmäler: von den Tierfiguren aus der Vogelherdhöhle bis zur Architektur des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von D. Planck. 272 Seiten mit 306 Farbabbildungen. DM 98,-. Einführungspreis DM 89,- bis 31.12.1997.

PETRA ZWERENZ Alb und Äbler



Geschichten
und Gedichte
Theiss

Auf einfühlsame Weise porträtiert Petra Zwerenz die Alb und ihre Menschen. Mit Liebe zum Detail schreibt sie über das alltägliche Leben, das Vertraute, die kleinen Welten – mal lächelnd und mit leiser Ironie, mal traurig und trotzig. Dabei entstehen außergewöhnliche poetische Bilder über die Menschen und die Landschaft der Schwäbischen Alb. Hrsg. von T. Vogel. 80 Seiten. DM 24,-.

Wolfgang Brenneisen I mag di!



Theiss

Diese vergnüglichen Geschichten über die Liebe und das Leben handeln nicht nur von klassischen Liebespaaren: Der kleine Gabriel zum Beispiel gewinnt mit einem -Gsälzbrot- eine Zirkusprinzessin. Ein pensionierter Beamter und eine Bardame lernen sich dank ihrer geliebten Vierbeiner besser kennen. Eine kleine Welt nach der anderen öffnet sich in diesen unterhaltsamen Erzählungen. 160 Seiten. DM 29,80.

Im Buchhandel erhältlich

THEISS

Aufgrund der sehr hohen Nachfrage haben wir uns entschlossen, die **Wanderstudienreise in die Cevennen** zu wiederholen. Das Programm entnehmen Sie bitte der Ausschreibung der Reise Nr. 53 im Reiseprogramm 1997.

Termin: Montag, 13. bis Dienstag, 21. Oktober 1997

Führung: Dr. Raimund Waibel

Preis pro Person (inkl. Busfahrt, Führungen, Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

1685,- DM inkl. Halbpension im Doppelzimmer

1985,- DM inkl. Halbpension im Einzelzimmer

Tagesfahrten

Bad Wildbad: Denkmalpflege in einem historischen Badeort

Samstag, 21. Juni 1997

Führung: Dr. Johannes Wilhelm

Die Alblandschaft zwischen Heuberg und Trochtelfinger Heide

Samstag, 28. Juni 1997

Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller

Justinus Kerner und die Stadt Weinsberg

Samstag, 5. Juli 1997

Führung: Dr. Hans Mattern

Auf altwürttembergischen Spuren im badischen Schwarzwald

Samstag, 19. Juli 1997

Führung: Karl-Martin Hummel

Aktion Irrenberg 1997

Samstag, 26. Juli 1997

Kostenlose Fahrt mit Bewirtung zur Pflegeaktion im Naturschutzgebiet Irrenberg.

(Näheres auf Seite 208!)

Residenzen im Ries

Samstag, 16. August 1997

Führung: Manfred Akermann

Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches, Teil II

Samstag, 20. September 1997

Führung: Prof. Dr. Dieter Planck

Anschriften der Autoren

Irmtraud Dietrich, Dr., Eine Leine 15, 44803 Bochum
Heinrich Fink, Gruentenstraße 5,
88410 Bad Wurzach

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 70197 Stuttgart

Walter K. Kast, Dr., Staatliche Lehr- und Versuchsanstalt für Wein- und Obstbau, Postfach 1309,
74185 Weinsberg

Manfred Kretschmer, Dr., Weißenauer Halde 56,
88214 Ravensburg-Weingartshof

Hanz Luz, Prof., Im Asemwald 62, 70599 Stuttgart
Walter Scheffler, Ulrichstraße 14,
71672 Marbach a. N.

Ernst Stegmaier, Endinger Straße 17,
79356 Eichstetten

Raimund Waibel, Dr., Klöpferweg 18, 70563 Stuttgart-Vaihingen

Reinhard Wolf, Uhlandstraße 8, 71672 Marbach a. N.

Bildnachweis

Titelbild: Foto YAM; S. 114 f.: Reinhard Wolf, Marbach a. N.; S. 116: Martina Wiegärtner, Bezirksstelle für Naturschutz, Freiburg, S. 117, 121–123: Ernst Stegmaier, Eichstetten, S. 118: Landesvermessungsamt, Stuttgart; S. 124–137: Landesdenkmalamt, Archäologische Denkmalpflege; S. 138–143 oben: Prof. Hans Luz, Stuttgart, S. 143 unten: Kreativ planen. Ideenwettbewerb bei der Straßenplanung «Projekt B 30 Umgehung Ravensburg», Schriftenreihe der Straßenbauverwaltung, Heft 5; S. 144–149: Staatliche Lehr- und Versuchsanstalt für Wein- und Obstbau, Weinsberg; S. 150 f.: Dr. Wolfram Buff, S. 152: Heinrich Fink, Bad Wurzach; S. 153, 155, 157–163: Dr. Raimund Waibel, Stuttgart-Vaihingen, S. 154 und 156: Freilichtmuseum Beuren; S. 165–173: Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv, S. 174: Karl Zigerli, Bern; S. 175 und 177: Dr. Irmtraud Dietrich, Bochum, S. 179–183 und 185: Gemäldegalerie Berlin-Dahlem, Staatliche Museen zu Berlin, Stiftung Preußischer Kulturbesitz, S. 184: Reproduktion aus Manfred Tripps: Hans Multscher, seine Ulmer Schaffenszeit 1427–1467. Weißenhorn 1969, Abb. 118; S. 186–188: Dr. Manfred Kretschmer, Ravensburg; S. 208: Schwäbischer Heimatbund.

Naturschutzzentrum kam bisher gut an

(dpa/lsw) Das Naturschutzzentrum Schopfloch ist zum Publikumsrenner geworden. Bereits 8000 Menschen haben die im Juli vergangenen Jahres gemeinsam von Land und Landkreis Esslingen eröffnete Einrichtung besucht oder an Veranstaltungen der gemeinnützigen Stiftung teilgenommen.

«Mit dem Jahresprogramm '97 wollen wir noch eins draufsetzen», kündigte Wolfgang Wohnhas, der Leiter des Zentrums, an. 200 Veranstaltungen seien bereits fest geplant, hinzu kämen außerplanmäßige Führungen und Vorträge. Neu ist in diesem Jahr das «grüne Klassenzimmer», ein Angebot an Schulen, die in Schopfloch mikroskopieren und Biotope untersuchen können.

«Das Naturschutzzentrum hat sich in seinem neuen Gewand etabliert, wir versuchen, diese Entwicklung fortzusetzen», erklärte Gerhard Haag, Umweltdezernent des Kreises Esslingen, bei der Präsentation des über 50seitigen Programmheftes für 1997. Und Wolfgang Wohnhas freut sich, daß in diesem Jahr bereits 1100 Besucher den Weg zur Einrichtung am aufgelassenen Steinbruch auf der Schopflocher Alb gefunden haben.

Unter anderem sieben Sonderausstellungen sollen in den nächsten Monaten dafür sorgen, daß der Besucherstrom nicht abreißt. Die Themenpalette reicht dabei von «Wir und unsere Umwelt» über «Kröte, Frosch und Molch» bis hin zu «Freiheit fatal», «Fließgewässer» oder «Naturschutz und Landwirtschaft». Ein weiteres gewichtiges Thema wird in diesem Jahr das Zusammenspiel von Freizeit und Natur bilden. Besucher der Schopflocher Alb werden dabei mit den Auswirkungen modernen Freizeitverhaltens konfrontiert und erhalten Anregungen zu umweltgerechtem Handeln.

Ausstellung der KZ-Gedenkstätte Vaihingen

(PM) Die Initiative KZ-Gedenkstätte Vaihingen a. d. Enz e. V. hat in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Vaihingen a. d. Enz eine Ausstellung zum ehemaligen Konzentrationslager «Wiesengrund» gestaltet. Diese Ausstellung mit dem Titel «Erinnerungs-Bruch-Stücke» erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie zeigt exemplarisch in acht Stationen die Geschichte des Arbeits- und Todeslagers sowie des späteren Kranken- und Sterbelagers auf. Dabei wird uns auf eindringliche Art vor Augen geführt, welche menschliche Tragödie sich in den letzten neun Monaten des Zweiten Weltkrieges in unserer Heimat, im abgelegenen Glattbachtal bei Vaihingen a. d. Enz, abspielte. Es kamen über 1500 Menschen um.

Im zweiten Teil der Ausstellung wird dokumentiert, wie dieser grauenvolle Abschnitt unserer jüngsten Geschichte in den letzten fünfzig Jahren aufgearbeitet worden ist. Für die Initiative KZ-Gedenkstätte Vaihingen a. d. Enz ist diese Ausstellung ein weiterer wichtiger Etappenschritt auf dem Wege zur endgültigen Gedenkstätte.

Im Rahmen dieser Ausstellung finden eine Reihe von Veranstaltungen statt. So werden Zeitzeugen berichten, eine alternative Kreisrundfahrt wird zu weiteren Spuren grausamer NS-Geschichte führen, und es wird versucht werden, gegenwärtige rechte Gewalttendenzen darzustellen.

Die Ausstellung ist in den Räumen des Vaihinger Stadtarchivs bis 18. Juli 1997 zu sehen. Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.30–12.00 Uhr, Di 14.00–16.30 Uhr, Do 14.00–19.00 Uhr. Führungen nachmittags auf Anfrage unter Tel. (07042) 18270.

Landtafel von Mömpelgard wurde neu ediert

(PM) Vor 600 Jahren begann mit der förmlichen Verlobung von Graf Eberhard d. Jüngeren von Württemberg und der Mömpelgarder Erbtöchter Henriette eine fast vier Jahrhunderte andauernde Beziehung zwischen Mömpelgard und Alt-Württemberg. Aus diesem Anlaß gibt die Historische Gesellschaft Mömpelgard (Société d'Emulation de Montbéliard) eine Rekonstruktion der 1616 von Heinrich Schickhardt angefertigten «Landtafel von Mömpelgard» heraus. Diese erste nach modernen Vermessungsgesichtspunkten erstellte Karte zeigt sämtliche Besitzungen des Hauses Württemberg links des Rheins in einer bewundernswerten Genauigkeit. Da das Original 1944 beim Brand der Württembergischen Landesbibliothek vernichtet wurde, mußte eine alte Fotografie als Grundlage für die Wiederherstellung herangezogen werden. Nicht nur Städte, Dörfer und Weiler, auch Mühlen, Schmieden, Bergwerke, Salinen und ähnliches sind auf der Karte vermerkt. Bis ins kleinste Detail farbig nachgezeichnet, wurde sie entsprechend dem einstigen Original mit reich verzierten Renaissance-Kartuschen sowie zahlreichen Wappen geschmückt. Ein 45 Seiten umfassendes Beiheft mit erläuternden Texten deutscher und französischer Autoren ergänzt die in einer Schmuckkassette angebotene Edition. Sie ist die erste durchgängig zweisprachige Veröffentlichung und damit ein Zeugnis für die auf einer langen Tradition gegründete Freundschaft zwischen Mömpelgard und Württemberg. Bis Ende Mai 1997 gilt für die Karte mit Beiheft ein Subskriptionspreis von 49,- DM, danach 56,- DM. Die Edition ist über die Kartenverkaufsstelle des Landesvermessungsamts Baden-Württemberg, Büchsenstraße 54, 70174 Stuttgart, zu beziehen.

200 Jahre Koexistenz – Laupheimer Museumsthema

(swp) Museumsgründungen sind heute nicht gerade an der Tagesordnung. Recht bemerkenswert also, wenn im oberschwäbischen Laupheim an einem Museumsprojekt gearbeitet wird, das etwas ganz Neues leisten will, und daß die Stadt und ihre Gemeinderäte dies erkannt haben und ermöglichen. Zwar (noch) nicht im wünschenswerten Umfang, aber doch, obwohl auch Laupheim sparen muß, nicht anders als jede Kommune. Im Aufbau ist dort ein Stadtmuseum, das als christlich-jüdisches Museum konzipiert wurde. Genau in einem Jahr soll die Eröffnung sein.

Im Unterschied zur großen Mehrzahl der Dauerausstellungen und Gedenkstätten, die der Geschichte des deutschen Judentums gewidmet sind, soll in Laupheim die jüdische Vergangenheit nicht losgelöst von der Heimatgeschichte betrachtet werden. Vielmehr zielt das Museumskonzept auf die Darstellung des Zusammenlebens von Christen und Juden. Die Stadt im Landkreis Biberach ist prädestiniert, erstmals in Baden-Württemberg einen solchen integrativen Ansatz zu verwirklichen. Denn die Entwicklung Laupheims wurde maßgeblich durch Juden geprägt; im Jahr seiner Stadterhebung 1869 war der Ort mit 843 jüdischen Bürgern, die somit über ein Fünftel der Bevölkerung ausmachten, die größte Judengemeinde in Württemberg. Der jüdische Friedhof zeugt noch davon.

Die Möglichkeiten für das vormalige Heimatmuseum, auf der Grundlage eines historisch notwendigen Gedankens und nach allen modernen Regeln der Vermittlung zu expandieren, ist zwei glücklichen Umständen zu verdanken. Die Stadt kann mit Hilfe eines Zuschußprogramms des Landes ihr Schloß Großlaupheim sanieren und erhält dadurch Räumlichkeiten, die eine sinnvolle öffentliche Nutzung verlangen und sie mit diesem Museum erhalten. Und das Projekt haben zwei ausgewiesene Fachfrauen in der Hand, die neben Kompetenz und Erfahrung eine Fülle le-

bendiger Ideen einbringen. Die Historikerin Dr. Benigna Schönhagen aus Rottenburg hat in Tübingen und Stuttgart Ausstellungen zu NS-Zeit und Krieg mitaufgebaut. Myrah Adams, von der Kunstgeschichte herkommend, hat in Ulm Dokumentationen über Kultur im Nationalsozialismus und jüdische Künstler-schicksale erarbeitet.

Wenn Benigna Schönhagen und Myrah Adams somit auch vielseitige Fachkenntnisse zu Nationalsozialismus und Judenverfolgung fruchtbar machen können, ergibt sich aus ihrem Grundgedanken an die jahrhundertelange Koexistenz von Christen und Juden, daß in Laupheim die Geschichte der Judengemeinde nicht zentral von ihrem schrecklichen Ende her betrachtet werden soll. Auch von der Religion her wird das Judentum nicht aufgerollt. Grundinformationen zum Glauben werden deshalb aber nicht fehlen, und zu den Schlußetappen der Vertreibung und Deportation können Zeitzeugenberichte genutzt werden.

Benigna Schönhagen und Myrah Adams beschäftigt insbesondere die Vermittlung sozialgeschichtlicher Zusammenhänge; Zeitströmungen und gesellschaftlicher Wandel sollen auch im Spezifischen der Geschichte Laupheims anschaulich werden, die somit wieder exemplarisch erscheinen kann, zumindest für die Gemeinden des Landjudentums in Württemberg. Der Bogen wird gespannt von der Ankunft der ersten Schutzjuden, die 1730 unter der Ortsherrschaft der Reichsfreiherrn von Welden nach Laupheim kamen, zum Wachstum ihrer ghettoartigen Siedlung auf dem «Judenberg», zum Mit- und Gegen-einander in der gemeinsamen Geschichte einer Stadtentwicklung, an der die vorrangig Handel treibenden Juden, später auch als Fabrikgründer, wirtschaftlich wichtigen Anteil hatten, bis hin zum 1938 beginnenden offenen Antisemitismus und dem katastrophalen Ende.

Die klassische Sammlung eines Heimatmuseums, Textbeiträge und Bild- und Tonmedien sollen zur Vermittlung genutzt werden. Entworfen werden in der augenblicklich sehr kreativen Phase museale Inszenie-

rungen, insbesondere um herausragende Laupheimer Persönlichkeiten herum. Der jüdischen Familie Steiner, in deren Besitz Schloß Großlaupheim von 1843 bis 1961 war – das Museum erhält also einen idealen Platz –, wird ein eigener Raum vorbehalten sein. Dr. Kilian Steiner (1833–1903), Mitbegründer der Württembergischen Vereinsbank und auch des Schiller-Nationalmuseums Marbach, war als Finanzkapazität und Mäzen herausragend. Die Biographien des Jugendstilkünstlers Friedrich Adler sowie des Hollywood-Produzenten Carl Laemmle, zweier weiterer berühmter Laupheimer Juden, können mit guten Exponaten lebendig werden.

Im Herbst letzten Jahres wollte die Stadt trotz der fortgeschrittenen Vorbereitungen das Museumsprojekt aus Finanzgründen plötzlich sterben lassen, besann sich aber noch einmal eines Besseren. Jedoch wurde die zunächst für die Einrichtung vorgesehene Summe von einer Million Mark um die Hälfte reduziert. Benigna Schönhagen und Myrah Adams haben beschlossen, darüber nicht unaufhörlich zu klagen, sondern in der Entscheidung für das Museum das Positive zu sehen. Sie haben ihr Konzept nicht geschmälert, werden statt dessen innerhalb des Rundgangs einige Räume als merkliche Lücken leer stehen lassen für Themen, die dann in einer Bauphase II folgen müßten.

Bärenschlößle wird im Juni wiedereröffnet

(EZ) Spaziergänger und Wanderer, die in dem Gaststättenprovisorium zum Vespert einkehren, freuen sich über den Baufortschritt am Stuttgarter Bärenschlößle. Das beliebte Ausflugsziel an den Bärenseen nimmt hinter dem Bauzaun Gestalt an. Das 1994 abgebrannte Schlößle wird nach historischem Vorbild wieder aufgebaut.

«Wir werden in der ersten Juni-Woche das Bärenschlößle wiedereröffnen», so die Leiterin des Staatlichen Hochbauamts, Helga Bernhard. Finanzminister Gerhard Mayer-Vorfeld-

der persönlich will das historische Kleinod im Südwesten der Stuttgarter Gemarkung einweihen. Immerhin war es ein langer Weg, bis die Wiederaufbaupläne verwirklicht wurden. Bekanntlich ist der Wiederaufbau keine maßstabsgetreue Rekonstruktion des ehemaligen Jagdschlößles – weil die Baupläne fehlen. Aber das äußere Erscheinungsbild soll an das historische Vorbild angenähert werden. Es wird so wieder aufgebaut werden, wie es von 1817 bis zu seiner Zerstörung im Zweiten Weltkrieg 1943 bestanden hat. Zur Finanzierung des 2,3 Millionen Mark teuren Projektes tragen auch die Gebäudebrandversicherung als Entschädigung für das Feuer und die Denkmalstiftung mit je einer halben Million Mark bei. Außerdem hat der derzeitige Pächter des beliebten Ausflugsziels, der Verein der Brauereien, einen Beitrag von 120 000 Mark zugesagt. Ursprünglich sollte das Bärenschlößle bereits im Mai wieder seine Pforten öffnen. Die verspätete Baugenehmigung und der strenge Winter verzögerten jedoch die Bauarbeiten. Außerdem kam es zu Meinungsverschiedenheiten wegen der Toiletten, die man für die Festwiesenbesucher ursprünglich in einem separaten Neubau unterbringen wollte. Die Planer beugten sich dem Protest der Forst- und Naturschützer und integrierten die sanitären Anlagen jetzt in einen Flügel des Schlößles. Das Ausflugslokal wird mit dem Wiederaufbau recht attraktiv: Es erhält sowohl im Sockelgeschoß als auch im Obergeschoß moderne Gasträume mit großzügigen Terrassen.

Große Seelilienkolonie auf der Alb entdeckt

(EZ) Am Rande der Schwäbischen Alb wurde möglicherweise die größte Seelilienkolonie seit langer Zeit entdeckt. Ein Steinbruchunternehmer hatte den Fund am 20. Februar dem Urwelt-Museum Hauff in Holzmaden gemeldet. Bis dahin galt eine 100 Quadratmeter große Seelilienkolonie als weltweit einmalig, die 1908 entdeckt worden war und der-

zeit das Schmuckstück des Holzmadener Urwelt-Museums Hauff ist.

Am 20. Februar machte der Steinbrecher Kurt Kromer in seinem Schiefersteinbruch in Ohmden den sensationellen Fund: Er entdeckte in einer tiefliegenden Gesteinsschicht eine Seelilienkolonie, die möglicherweise selbst die 1908 entdeckte Kolonie übertrifft. Damals war ein zwölf Meter langer Baumstamm gefunden und in 18jähriger Arbeit präpariert worden.

Seitdem haben die Experten des Museums Hauff bereits 80 Quadratmeter geborgen, zu der ein bewachsenes Treibholz mit elf Metern Länge und 45 Zentimetern Breite gehören soll – ein Ende der Kolonie ist noch nicht in Sicht.

Seelilien sind mit den Seesternen und den Seeigeln verwandte Tiere, die in der Jurazeit lebten und sich durch Eier fortpflanzten. Die ausgeschlüpften Larven besiedelten Treibhölzer und wuchsen zu langstieligen Tieren heran.

Vor 180 Millionen Jahren, als die Schwäbische Alb nur mit dem Schiff zu erreichen gewesen wäre, dümpelten die Tiere – an Baumstämme geklammert – durch die Wogen des Meeres und ernährten sich von Mikrotieren, die sie mit ihren großen Kronen aus dem Meerwasser filterten. Kommissar Zufall spielte bei der Entdeckung in dem Ohmdener Schieferbruch eine wesentliche Rolle. Üblicherweise interessiert die Steinbrecher innerhalb der rund zehn Meter starken Posidonienschieferschicht ausschließlich der Fleins – eine etwa 20 Zentimeter dicke Lage.

Der Fleins ist das begehrte Material, aus dem Tischplatten, Fußböden oder Wandverkleidungen gefertigt werden. Ein Großteil der Fossilien, die Holzmaden weltberühmt gemacht haben, stammten aus dem Fleins oder dem darüberliegenden Abraum. Nur äußerst selten graben sich in den Steinbrüchen die Spitzhacken in tieferliegende Schichten. Genau dort aber, im unterhalb des Fleins liegenden Koblenzer, machte Kurt Kromer seine Entdeckung.

Mit Fiebereifer sind Rolf Bernhard Hauff und seine Mitarbeiter seither dabei, den Fund zu sichern. Die ein-

zelnen Bruchstücke werden vor Ort vermessen, nummeriert, in Lageskizzen übertragen und mit dem Lastwagen nach Holzmaden in die Werkstatt transportiert. Als nach einigen Tagen die ersten Platten geborgen waren und mit zehn Metern Länge und 40 Zentimetern Breite das Ausmaß des Treibholzes feststand, war den Paläontologen klar, daß sie einem Jahrhundertfund auf der Spur sind. «Die ersten vorsichtigen Anpräparationen lassen bereits erkennen, daß die Seelilienkolonie sehr gut erhalten ist», freut sich Museumschef Rolf Hauff.

Ob die gesamte Kolonie abgetragen werden kann, steht im Moment noch nicht fest. Möglicherweise zieht sich der Stamm über die derzeitigen Ausdehnungen des Ohmdener Steinbruchs hinaus. Der Museumschef hält es jedenfalls nach den 80 geborgenen Quadratmetern durchaus für wahrscheinlich, daß die Größe des Funds aus dem Jahr 1908 erreicht oder sogar übertroffen wird.

Rolf Hauffs Großvater Bernhard Hauff und seine Präparatoren arbeiteten damals geschlagene 18 Jahre an den Seelilien, bis das gigantische Steinpuzzle zusammengesetzt war. Verständlich, daß Rolf Hauff deshalb heute nicht sagen kann, was mit dem möglicherweise weltweit größten Fund einer Seelilienkolonie geschieht.

«Auch mit den neu entwickelten Methoden zieht sich die Feinpräparation über Jahre hin», weiß der Fachmann. Dies kostet möglicherweise um die 600 000 Mark, sagte Hauff. Wie er das finanzieren soll, weiß er zumindest im Moment auch noch nicht. Wichtig sei jetzt vor allem, den Fund mit wissenschaftlicher Akribie zu erfassen und die Tausende von Puzzlesteinen unter das sichere Museumsdach in Holzmaden zu bringen.

Ostereier-Museum ist wieder offen

(swp) Nach einjähriger Pause öffnete das Ostereiermuseum Sonnenbühl am 1. März wieder seine Türen. In der langen Ruhepause wurde das Haus renoviert, damit das Museum für die nächsten hunderttausend Gäste ebenso strahlt wie für die ersten.

Es gibt vieles neu zu entdecken und auch manches Bekannte wiederzufinden. Der Sonnenbühler Ostereiermarkt im Museum wurde wieder eröffnet. Bekannten und noch zu entdeckenden Eierkünstlerinnen und -künstlern konnte in der Zeit vom 1. bis 31. März bei verschiedenen traditionellen und neuen Verziertechniken von Ostereiern zugeschaut werden.

Neues zu entdecken gibt es vor allem über eine Landschaft, deren Ostereier vielfach bekannter sind als die Gegend. In der Ausstellung «Sorbischer Frühling» erwartete das Museumspublikum ein kulturgeschichtlicher Spaziergang durch die Lausitz.

Öffnungszeiten: Seit 1. März Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 17 Uhr; ab 20. Mai Dienstag bis Sonntag 13 bis 17 Uhr; ab 1. November Winterpause. Montags Ruhetag. Für Gruppen sind Führungen auch außerhalb der Öffnungszeiten nach Voranmeldung möglich.

Neue Stadtbahnwagen rollen auch über Land

(STZ) Das erste Fahrzeug einer neuen Generation von Stadtbahnwagen ist in Karlsruhe eingetroffen. Insgesamt 21 Stück der sogenannten Zweisystemwagen sollen noch in diesem Jahr an die Karlsruher Verkehrsbetriebe ausgeliefert werden. Die etwa 4,5 Millionen Mark teuren Stadtbahnwagen, die sowohl auf Straßenbahn- wie Bundesbahngleisen fahren können, sollen auf den Strecken nach Eppingen, Pforzheim und Wörth eingesetzt werden. Gegenüber dem alten Stadtbahnwagen besitzt das neue Exemplar nicht nur ein moderneres Design, sondern auch technische Neuerungen.

Ulm feiert 600 Jahre Schwörbrief

(STZ) Mit der Eröffnung einer Ausstellung des Stadtarchivs im Ulmer Stadthaus auf dem Münsterplatz zum Thema «Die Ulmer Bürgerschaft auf dem Weg zur Demokratie» begannen in Ulm die Feiern zum Jubiläum der Besiegelung des Schwörbriefs. Am Mittwoch, 26. März, war es genau 600 Jahre her, daß Zünfte und Patrizier in der ehemaligen Freien Reichsstadt den Großen Schwörbrief unterzeichnet haben. In der Ausstellung ist ein Faksimile der wertvollen Urkunde zu sehen. Die Ulmer Verfassungsgeschichte hat Professor Hans Eugen Specker auch in einer über 500 Seiten starken Forschungsarbeit mit gleichem Titel dokumentiert. In einer eigenen bunten Schau wird im Ulmer Stadthaus auch der bunte und populistische Teil des traditionellen Schwörmontags vorgestellt, das «Nabada» auf der Donau, Bindertanz und Fischerstechen.

Über 100 Kormorane im Land geschossen

(dpa/lsw) In Baden-Württemberg sind in der zulässigen Jagdzeit über 100 Kormorane geschossen worden. Die letzten Zahlen über getötete Vögel stammten zwar von Mitte Februar; es dürften jedoch nicht viel mehr hinzugekommen sein, erklärte ein Sprecher der Fischereiforschungsstelle Baden-Württemberg (Langenargen) auf Anfrage.

Die meisten Abschüsse wurden vom Untersee des Bodensees gemeldet, wo wegen «dringenden Handlungsbedarfes» die Jagd schon sehr früh freigegeben worden war. Sonst verteilte sich die Bejagung auf das ganze Land mit Schwerpunkt im Donau-Alb-Bereich.

Bei den Jägern erfreuen sich die Kormorane nicht gerade großer Beliebtheit, weil ihr Fleisch angeblich tranig schmeckt. «Stimmt wohl nicht», meinte ein Sprecher der Fischereiforschungsstelle. Aus England gebe es eine Rezeptsammlung, nach der der Vogel durchaus schmackhaft zubereitet werden könne.

Schwarzwälder Stausee wird derzeit abgelassen

(lsw) Der Stausee Schwarzenbachtal im Schwarzwald wird abgelassen. Das seltene Ereignis ist notwendig, weil der Grund der Talsperre saniert wird. Ab Anfang Mai können Besucher auf dem Seegrund die alte gepflasterte Straße von Herrenwies begehen.

Bahnlinie unter Denkmalschutz

(STN) Das Landesdenkmalamt hat die Bahnlinie Calw-Weil der Stadt unter Schutz gestellt. Damit ist die 23 Kilometer lange Strecke das «längste Kulturdenkmal» in Württemberg. Nach Mitteilung des Vereins zur Erhaltung der württembergischen Eisenbahnen dürfen an der 1988 stillgelegten Strecke nur noch mit Genehmigung des Denkmalamts Veränderungen vorgenommen werden. Begründet wird der Denkmalschutz mit dem großen Aufwand, mit dem die vor 125 Jahren eröffnete Bahn damals «harmonisch in die Landschaft eingefügt» wurde. Damit sei eine «fast sentimental anmutende Anhänglichkeit an den Schwarzwald» bewiesen worden. Zur Strecke gehört neben zwei Tunnels und Brücken auch der 64 Meter hohe Tälesbachtaldamm bei Calw-Hirsau, der im vergangenen Jahrhundert als «höchster Bahndamm der Welt» bekannt wurde. Geschützt sind jetzt als Zeichen vergangener Architektenkunst auch die Stationsgebäude, die in Buntsandstein oder Holzverschindelt bewußt dem Baustil der Umgebung angepaßt worden waren.

Den Anstoß zur Untersuchung der Bahnlinie durch das Landesdenkmalamt gab der Verein zur Erhaltung der Württembergischen Schwarzwaldbahn in Calw, der sich für die Reaktivierung der schon vom Calwer Schriftsteller Hermann Hesse gerühmten Schienentrasse einsetzt.

DER FEINE UNTERSCHIED



Kunst kommt von Können.

Und das soll so bleiben.

Nicht immer kann ein Künstler zeigen,
was er kann. Ausstellungen sind teuer,
geeignete Räume sind knapp. Hier sehen
wir von der Württemberger Hypo seit
langem eine gesellschaftliche Verpflichtung,
Kunst dadurch zu fördern, daß zeitgenössische
Künstler ihre Werke in unseren Geschäfts-
räumen ausstellen und verkaufen können.

Gewiß: Eine Bank ist keine Galerie.

Aber doch ein Teil der Öffentlichkeit, die
ohne lebendige Kunst ärmer wäre.

Gut, daß es den feinen Unterschied gibt.

Württembergischer
Hypo



Mittelalterliche Welt auf buntem Glas

(epd) Die aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammenden außergewöhnlich bedeutenden Glasfenster dreier Kirchen der ehemaligen Freien Reichsstadt Esslingen stehen bis 3. August im Mittelpunkt eines vielseitigen Kulturprogramms in der Neckarstadt unter dem Motto «Von der Ordnung der Welt». 78 der schönsten Glasgemälde sind in der Franziskanerkirche/Hintere Kirche am Blarerplatz zu sehen.

Die für 1,6 Millionen Mark restaurierten Glasfenster aus der Stadtkirche St. Dionys, der Frauenkirche und der Hinteren Kirche bringen nach Angaben Karin Fasts die damalige Sicht der Weltordnung in ihrem Bildprogramm zum Ausdruck. Es seien teilweise international bedeutende Exemplare, die während der Ausstellungsmonate ganz aus der Nähe betrachtet werden könnten. Bei den im Jahr 1320 in Esslingen hergestellten Scheiben der Franziskanerkirche handele es sich um die ältesten erhaltenen mit Silbergelb bemalten Scheiben außerhalb Frankreichs.

Bis vor drei Jahren waren die Fenster in die mittelalterlichen Kirchen der Stadt, St. Dionys, Franziskanerkirche und Frauenkirche, eingebaut. 1994 stellte man bei Steinmetzarbeiten am Chor von St. Dionys fest, daß viele Gläser stark in Mitleidenschaft gezogen worden waren.

Noch im gleichen Jahr wurden unter wissenschaftlicher Beratung von Professor Rüdiger Becksmann aus Freiburg die notwendigen Arbeiten begonnen und die Fenster komplett herausgenommen. Ihren Originalzustand und ihre Besonderheit verdanken sie dabei gerade dem Umstand, daß sie bis jetzt von Restaurierungen «verschont» geblieben waren. «Im 19. Jahrhundert wurden viele Glasfenster «kaputtrenoviert», erklärte Fast diesen Sachverhalt.

Zusätzlich zur Ausstellung wurde ein großes Begleitprogramm geplant, das für die Bürger einen Bezug vom Mittelalter zur Gegenwart herstellen will. Die Palette der Aktionen soll vom wissenschaftlichen Vortrag bis zu Kabarett und einem Mittelalter-Filmfestival reichen.

175 Jahre Tübinger Museumsgesellschaft

(dpa/lsw) Wer in Tübingen ins «Museum» geht, geht nicht in ein Museum. Der stolze klassizistische Bau im Stadtzentrum gehört der Museumsgesellschaft. Diese ist einer der wichtigsten Kulturträger Tübingens. Die in Deutschland heute einmalige Vereinigung, die sich gern als Bürgerinitiative sieht, besteht jetzt 175 Jahre. Sie hat sich, der Tradition verpflichtet, den Musen verschrieben.

Die Tübinger Museumsgesellschaft wurde aus zwei Vorläufern 1821 gegründet. Noch 1821 wurde der Grundstein für den Bau zwischen der Altstadt und der Wilhelmsvorstadt mit der neuen Universität gelegt. Das Gebäude hatte sechs Lesezimmer, neun Räume zur geselligen Unterhaltung und zwei Billardräume. 1846 folgte ein weiterer Flügel (Uhlandsaal), 1886 der Theater-/Festsaalbau (Schillersaal). Hauptaufgabe war der Aufbau einer Bibliothek, die Mitgliedern Zugang zu Zeitschriften, Zeitungen, populärwissenschaftlichen und bildenden Werken und Schöner Literatur gab. Der Verein nahm lange nur männliche Gebildete auf, etwa Professoren, Geschäftsleute und Honoratioren – Frauen erst 1919, bekamen aber Zugang 1850. Der Geselligkeit dienten Kasinos, es gab Musik-, Vortragsabende, Theater und Bälle.

Die gezielt aufgebaute, historisch gewachsene Bibliothek spiegelt als einmaliges Zeugnis kritische Haltung und Interesse des Bildungsbürgertums. Man hielt 24 liberal-politische, 14 literarische, sechs Unterhaltungs- und mehrere Fachzeitschriften. Rund 2000 Bände kompletter Ausgaben bedeutender Zeitschriften wie «Le Charivari», «Revue des deux mondes», «Fliegende Blätter» und «Kladderadatsch» übergab der Verein 1992 als Dauerleihgabe der Universitätsbibliothek. Die Bücherei steht heute im Leihverkehr jedem offen.

Derzeit bietet die Museumsgesellschaft bei bescheidenen 126 000 Mark Zuschuß der Stadt im Jahr 35 Konzerte, eine Kammermusikreihe, Bebenhäuser Klosterkonzerte, sieben Theaterabende mit Tourneebühnen

und Vorträge. Den 600 000-Mark-Etat finanziert sie aus Beiträgen und Spenden sowie den Pächterlösen eines Restaurants und eines regelmäßig ausgezeichneten Kinos.

Kein Geld mehr für Bodensee-Archäologie

(SK) Das Archäologische Landesamt stoppt, weil das Land die Mittel dafür gestrichen hat, die seit Jahren laufenden taucharchäologischen Forschungen im Bodensee. Die laufenden Untersuchungen im Flachwasser vor Bodman und Sipplingen wurden vorzeitig abgebrochen. Helmut Schlichtherle, Leiter der Hemmenhofener Arbeitsstelle des Landesdenkmalamtes, fürchtet, daß sie auch zumindest vorläufig nicht wieder aufgenommen werden können, falls es nicht gelingt, dafür Sponsoren zu finden. Etwa 250 000 Mark wurden in den letzten Jahren jeweils dafür angesetzt, die nun dem Rotstift zum Opfer fielen.

Seit Anfang der 80er Jahre haben Taucharchäologen im Auftrag des Landesdenkmalamtes an verschiedenen Stellen, unter anderem im See vor Sipplingen, Ludwigshafen und Bodman, umfangreiche steinzeitliche Pfahlbausiedlungen erforscht und dabei teilweise sensationelle Funde gemacht, die Beachtung weit über die Fachwelt fanden. Nicht nur, daß diese Forschungen nun auf unabsehbare Zeit abgebrochen werden müssen. Helmut Schlichtherle fürchtet auch, daß nun viele der Fundstellen durch Erosion, Schiffsverkehr und auch durch neugierige Sporttaucher zerstört werden.

Dazu kommt, daß die Teams der freiberuflich tätigen, hochspezialisierten Taucharchäologen auseinanderbrechen und deren Know-how verlorengeht.

Stillegungsplan für Schienenstrecken?

(dpa/lsw) Weder die Bahn noch die Bundesregierung planen nach Darstellung des Bonner Verkehrsministeriums, unrentable Schienenstrecken stillzulegen. Deshalb gebe es auch keinen politischen Handlungsbedarf, betonte der Sprecher des Ministeriums, Veit Steinle, am 12. März.

Die Grünen im baden-württembergischen Landtag hatten unter Berufung auf ein internes Papier der Bahn berichtet, daß sich das Unternehmen bundesweit von 30 Prozent seiner Schienenstrecken trennen wolle. Im Südwesten seien 21 Prozent des Schienennetzes betroffen. Auf diesen Strecken seien die Kosten nicht durch Erträge zu decken. Die Grünen forderten, die Stillegungen sofort zu stoppen. Ferner verlangten sie, die Schienennetze von der privatwirtschaftlich organisierten Bahn in die direkte öffentliche Trägerschaft zurück zu übertragen.

Unterdessen forderte die Junge Union (JU) Baden-Württemberg die Landesregierung auf, mit einem «Sonderprogramm Schiene» Anreize für private Eisenbahnbetreiber zu schaffen, die von der Bahn stillgelegte Strecken übernehmen wollen. Das Land müsse schnell reagieren. «Sonst steht besonders der ländliche Raum schon bald auf einem Abstellgleis», erklärte JU-Landeschef Dirk Notheis.

Laut Bundesverkehrsministerium gehört es zu den Aufgaben der Bahn, mit Wirtschaftlichkeitsanalysen zu prüfen, wie das Unternehmen mit seiner Ressource Fahrweg zusätzlichen Verkehrsbedürfnissen entsprechen kann. Es werde somit nicht zuerst darüber nachgedacht, wie eine unrentable Strecke stillgelegt werden könne. Vorrangiges Ziel sei es, bei einer bisher unrentablen Strecke in die schwarzen Zahlen zu kommen.

Die Bahn versucht laut Bonner Verkehrsministerium unter anderem, durch Senkung der Kosten und durch marktgerechte Angebote bestehende Marktpotentiale zu realisieren. Hierzu gehöre auch die Nutzung des Schienennetzes durch Dritte. Ferner strebe die Bahn Kooperationen

mit anderen Anbietern an. Die Abgabe der Strecke an Dritte wäre die nächste Stufe möglicher Aktivitäten. Dies sei auch im Einvernehmen von Bundestag und Bundesrat in die Bahnreformgesetze eingefügt worden.

Nach Angaben der Grünen plant die Bahn, sich in Baden-Württemberg von über 800 Kilometern Schiene zu trennen. Insgesamt 446 Kilometer davon entfielen auf die «Kategorie A», die von der Bahn kurzfristig abgestoßen werden soll.

Stuttgart 21 ohne Risiko für Mineralwasser?

«Die Bohrerergebnisse sind positiv. Als Geologe kann ich mit geringen Einschränkungen grünes Licht geben.» So lautete das Resümee von Dr. Wolfgang Ufrecht, Fachmann für den Mineralwasserschutz beim Amt für Umweltschutz, als der dritte Band der «Untersuchungen zur Umwelt Stuttgart 21» vorgestellt wurde. Der Band gibt einen Einblick in den geologischen Untergrund und bewertet die Gefahren, die durch Stuttgart 21 für die Mineral- und Heilquellen entstehen können.

Die Untersuchung kommt zum Ergebnis, daß bestimmte Baumaßnahmen die Schüttung der Quellen beeinträchtigen können, und zwar jene, die direkt in die mineralwasserführende Schicht des Oberen Muschelkalks oder in den darüber liegenden, als schützender Deckel fungierenden 20 Meter mächtigen Unterkeuper eingreifen. Wegen des 30 bis 50 Meter großen Abstands der Oberfläche zum Keuper ist aber der Planungsbereich nördlich des Pragfriedhofs nicht empfindlich. «Je näher wir an das Nesenbachtal kommen, um so vorsichtiger muß jedoch bei der Bebauung verfahren werden», betonte Bürgermeister Jürgen Beck. Denn am linken Nesenbachtalrand werden die schützenden Deckflächen immer dünner, teilweise sind es nur noch wenige Meter. So ist beispielsweise der östliche Teil des heutigen Bahnbetriebswerks als sensibel zu betrachten, ebenso sensibel

sind die Ostflächen des Planungsgebiets zwischen Hauptbahnhof und Wolframstraße. Diese Zone könnte sich erweitern, würde die frühere, vor dem Bau des Hauptbahnhofs bestehende Geländeform wieder herstellt, wie es der Entwurf des Architekturbüros Trojan, Trojan + Neu anregt. Das Darmstädter Büro hat vorgeschlagen, die Mitte des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts aufgeschütteten Terrassen abzutragen und den ursprünglichen Hang samt Gefälle wiederherzustellen.

Die Untersuchungsergebnisse bedeuten nach Darstellung von Dr. Ufrecht jedoch nicht, daß in den sensiblen Bereichen des Planungsgebiets nicht gebaut werden darf. Wichtig sei, den Baugrund am Nesenbachtalrand zu untersuchen, um auszuschließen, daß durch einen zu tiefen Eingriff sensible Schichten angeschnitten würden. Die aus der Untersuchung gewonnenen geologischen und hydrogeologischen Ergebnisse bilden die Grundlage für die wasserwirtschaftliche Beurteilung von Eingriffen bei der Neubebauung. Aus ihnen resultieren Planungsempfehlungen, die insbesondere dem Schutz der Mineralquellen von Bad Cannstatt und Berg mit ihren elf staatlich anerkannten Heilquellen zugute kommen.

Der dritte Band zu den «Untersuchungen zur Umwelt Stuttgart 21» umfaßt 87 Seiten mit 15 Abbildungen und 13 Farbkarten. Unter Verwendung der Ergebnisse von 600 Bohrungen werden folgende Themenbereiche behandelt: Geologischer Aufbau, Grundwasser, Grundwasserströmung, Mineral- und Heilquellen sowie Baugrundgeologie und Bodenschutz. In einer Auflage von 120 Exemplaren erschienen, wird der Band vom Amt für Umweltschutz gegen eine Schutzgebühr von 50,- DM weitergegeben.

Neuffener Hörnle soll unter Naturschutz

(STZ) Das Gebiet Hörnle-Jusenberg soll unter Naturschutz gestellt werden. Das dazu notwendige Verfahren hat das Stuttgarter Regierungspräsidium eingeleitet. Das neue Naturschutzgebiet auf Neuffener Markung umfaßt 48 Hektar Fläche. In dem stillgelegten Steinbruch haben sich zahlreiche seltene Tiere und Pflanzen angesiedelt.

Zusammen mit den angrenzenden Naturschutzgebieten Jusi-Auf dem Berg und Goldland-Klausenberg entsteht damit ein 216 Hektar großes Ökoreservat am Albrand, das zusätzlich durch umliegende Landschaftsschutzgebiete abgesichert ist. «Der ökologisch und geologisch wertvolle Albrand zwischen Neuffen und Dettingen/Erms ist damit großflächig gesichert», sagt Regierungspräsident Udo Andriof.

Das Hörnle bildet, zusammen mit dem nordwestlich anschließenden Jusi, einen vom eigentlichen Albrand vorspringenden Bergsporn, der nur noch über einen schmalen Sattel mit der Erkenbrechtsweiler Berghalbinsel verbunden ist. Bis 1975 wurden in dem Steinbruch in großem Stil Rohstoffe für die Zementindustrie abgebaut. Die rund 125 Meter hohe Abbauwand ist heute noch sichtbar, aber seit der Betrieb im Steinbruch stillgelegt wurde, hat er sich, so das Regierungspräsidium, zu «einem überregional bedeutsamen Lebensraum aus zweiter Hand» entwickelt. Inzwischen haben Experten am Hörnle über 170 teilweise selten gewordene Pflanzenarten gesichtet, darunter das Männliche Knabenkraut, die Kugelige Teufelskralle oder die Lorbeerweide.

Von 105 Vogelarten, die auf dem Gelände nachgewiesen wurden, stehen immerhin 20 auf der Roten Liste für bedrohte Arten. Dazu kommen immerhin 15 Reptilien- und Amphibienarten, 19 Libellenarten und eine Vielzahl von Schmetterlingen und sonstigen Insekten. Grund für diese Artenvielfalt sind die mannigfaltigen Lebensräume, die sich in dem Steinbruch an Felswänden, Hangrutschflächen, Trockenrasen, Waldsäumen,

Gebüsch oder Tümpeln entwickelt haben. Zudem ist das Gelände wegen der dort vorhandenen Steinschlaggefahr seit der Stilllegung des Steinbruchs eingezäunt.

In dem künftigen Naturschutzgebiet sollen für Besucher zum Schutz der Tier- und Pflanzenwelt zusätzliche Einschränkungen gelten. So soll das Verlassen der Wege künftig ebenso verboten sein wie das freie Laufenlassen von Hunden oder gar das Befahren des Gebiets mit Autos und Motorrädern. Untersagt ist auch die Nutzung der kleinen Wasserflächen, während die Inanspruchnahme der Waldbereiche in der bisherigen Art und im seitherigen Umfang weiter gestattet ist. Naturschutzverbände und Anliegergemeinde hatten sich seit langem für die Ausweisung des ehemaligen Steinbruchs als Naturschutzgebiet eingesetzt.

Kein Windrad auf dem Kaltenbronn

(BNN) Das Regierungspräsidium Karlsruhe hat den Bau eines Windrades im Bereich Kaltenbronn zwischen Enztal und Murgtal abgelehnt. «Die Errichtung der Anlage auf dem Hohlohgipfel steht im Widerspruch zum Schutzzweck der Landschaftsschutzverordnung, da das Vorhaben an diesem Standort zu einer nicht vertretbaren Belastung der Landschaft führt», teilte die Karlsruher Behörde als Ergebnis ihrer Abwägung mit.

Das Projekt eines rund 75 Meter hohen Windrades auf dem Hohlohgipfel, das ein privater Investor errichten wollte, hatte von Anfang an vor Ort ebenso viele Befürworter wie Gegner gefunden. Während sich Gernsbachs Bürgermeister Dieter Knittel engagiert für eine Windkraftanlage einsetzte und auch der Gemeinderat einstimmig dafür votierte, machten die Naturschutzbehörde wie auch Landrat Werner Hudelmaier Bedenken geltend. Diesen schloß sich das Regierungspräsidium jetzt an: Die Anlage wäre auf große Entfernung aus allen Richtungen sichtbar und würde dem bisher stark

naturgeprägten Standort Hohloh ein völlig neues Gesicht verleihen; zudem wäre das Windrad mehr als doppelt so hoch wie der Aussichtsturm und der militärische Sendemast, die sich in unmittelbarer Standortnähe befinden.

Staatssekretär Palmer für «Haus der Geschichte»

(dpa/lsw) Pläne für ein Haus der Geschichte in Stuttgart sollen nicht zugunsten eines Sammlermuseums aufgegeben werden. Dies sagte der Staatssekretär im Ministerium für Wissenschaft und Kunst, Christoph Palmer, in Stuttgart. Entsprechende Vorschläge enthielten einen «entscheidenden Denkfehler». Für das Haus der Geschichte sei eine Ausstellungsfläche von 2000 Quadratmetern vorgesehen, private Kunstsammler benötigten aber eine weitaus größere Fläche. In Karlsruhe sollten dagegen durch den Ausbau zweier Lichthöfe im Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM) binnen Jahresfrist etwa 10000 Quadratmeter Ausstellungsfläche für Werke privater Sammler zur Verfügung stehen.

Kuckucksuhrenfabrik findet keinen Käufer

(vwd) Kein Interessent hat sich für die Schmeckenbecher Uhren GmbH & Co, Villingen-Schwenningen, gefunden, die einst als größter Kuckucksuhren-Hersteller galt. Das Unternehmen war im Herbst vergangenen Jahres in Konkurs gegangen. Zuletzt wurden noch 70 Mitarbeiter beschäftigt. In den siebziger Jahren wurden mit 300 Mitarbeitern jährlich 5 Millionen Kuckucksuhren gefertigt. Das größte Interesse an Schmeckenbecher hätten Russen gezeigt. Sie hätten aber zu wenig Mittel nachweisen können. Das Schmeckenbecher-Zweigwerk in Schonach, das Holzarbeiten für hochwertige Automobile produzierte, wurde geschlossen.

Wandern – Radwandern – Freizeit

BADEN-
WÜRTTEMBERG



ohne unsere Karten
sollten Sie nicht starten



aktuelle Karten
für ganz
Baden-Württemberg

zu beziehen beim
Landesvermessungsamt
Baden-Württemberg
Büchsenstr. 54
70174 Stuttgart
☎ 0711/123-2831
Fax 0711/123-2980



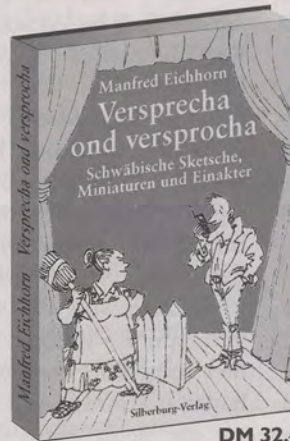
und bei den staatlichen Vermessungsämtern
und deren Außenstellen
oder im Buchhandel



DM 29,80



DM 19,80



DM 32,-



DM 19,80

und hören:



CD: DM 29,80

regional

Leselust

Erscheint Ende Mai 1997.



DM 49,-

Erscheint Ende Mai 1997.



DM 39,80

Silberburg-Verlag

Schönbuchstraße 48 • 72074 Tübingen • Tel. (07 07 1) 61 08 90

Gib't in jeder Buchhandlung.

«Mobilmachung für Kaiserliches Sperrfort»

(BNN) 80 Jahre war sie geschlossen und längst in Vergessenheit geraten, jetzt wird sie wieder für das Publikum geöffnet – die alte deutsche Festung «Kaiser Wilhelm II.» oberhalb des elsässischen Städtchens Mutzig südwestlich von Straßburg. Ein Förderverein mit 18 Mitgliedern hat in zahllosen Arbeitseinsätzen das riesige kaiserliche Sperrfort im äußeren Festungsgürtel um Straßburg in den vergangenen fünf Jahren restauriert und die technischen Anlagen wieder in Gang gesetzt. Jeden ersten Sonntag im Monat ist das Werk für Besucher geöffnet.

Mit einem Kostenaufwand von rund 20 Millionen Goldmark wurde die Feste «Kaiser Wilhelm II.» zwischen 1893 und 1918 – als das Elsaß zum Deutschen Reich gehörte – erbaut und zählt heute festungsgeschichtlich zu den ungewöhnlichsten Werken in Europa: Erstmals wurde beim Bau der 254 Hektar großen Anlage Beton verwendet, wurden Wasserleitungen, elektrisches Licht, sogar Telefon- und Alarmleitungen verlegt. Für damalige Verhältnisse modernste Dieselmotoren, Wasserpumpen und Lüftungstechnik versorgten die 7500 Mann starke Besatzung mit Energie und Luft. Schirmlafettenbatterien, Einzelforts, Maschinengewehrkasematten, Periskoptürme, Beobachtungsstellungen und 38 Kanonen sicherten die Feste, die sowohl das Rheintal als auch den Vogesenhauptkamm gegen den Durchzug der französischen Heere sperren sollte.

Heute gleicht der nun geöffnete Teil der Anlage einem riesigen Museum in bestem Zustand. Begehbar sind gut 130 Hektar der über- und unterirdischen Einrichtungen – darunter das Kraftwerk und eine Großbäckerei. Die Führung für Gruppen dauert etwa zwei Stunden und führt über drei Kilometer zur Hälfte durch Gänge und Kasematten. Alle technischen Einrichtungen befinden sich im Originalzustand und sind voll funktionsfähig.

Zur Feste «Kaiser Wilhelm II.» kommt man am einfachsten über die Autobahn 352 von Straßburg in Rich-

tung Schirmeck/Abfahrt Mutzig-Dinsheim. Gruppen können die Festung auch samstags nach Vereinbarung besichtigen.

Kontakt: Bernard Bour, Mutzig, Telefon 06 08 84 17 42, oder Bernhard Just, Kronau bei Bruchsal, Telefon (072 53) 313 93.

Bundschuh-Bauern 10 Jahre nach dem «Sieg»

(STZ) Am 24. März vor zehn Jahren hat das Bundesverfassungsgericht die «Schlacht um Boxberg» endgültig zugunsten der Bundschuh-Bauern entschieden und klargestellt, daß die Daimler-Benz AG und die baden-württembergische Landesregierung mit gesetzeswidrigen Waffen gekämpft hatten. Die Gewinner des «Bauernkriegs vom Umpfertal» haben damals zwar mit ihrem Widerstand gegen Industrie und Politik ein Stück Rechtsgeschichte mitgeschrieben, aber inzwischen haben sie andere Sorgen. Heute müssen die Genossenschaftler nicht mehr ihren Grund und Boden verteidigen. Jetzt wollen sie statt dessen den bundesdeutschen Biomarkt erobern und wenigstens mit biologisch-dynamischen Kartoffeltaschen wieder in aller Munde sein.

Im Schwabhausener Bundschuh-Büro hängen immer noch Fotos an der Wand, Szenen von einem fünf-tägigen Fußmarsch nach Karlsruhe und dem vergeblichen Versuch, gegen massiven Polizeieinsatz den Kahlschlag von 90 000 Bäumen zu verhindern. «Mensch, haben die sich hier aufgeführt und auf den Putz gehauen», erinnert sich Horst Oellers an die neun Jahre, in denen die Daimler-Benz AG zusammen mit der Landesregierung unbedingt den Bau einer mindestens 300 Millionen Mark teuren Teststrecke im nordbadischen Bauland durchsetzen wollte und letztlich nur daran scheiterte, daß sich eine Handvoll Bundschuh-Bauern nicht einfach dafür von ihren Höfen vertreiben lassen wollte. «Wir sind stolz darauf, daß sie uns nie in die Knie gezwungen haben», sagte der Genossenschaftschef Oellers und

pocht auf den Nutzen des Kampfes für die Demokratie: «Wenn wir nach drei verlorenen Prozessen aufgegeben hätten, wäre es Bundesrecht geworden, daß Privatleute für private Unternehmen enteignet werden können.» Für viele Bewohner der Gegend um Boxberg, Assamstadt und Schwabhausen sind die Folgen der damaligen Vorgänge freilich immer noch schmerzlich. Natürlich versucht heute keiner mehr, Bauernhöfe oder Grünkern-Darren von Teststrecken-Gegnern abzufackeln. Drohbriefe, Telefonterror und Prügeleien haben längst aufgehört, aber der Vorwurf, die Bundschuh-Leute hätten mit ihrem Widerstand Fortschritt und Wohlstand in der ländlichen Umgebung verhindert, dauert an. Die Hoffnung auf Hunderte neuer Arbeitsplätze in dem strukturschwachen Gebiet ist bis heute nicht erfüllt worden. Zahlreiche Bauern, die damals im Vertrauen auf Politiker und Manager ihr Land verkauft und einen Arbeitsplatz bei Daimler angenommen hatten, fahren nach wie vor als Berufspendler täglich mehr als 200 Kilometer nach Stuttgart und zurück. Aber auch manche Kollegen von der Siegerseite fühlen sich weiterhin «abgestraft»: Angeblich verweigert ihnen das Land heute noch Pachtflächen oder plagt die Bauern mit einjährigen Verträgen, mit denen «doch keiner planen kann».

Vielleicht hat gerade deswegen die «alte Solidarität» unter den Bundschuh-Bauern überlebt, die jetzt zu neuen Ufern aufbrechen wollen. Ohne Widerspruch akzeptieren sie die Pläne des Bosch-Konzerns, der gerade auf einem Achtel des ehemaligen Daimler-Geländes eine Teststrecke baut. Und mit Gelassenheit beobachten sie, wie die Landesregierung in Stuttgart seit Jahren ihr Versprechen nicht einhält, in Boxberg ein großes Agrarzentrum zu bauen. Denn die einstige Rebellen-Organisation aus ein paar Dutzend Biobauern und noch etwa 1200 auswärtigen Sympathisanten geht längst selbst in die geschäftliche Offensive.

Nachdem sie 250 000 Mark Schulden aus dem Widerstand zurückgezahlt hatten, machen die Genossenschaftler seit 1992 mit der Produktion von

Müsli sowie tiefgekühlten Dinkel- und Grünkernprodukten eine halbe Million Mark Umsatz im Jahr. Demnächst werden sie die Genossenschaft auflösen und statt dessen eine «Bundschuh Naturkost GmbH» gründen. Diese Firma soll von Mai an den Naturkost-Einzelhandel in ganz Deutschland aus Boxberg auch mit gefüllten Kartoffeltaschen, Dinkel-Vollkorn-Röllchen, Grünkern-Nockerln, Kartoffel-Gemüse-Aufläufen und Pizzen versorgen. Dann rückt endlich das Ziel näher, in ein paar Jahren ein eigenes «Ökologie-Zentrum» mit Läden, Reformhaus und einer Gemeinschaftswohnanlage aufzubauen.

Tübingen bekommt eine «Kirch' am Eck»

(epd) Eine ökumenische «Kirch' am Eck» soll auf dem Gelände der geräumten Tübinger Hindenburgkaserne entstehen. Nach dem Abzug der französischen Truppen haben die evangelische Eberhardsgemeinde und die katholische Pfarrei St. Michael in der Südstadt damit begonnen, in dem heranwachsenden Wohn- und Bürogebiet für rund 350 000 Mark einen gemeinsamen kirchlichen Treffpunkt zu schaffen. Ab Herbst 1998 sollen dort Gottesdienste gefeiert werden. Eine 128 qm große behindertengerechte Wohnung wird dazu umgebaut. Zur Zeit schmiedet man noch weitere Pläne wie die Errichtung eines Glockenturms. Die «Kirch' am Eck» ist eine von 30 Parteien einer zweckgebundenen Baugenossenschaft der künftigen Eigentümer. Die Kirche sei willkommen.

Bodennahes Ozon: Alles nur Panikmache?

(dpa/lsw) Die in Deutschland üblichen Ozonbelastungen sind nach Ansicht des Freiburger Umweltmeteorologen Helmut Mayer nicht gesundheitsschädlich. Bei einer Fachtagung in Freiburg sprach Mayer, der Vorsitzende des Fachausschusses Umwelt-

meteorologie der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft, von «Panikmache». Es lägen keine Erkenntnisse darüber vor, daß die hiesigen Konzentrationen an bodennahem Ozon gesundheitsschädlich seien. Bodennahes Ozon entsteht unter bestimmten, nach Einschätzung der Umweltmeteorologen noch nicht restlos geklärten Bedingungen beim Zusammenwirken von Abgasen und Sonnenlicht. Es reizt die Atmungsorgane und ist auch in kleinen Konzentrationen giftig. In den höheren Schichten der Atmosphäre sorgt Ozon allerdings dafür, daß die Erdoberfläche vor übermäßiger Strahlung geschützt wird. Deshalb löste die Zerstörung dieser Ozonschicht durch Treibgase Besorgnis aus. International wurde vereinbart, die Verwendung von Fluorchlorkohlenwasserstoffen (FCKW) zu reduzieren.

Naturschutzzentrum auf Feldbergturm umstritten

(dpa/lsw) Der Schwarzwaldverein spricht sich gegen die Einrichtung eines Landesnaturschutzzentrums im Fernsehturm auf dem Feldberg aus. Der Turm sei durch die baulichen Vorgaben nicht geeignet, die Besucher optimal aufzunehmen. Zudem müsse ein Naturschutzzentrum mit öffentlichen und privaten Verkehrsmitteln bequem zugänglich sein. Der Feldbergturm sei dagegen nur mit einer etwa halbstündigen Wanderung oder im Sommer über die Sesselbahn erreichbar.

Der Schwarzwaldverein richtet sich damit gegen das Konzept der Gemeinde Feldberg, das ökologische Zentrum in dem Bauwerk einzurichten. Die Gemeinde hatte sich zu diesem Schritt entschlossen, da es aufgrund der leeren Kassen in Stuttgart bisher nicht zu einem Neubau der seit Jahren geplanten Einrichtung gekommen ist. Nach den Vorstellungen der Gemeinde könne durch die Nutzung des Turms zudem ein Abbruch des noch zwei Jahre vom Südwestfunk als Sender genutzten Turmes vermieden werden.

Landwirtschaftsmuseum zog viele Besucher an

(STZ) Einen Besucherrekord meldet das Deutsche Landwirtschaftsmuseum der Universität Hohenheim. Im vergangenen Jahr haben 26 968 Menschen, fast tausend mehr als im Vorjahr, die Ausstellungen besucht. Museumsleiter Dr. Klaus Hermann führt dieses bisher beste Ergebnis auf das große Interesse an den Sonderveranstaltungen im Ausstellungspavillon an der Filderhauptstraße zurück. Besondere «Renner» seien befristete Ausstellungen zu den Themen «Studenten konzipieren einen Bauernhof», «Asháninka – Indianer im peruanischen Regenwald» sowie Darbietungen der Hohenheimer Musikensembles und Theatergruppen gewesen. Positiv habe sich auch die Verlegung der Filderhauptstraße um das neue Wohngebiet Chausseefeld herum ausgewirkt. Daraufhin seien spürbar mehr Einzelbesucher vorbeigekommen.

Ein voller Erfolg sei der Hohenheimer Feldtag im September vergangenen Jahres gewesen. Deshalb wollte man heuer wieder einen anbieten: am 28. Juni. Thema: «Gras- und Heuernte im Wandel der Zeit». Aber auch außerhalb Stuttgarts konnte sich das Landwirtschaftsmuseum präsentieren. 74mal waren die Hohenheimer Sammlungen vergangenes Jahr an auswärtigen Ausstellungen beteiligt.

Seit April gibt es endlich mehr Platz und Gestaltungsraum für die Ausstellung «Motorisierung der Landwirtschaft» – und die historischen Landmaschinen müssen nicht länger den Unbilden des Wetters trotzen. Dieses Jahr soll auch die Hohenheimer Sammlung mit der agrarhistorischen Sammlung im sächsischen Markkleeberg zusammengeschlossen werden, die beiden Standorte sollen jedoch beibehalten werden. So sieht es ein Beschluß der sächsischen Landesregierung vor.

Land gibt 2,5 Millionen für Mörrike-Ausgabe

(dpa/lsw) Das Land Baden-Württemberg unterstützt eine Gesamtausgabe der Werke und Briefe Eduard Mörikes bis zum Jahr 2004 mit insgesamt 2,5 Millionen Mark. Mit dem Geld soll die 1964 begonnene historisch-kritische Ausgabe Mörikes vollendet werden, teilte im März das baden-württembergische Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst in Stuttgart mit.

Die 28 Bände sollen im Jahr 2004 zum 200. Geburtstag des Dichters sämtliche lyrischen, epischen und autobiographischen Originaltexte Mörikes enthalten und bewerten. Die Projektförderung in «Jahren großer Finanzierungsschwierigkeiten» sei ein «Beweis für den hohen Stellenwert der Kulturförderung in Baden-Württemberg», sagte Minister Klaus von Trotha (CDU).

Maria Beig erhielt den Stuttgarter Literaturpreis

(PM) Der diesjährige Literaturpreis der Stadt Stuttgart wurde an die Schriftstellerin Maria Beig verliehen. Maria Beig, der unbestechlichen Chronistin dörflichen Alltagslebens, ist von kompetenter Seite der Ehrentitel «Heimatschriftstellerin» verliehen worden. Kein Geringerer als Martin Walser hat in seinen emphatischen drei «Notizen über Maria Beig» zur weiteren Popularität der preisgekrönten Autorin beigetragen und Wesentliches zu deren literaturhistorischem Rang und der Einzigartigkeit ihrer Erzählweise mitgeteilt. «Literarisch kommt mir, was Maria Beig geschrieben hat, vor wie etwas, was auf der Wiese gewachsen ist, während wir anderen Schreibenden alle im Garten wachsen müssen», schrieb Walser. Mit dem Stuttgarter Literaturpreis wird Maria Beig für ihr umfassendes literarisches Werk geehrt: Acht Romane (zum Teil bereits in 5. Auflage) und zwei Bände mit Erzählungen hat die 1920 am Bodensee geborene Schriftstellerin seit 1982 veröffentlicht. Für ihr Erstlings-

werk, die oberschwäbische Romanchronik «Rabenkrächzen», erhielt sie 1983 den «Alemannischen Literaturpreis», 1990 wurde ihr die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg verliehen und 1992 die Ehrenmedaille der Stadt Friedrichshafen. 1995 erschien anlässlich Maria Beigs 75. Geburtstag ein Buch mit dem Titel «Was zählt», in dem ihr u. a. Martin Walser, Peter Hamm, Katharina Adler, Bruno Eppler und Gisela Linder gratulieren. Maria Beig selbst wartet noch in diesem Herbst mit einem neuen Band auf: Der Titel «Annas Arbeit und andere Erzählungen» wird im September im Jan Thorbecke Verlag in Sigmaringen erscheinen, der auch alle anderen Bücher von Maria Beig verlegt hat.

Personalien

(PM) Der Präsident des Deutschen Heimatbundes, Dr. HANS TIEDEKEN, erhielt für sein langjähriges Engagement in der Heimatpflege das Große Verdienstkreuz mit Stern des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Überreicht wurde diese hohe Auszeichnung am 10. März 1997 auf Schloß Clemenswerth in Sögel/Emsland.

Seit vielen Jahren ist Dr. Tiedeken ein engagierter Vertreter der Heimatpflege und des Umwelt- und Naturschutzes: 1982 zum Präsidenten des Dachverbandes der Heimatverbände in Deutschland gewählt, baute er den Deutschen Heimatbund (DHB) systematisch zu einem großen, einflußreichen Umwelt- und Heimatpflegeverband aus. Die Organisation, die sich bereits seit 1904 schwerpunktmäßig für Natur- und Landschaftsschutz, die Denkmalpflege sowie die Pflege von Brauchtum und Mundart einsetzt, vertritt heute 18 Landesverbände in allen Bundesländern.

Dr. Tiedeken unterstützte im Zuge der deutschen Wiedervereinigung in besonderer Weise die zahlreichen Gründungen und die Wiederbele-

bung von Heimatvereinen auf lokaler, regionaler und Landesebene in den neuen Bundesländern. Ziel des Präsidenten war stets die Förderung der bürgerschaftlichen Selbstverwaltung. Daher erfüllt es ihn mit besonderer Genugtuung, daß sich die dezentralen und föderalen Strukturen in den neuen Bundesländern herausgebildet haben.

Der DHB-Präsident ist in zahlreichen Institutionen und Organisationen ehrenamtlich aktiv. So engagiert er sich u. a. als Mitglied im Nationalen Komitee für Nachhaltige Entwicklung der Deutschen Bundesregierung, im Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz, im Kuratorium der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, im Beirat des Verbandes deutscher Gebirgs- und Wandervereine und in den Stiftungsräten der Stiftung Wald in Not und der Stuttgarter Wilhelm-Münker-Stiftung.

Auch in seinem Hauptamt hat Dr. Tiedeken die Anliegen des Heimatbundes stets vertreten. Von 1959 bis 1978 war er Oberkreisdirektor des Landkreises Aschendorf-Hümmling. Darüber hinaus war er aktiv im Kreisheimatverein und im Vorstand des Emsländischen Heimatbundes tätig. Diese Funktionen behielt er auch als Geschäftsführendes Präsidialmitglied des Deutschen Landkreistages (von 1978 an) und nach seiner Pensionierung im Dezember 1989 bei. Maßgeblich war er u. a. am Erwerb und an der Restaurierung des Schlosses Clemenswerth in Sögel/Landkreis Emsland beteiligt. Es ist daher auch eine besondere Freude für den DHB-Präsidenten, daß ihm die Auszeichnung an dieser Stätte seines Wirkens verliehen wurde.

MATHILDE SCHWEIZER, Fabrikantin, ist in Backnang im Alter von 88 Jahren verstorben. Die Verstorbene, deren Familie, bis zurück zum Großvater, sich für heimatkundliche Belange eingesetzt hat, zählte unter anderem zu jenen Mitgliedern, die die Ortsgruppe Backnang nach dem Zweiten Weltkrieg wieder mit Leben erfüllten. Bis zuletzt wurde ihr Rat gerne gehört. Der Ortsvorsitzende gedachte der Verstorbenen am Grabe mit einem Blumengruß.